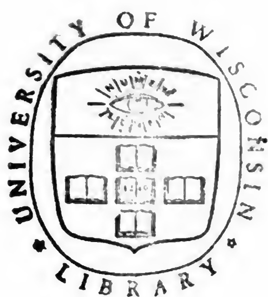
Moritz Hartmann's gesammelte Werke: Bd. Erzählungen ...

Moritz Hartmann, Ludwig Bamberger, ...


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY




UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Fünfter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Erzählungen meiner Freunde.

I.

Der Tanzmeister.

D. Johannes erzählt:

Die kleine deutsch-schweizerische Gesellschaft, die wir in Smyrna bildeten, bestand, vom Zufall zusammengesetzt, wie sie war, aus den verschiedenartigsten Elementen: aus Künstlern, Kaufleuten, zwecklosen Lustreisenden, dienenden und ausgedienten Offizieren. Wir versammelten uns allabendlich in dem großen Saale eines alten Gasthauses, das ein Franzose hielt und in dem eine Maltesische und eine Marseiller Zeitung zu finden waren. Durch diese Zeitungen erhielten wir oft Nachricht über Ereignisse, die in unserer Nähe, in Konstantinopel, im Epirus, im Libanon vorgefallen. Bei einer düster brennenden und übel duftenden Lampe — sie war eben nur von unreinem levantinischem Oele genährt — verzehrten wir unser Nachtessen und saßen dann oft bis spät nach Mitternacht beim Glase Tenedos oder Brussa, zwei Weinen, die so edel sein könnten und Krätzer sind. Unsere Reden hallten in dem weiten, hölzernen, nackten, unmöblirten Saale wider und verloren sich unheimlich in den dunkeln Winkeln. Wie unerquicklich es auch da aussah, um die Lampe herum ging es ganz gemüthlich her. Wir lebten in größter Eintracht, denn nach dem täglichen Umgange mit dummen Türken, betrügerischen Griechen und kriechenden Armeniern freute man sich, in Gesellschaft von Landsleuten zu sein und sich gehen lassen zu können. Es hatte auch Jeder etwas erlebt und es hatte Jeder etwas zu

erzählen. — Eines Abends kam die Rede auf das Duell, und da war es wie immer; die Furchtsamsten und die nie ein Duell gehabt hatten, interessirten sich am Meisten für den Gegenstand und schürten das Gespräch, wenn es erlöschen wollte, immer wieder aufs Neue an. Manche von uns hatten auf diesem Felde Erfahrungen gemacht, und es wurde viel erzählt und, wie bei diesen Gelegenheiten üblich, auch viel für und gegen das Duell theoretisirt. Die sich geschlagen hatten, sprachen sich meist gegen diesen Unsinn aus; die Furchtsamen und Unerfahrenen vertheidigten die alte Sitte mit großem Feuer und großer Entrüstung gegen Alle, die sie angreifen wollten, auch gegen Diejenigen, die eben dieser Sitte schon Opfer gebracht hatten. Natürlich kam auch der Fall aufs Tapet, in dem man sich nicht schlagen könne, und sprach man bei dieser Gelegenheit über nicht satisfaktionsfähige Individuen und Stände, und ich hatte den unglückseligen Einfall, als Beleg zu meiner Theorie von satisfaktionsfähigen Menschen ein Abenteuer aus Leipzig mitzutheilen. Ich erzähle wie folgt:

Im Jahre 184* kam ich nach Leipzig. Ich sollte dort gewisse Angelegenheiten meiner Familie ins Reine bringen; da mir diese indeß nur wenige Zeit im Tage wegnahmen, aber doch der Art waren, daß sie mich wenigstens ein Jahr lang in dieser Stadt zurückhalten konnten, so ließ ich mich inskribiren und machte mich, obwohl ich eben erst die Universität einer andern Stadt verlassen hatte, aufs Neue zum Studenten. Ich konnte noch Vieles lernen; mein wissenschaftlicher Magen war nicht überladen, denn ich kam von einer österreichischen Universität. In der damaligen Zeit grassirte unter den Leipziger Studenten und den vielen daselbst verweilenden jungen Schriftstellern eine wahre Duellirwuth. Ich sah ein, daß ich mich dieser Wuth nicht lange würde entziehen können, und prinzipiell gegen das Duell gestimmt, wünschte ich mit jugendlicher Logik ein oder zwei eklatante Duelle herbei, um dann die andern, nachdem ich Proben meines Muthes abgelegt, mit Anstand von mir weisen zu können.

Die Gelegenheit, meine Tapferkeit treu zu bewähren, sollte, wie es schien, nicht lange auf sich warten lassen.

Auf einem Gesellschaftsballe im Hotel de Pologne hatte ich mich aufs zweiundzwanzigjährigste verliebt, aber seit jenem Balle durch Wochen die Geliebte meines Herzens, die eine Fremde war, nicht zu Gesichte bekommen. Auch konnte ich nie recht erfahren, wer sie gewesen, und fand sie in keiner der vielen Gesellschaften, die ich, immer nur nach ihr suchend, durcheilte. Eines Abends befand ich mich auf dem großen Maskenballe, der zum Vortheil der Armen auf dem Stadt-Theater gegeben wurde. Eine kleine Marquise in Pompadour-Tracht ging an mir vorüber; ich erkannte sie an ihren kleinen Füßen und an der Anmuth ihrer Bewegungen; sie war es. Ich war überglücklich. Daß ich sie auf den ersten Blick unter der Maske erkannt hatte, war mir ein Beweis, daß sie für mich geschaffen war, daß ich sie mit dem Herzen sah 2c. 2c. Auch sie war der zufälligen Zusammenkunft froh; sie verhehlte es nicht, und ich war wie berauscht, als sie an meinem Arme daherging, um sich mit mir in die Reihe der Tänzer zu stürzen. Ich konnte es nicht erwarten, sie mit beiden Armen zu umschlingen, mich mit ihr in einem berauschenden Walzer zu drehen. Aber auf dem Tanzboden, der auf der Bühne war, angekommen, mußten wir uns hinter die wartenden Tänzer stellen und harren, bis die Reihe an uns kommen würde. Die Ordnung wurde von angesehenen Bürgern der Stadt als Kommissaren und von Studenten, die als Pierrots und Harlekins verkleidet waren, aufrecht erhalten. Aber meine kleine Valeria strampelte vor Ungeduld mit den kleinen Füßchen; das konnte ich nicht mit ansehen, ich umschlang ihre Taille und warf mich gegen Ordnung und Gesetz in den Tanz. Ein Harlekin stürzte uns nach, umfaßte mich mit beiden Armen und schob mich aus dem Kreise. Meine kleine Marquise war darüber sehr verdrießlich und sagte: Tanzen wir doch weiter! Das war mir Befehl. Wieder tanzten wir, wieder war der Harlekin da. Aber dieses Mal fügte ich mich nicht so leicht; ich mußte Valerien zeigen,

daß ihr Wille mächtiger war, als alle Gesetze. Als mich der Harlekin zum zweiten Male packte, kochte alles Blut in mir auf; ich faßte ihn seinerseits, schob ihn mit einem Rucke und einem: Dummer Junge! bei Seite und tanzte zur größten Freude meiner Dame unbehelligt weiter. — Kaum hatten wir ausgetanzt, als einer der Kommissare, ein mir befreundeter Bürgerssohn, sich mir näherte und mir in Gegenwart der Dame sagte: Sie haben einen der Harlekins beleidigt; Sie werden eine unangenehme Geschichte haben. — Mein Gott! rief Valerie, Sie werden sich schlagen müssen? — Ein Tanz mit Ihnen ist es werth! antwortete ich. — Valerie war in Folge dessen voll Zärtlichkeit für mich, und ich schwelgte in Glück und Liebe. Durch volle drei Stunden wich ich nicht von ihrer Seite. Endlich ging sie, und ich saß glücklich und träumend auf einer der Bänke, beim Klange der Musik alle schönen Minuten dieser Nacht und alles mögliche Glück in Gedanken durchlebend. — Da stand plötzlich ein kleiner dicker Mann in schwarzem Frack und weißer Kravatte, mit rundem, sehr weichmüthigem Gesichte vor mir und verneigte sich so lange, bis ich aus meinen Träumen erwachte und ihn bemerkte. — Herr Doktor! — fing er mit schmeichelndem, fast unterthänigem Tone an — Herr Doktor, verehrter Herr Doktor, ich habe so viel Schönes und Gutes von Ihnen gehört, ich hatte von jeher auch unbekannter Weise so viel Respekt und Hochachtung für Sie, daß es mir sehr leid thut, Ihre verehrte Bekanntschaft auf so unangenehme Weise gemacht zu haben ... es thut mir wirklich herzlich leid. — Ich kannte den Mann nicht und glaubte nach seiner Haltung und seinen Worten, daß er sich für irgend eine mir angethane Verletzung, die ich nicht kannte, entschuldigen wollte. — Ich verstehe Sie nicht, antwortete ich, mit wem habe ich die Ehre? — Ich bin, antwortete der höfliche Mann, ich bin derselbe, den Sie vorhin so hart angefahren haben; ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen, ich habe nur meine Pflicht gethan und die Ordnung aufrecht erhalten. — Ich verstehe Sie noch immer nicht. — Ich bin — fuhr der Mann

im schwarzen Fracke fort, der Harlekin von vorhin. — Wie! — war der Harlekin nicht ein Student? man sagte mir, daß die Harlekins und Pierrots Studenten waren? — Ganz richtig, bestätigte jener — alle anderen waren Studenten; aber ich war auch als Harlekin verkleidet, da ich vor Allen den Tanz zu überwachen hatte, denn ich bin der Tanzmeister L... und eigens dazu angestellt. Sie sehen ein, lieber Herr Doktor, daß ich nur meine Pflicht gethan habe, und werden gewiß das beleidigende Wort zurücknehmen. — Ich wußte nicht, sollte ich über das Qui pro quo auflachen, oder sollte ich mich schämen, den guten, inoffensiven Mann, der so traurig und flehentlichst vor mir stand, beleidigt zu haben. — Gewiß, lieber Herr L..., rief ich, indem ich ihm die Hand bot, nehme ich die beleidigenden Worte gern zurück. Verzeihen Sie mir! — Der Mann drückte mir die Hand mit großer Dankbarkeit und ging sehr froh von mir. Eben so froh war ich, die Sache auf diese Weise abgemacht zu haben, denn wie wäre ich mir, wie wäre ich Valerien vorgekommen, wenn ich mich mit einem Tanzmeister geschlagen hätte! Ein Tanzmeister ist eigentlich wie ein Weib; man schlägt sich nicht mit einem Tanzmeister.

Der größte Theil der Gesellschaft gab mir Recht. Aber der Kapitän von Rechberg, der mir gegenüber saß, sprang vom Stuhle auf, lehnte sich zu mir über den Tisch herüber und rief mit aufgeregter Stimme: Warum sollte man sich mit einem Tanzmeister nicht schlagen? Das sehe ich nicht ein! Ein Tanzmeister kann ein sehr ehrenwerther Mann sein, und wen ich der Ehre meiner Beleidigung würdige, den muß ich auch der Ehre eines Duelles mit mir würdigen. — Warum nicht? — Der Tanz ist eine Kunst, wie eine andere Kunst; der Tanzmeister ist ein Künstler. Die Griechen haben den Tanz sehr hoch gestellt. Ich möchte Den sehen, der sich nicht mit einem Künstler schlagen wollte. Weil der Tanzmeister für Geld tanzt? In unserer modernen Gesellschaft thut man Alles fürs Geld, für den Stand, für die Stellung, für die Nahrung von Weib und Kind, und

man ist darum nicht entehrt. Welche aristokratische Ideen! Doch was sage ich aristokratisch? Ein ächter Aristokrat wird sich mit Jedem schlagen, den er einer Beleidigung für werth hält.

Der Kapitän brachte alle diese Sätze ordnungslos und rasch hervor. Seine Stimme zitterte vor Aufregung. Es entspann sich eine Diskussion, und seine Aufregung wuchs mit jedem Einwurfe, mit jedem Widerspruche. Er verließ den Tisch und ging in der Stube, immer sprechend, manchmal schreiend, auf und ab. Die anderen Mitglieder der Gesellschaft sahen einander erstaunt an und staunten noch mehr, als er, der immer der Aristokrat unter uns gewesen, im Laufe der Diskussion Ansichten von der Gleichheit aller Stände aussprach, die zu den radikalsten gehörten. Seine Lippen wurden blaß und zitterten, und während er seinen langen, blonden Schnurrbart mit der einen Hand aufs Heftigste strich, focht die andere in der Luft, als ob er einen Degen führte. Ich war von diesem Eifer für verkannte, unter dem Vorurtheil leidende Stände fast beschämt, um so mehr beschämt, da der Kapitän als Militär, als Träger eines alten Namens und als Offizier, der sich bereits in mehreren Feldzügen als tapferer Mann ausgezeichnet hatte, in Folge aller dieser Eigenschaften kompetenter, liberaler und jedenfalls Recht zu haben schien. Ich war für ihn verletzt, als ein kleiner Kommis über seinen Eifer für den Leipziger Tanzmeister auflachte, und es that mir weh, als er darauf hin seine Mütze nahm und nach einem kurzen Gruße, offenbar sehr verstimmt, das Zimmer verließ.

Man schüttelte den Kopf und war unzufrieden: man fürchtete, den Kapitän gekränkt zu haben. Er war in der Gesellschaft sehr beliebt, denn er war ein guter Kamerad, ein vortrefflicher Erzähler und das belebende Prinzip des ganzen Kreises. Schon seine äußere Erscheinung nahm für ihn ein. Gedrungen und fein gebaut, glaubte man beim ersten Anblick an Kraft und Elastizität zugleich, und jede Bewegung fügte noch den Glauben an wahrhaftige und männliche Anmuth hinzu. Mit seinem unverhältnißmäßig kleinen Füßchen trat er sehr sicher, beinahe

lärmend auf; aus seinem breiten Brustkasten kam eine kräftige Stimme hervor, welcher der kleine Mund etwas Weibliches gab. Weiblich war auch die helle Farbe des Gesichtes, die durch das beinahe röthliche Haar motivirt, jedoch durch den ganzen Ausdruck, besonders aber durch eine lange Narbe auf der breiten Stirn Lügen gestraft wurde. Seinem Anzuge sah man es an, daß er nicht im Ueberflusse lebte, doch erschien er immer als ein Gentleman. Was aber vorzugsweise für ihn gewann, war die Ruhe und Würde, mit der er widerwärtige Schicksale und manchmal Mangel ertrug. Wir wußten nur von ihm, daß er, nachdem er sich in Schleswig-Holstein geschlagen, nach Indien gegangen, dort der englischen Kompagnie bei Regulirung des Ganges Dienste geleistet und daß er jetzt bei Ausbruch des Krieges nach der Türkei gekommen und sich um eine Anstellung in der Armee bemühte — eine Bemühung, die bis zur Stunde keine Früchte getragen. Seit er in unsere Gesellschaft gekommen, kannten wir Indien so gut, wie irgend ein anderes Land: denn Kapitän von Rechberg erzählte so anschaulich, mit so viel Geist und Lebhaftigkeit, daß es eine Freude war, ihm zuzuhören, und daß er sich mit seinem Talente unser aller Dankbarkeit und Freundschaft erworben hatte. Mir persönlich war er noch werther als den Anderen, denn mich interessirten seine Mittheilungen tiefer und von anderem Standpunkte aus als dem der bloßen Neugierde; auch waren wir Zwei die gebildetsten Menschen dieser zufällig zusammengewürfelten Gesellschaft von Landsleuten und beide mehr oder weniger unbeschäftigt. Ganze Stunden und Tage trennten wir uns nicht von einander. Wir fuhren auf dem Kahn über den herrlichen Golf von Smyrna bis hinein in das romantische weiße Schloß, das den engen Eingang bewacht, oder wir wandelten unter den Palmen am südlichen Ufer auf und ab, angeweht von der lieblichen Brise, die sich an den heißesten Tagen gegen vier Uhr Nachmittags auf dem Golfe erhebt und die erschlafften Lebensgeister wieder belebt. In Kapitän Rechbergs Gesellschaft fürchtete ich auch von Zeit zu Zeit

einen Ausflug in die Berge nicht, obwohl sie damals durch den berühmten Maulthiertreiber und seine Räuberbande unsicher gemacht wurden; über die Ruinen des genuesischen Kastelles drangen wir oft bis an den römischen Viadukt und in das Thal Homers vor, um dort auf der durch die Tradition mit Recht oder Unrecht geheiligten Stelle mit lauter Stimme einen oder zwei Gesänge des ewigsten Gedichtes zu lesen. So hatte sich zwischen uns Beiden bald eine Intimität gebildet, die es mir jetzt peinlicher machte, als allen Anderen, daß der Kapitän so aufgeregt und offenbar in unangenehmer Stimmung gegen die Gesellschaft, in unangenehmster wohl gegen mich, der ich die Diskussion durch meine Erzählung hervorgerufen, den Saal verlassen hatte.

Ueber den Vorfall nachdenkend — denn es schien mir, als ob der Kapitän nicht ohne Grund die Sache so persönlich genommen — saß ich noch spät und allein vor meiner Flasche und mit dem Tschibuk im Munde da und beschloß, nächsten Morgen um Aufklärung zu bitten. Eben wollte ich mich erheben und mich auf meine Stube im selben Hause zurückziehen, als die Thür aufging und der Kapitän wieder eintrat. Er verlangte eine Flasche Tenedoswein und setzte sich wieder mir gegenüber. Ehe der Wirth die Flasche brachte, saß er schweigend da, den Kopf in beide Hände gestützt. Man hörte durch das offene Fenster nur das häßliche Aechzen der Kameele, die an der Wand vor dem Wirthshause angebunden waren und lagerten, und das melodischere kleine Branden der Wellen des Golfes an den Balken der zerbrochenen Landungsbrücken. — Nachdem der Wirth die Flasche gebracht, verlangte der Kapitän noch ein Nargileh. Als auch dieses auf dem Tische stand, ging der Kapitän an die Fenster, schloß eines nach dem andern, sah sich in der dunklen Stube um und setzte sich, nachdem er sich überzeugt, daß wir allein waren, wieder an den Tisch, leerte ein Glas und that einen tiefen Zug aus dem Nargileh. Dann neigte er sich zu mir hinüber und lächelte. Aber es war ein Lächeln, das die Franzosen so bezeichnend un rire jaune nennen, ein gelbes Lächeln.

Also, lieber Freund, sagte er so lächelnd, Sie würden sich mit einem Tanzmeister nicht schlagen wollen?

Lassen wir das, lieber Rechberg. Das Gespräch hat Sie vorhin zu sehr verstimmt; warum wieder darauf zurückkommen? Sprechen wir nicht mehr davon.

Im Gegentheil, sprechen wir davon! Wir müssen darüber sprechen, ich bin deßhalb zurückgekommen. Es liegt mir nichts an der Meinung der Anderen, aber mit Ihnen will ich mich auseinandersetzen. Es handelt sich um Grundsätze der Ehre; was hat unser einer Besseres als die Ehre? Der Gegenstand ist wichtig, und keine Auseinandersetzung über einen solchen Gegenstand kann überflüssig sein. Ich muß mit Ihnen sprechen.

Nun, wenn es Ihnen eine solche Herzensangelegenheit ist, so sprechen Sie! — Aber Rechberg sprach nicht, er legte wieder den Kopf in die Hand und zeichnete gedankenlos mit dem Finger der anderen allerlei barocke Figuren mit Hülfe des vergossenen Weines auf den Tisch. Endlich sah er auf und sagte: Ich habe nicht nur theoretisch mit Ihnen zu diskutiren, ich muß Ihnen auch allerlei anvertrauen und erzählen.

Gut, sagte ich, wenn Ihnen Das ein Bedürfniß ist, machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten und erzählen Sie; Sie erzählen so gut. Ich stelle Ihnen mit Vergnügen diese ganze Nacht zur Verfügung.

Aber — sagte wieder Rechberg und unterbrach sich, indem er einen tiefen Schluck aus dem Glase that — aber — aber wenn ich Ihnen erzählt habe, müssen wir uns schlagen, und zwar gleich diesen nächsten Morgen.

Dann erzählen Sie nicht! rief ich — schweigen Sie, verstummen Sie, ich will nichts hören, ich habe nicht die geringste Lust, mich mit Ihnen zu schlagen. Es wäre mir eben so unangenehm, mich um meine einzige Gesellschaft in Smyrna selbst zu berauben, als von Ihnen über den Haufen geschossen zu werden.

Rechberg sah mich mit Augen voll Freundschaft und Wohlwollen an. — Thun Sie mir den Gefallen — sagte er dann

bittend — hören Sie mich an; es liegt mir daran, daß Sie wissen, mit wem Sie umgehen, und daß Sie nach meiner Erzählung urtheilen. Sie leisten mir einen wahren Freundschaftsdienst.

Zum Teufel, schrie ich ungeduldig, ich will Ihnen keinen Freundschaftsdienst leisten, wenn ich mich dafür schlagen muß. Wenn Sie diese Bedingung wegnehmen, dann will ich hören.

Das kann ich nicht, erwiederte der Kapitän, das steht fest in mir, wie der heiligste Grundsatz, daß Derjenige, der Das, was ich Ihnen erzählen will, von mir weiß, sich mit mir schlagen müsse.

Also schweigen Sie, ich will nichts wissen! rief ich mit fast gebieterischem Tone.

In der That schwieg er und sah vor sich hin. Mit Unruhe aber bemerkte ich, daß er ein Glas nach dem andern hinunter stürzte und mit Eifer an seinem Nargileh zog, daß das Wasser im Gefäß murrte und aufkochte und Blasen und Strudel bildete, — ein Abbild der Vorgänge in seinem eigenen Herzen. Ich stand auf und reichte ihm die Hand zum Abschiede; er nahm sie aber nur, um mich auf meinen Sitz zurück zu zwingen.

Hören Sie, nur zwei Worte, sagte er.

Zwei Worte, dachte ich, können nicht so gefährlich sein; sie können die tödtliche Erzählung nicht enthalten; hören wir ihm zu, es scheint ihm so viel daran zu liegen. Vielleicht wälzt er mit diesen zwei Worten eine schwere Last von seinem Herzen; ich muß sie hören, das bin ich ihm schuldig.

Der Kapitän stand auf und schritt einige Male in dem weiten Saale auf und nieder! zwei oder drei Mal blieb er in einem dunklen Winkel stehen, als ob er mir den Kampf verbergen wollte, den er in sich auskämpfte. Plötzlich hielt er vor mir und sagte mit fester Stimme:

Ich bin ein Tanzmeister!

Ich war wie vom Blitz getroffen und hatte doch nur das kleine Gefühl allergewöhnlichster Verlegenheit. Ich sah vor mich

hin und hatte nicht den Muth, ihn anzublicken oder auch nur eine Sylbe zu sagen. Mit jedem Worte fürchtete ich, ihn zu beleidigen, eben so mit jeder Miene, mit einer erschrockenen sowohl als mit einer gleichgültigen oder heiteren.

Gut, sagte ich endlich, was liegt weiter daran! Mit dem einen Worte haben Sie mich bekehrt, gute Nacht!

Nein, stammelte der Kapitän, setzen Sie sich. Sie haben nun die Hauptsache gehört; das Uebrige ist Nebensache. Jetzt müssen Sie meine Geschichte hören, da Sie die Pointe kennen, sonst bin ich Ihnen gegenüber in einer schlimmeren Lage als vorhin.

Ich setzte mich resignirt wieder hin, mit dem Gedanken, daß ihn die Erzählung beruhigen und daß am Ende aus dem Duelle doch nichts werde. Kapitän v. Rechberg setzte sich mir gegenüber, trank noch einmal und begann sofort mit fester Stimme:

Ich bin der Sohn eines alten, aber verarmten adeligen Hauses im Württembergischen; um mich mit meiner Armuth in größeren Verhältnissen unbemerkt zu verlieren, nahm ich Dienste in Oesterreich und setzte es durch, daß man mich in ein kleines Nest in Ungarn garnisonirte, wo ich halb und halb von meiner Gage leben konnte. Auf den Schlössern der Umgegend erfuhr ich viel Freundlichkeit und gewann bald Land und Leute sehr lieb. Als die Revolution ausbrach, war mir zu Muthe, als ob ich mich gegen meine eigenen Landsleute schlagen sollte und zugleich gegen meine eigene Partei; denn ich betrachtete die magyarische Revolution, und schwerlich mit Unrecht, als eine aristokratische. Aber die Ehre gebot mir, in den Reihen zu bleiben, in denen ich im Frieden gedient hatte; es wurde mir Gelegenheit gegeben, mich auszuzeichnen, und ich benutzte sie, als ein wahrer Soldat, der im Detail nicht immer an das Prinzip denkt. Mit dem Ende der Revolution war die Zeit gekommen, da ich den Lohn meiner Dienste, das ist Beförderung, heimtragen sollte. Aber ich verschmähte den Lohn für Thaten, bei denen mein Herz nicht betheiligt war, ich sehnte mich im Gegentheil nach einer Gelegen-

heit, meine innere Schuld zu sühnen. Ich verließ Oesterreich mit dem Titel Kapitän und ging nach Schleswig-Holstein, um das Glück, für eine Sache des Vaterlandes gekämpft zu haben, auch einmal zu kosten. Sie wissen, wie es mit Schleswig-Holstein geendet hat. Arm und baar aller Hülfsmittel ging ich nach England, um irgend eine neue Carriere zu beginnen. Ich gab Lektionen. Einer meiner Schüler munterte mich auf, nach Indien zu gehen, wo man Ingenieurs brauchte, bei den hydrographischen Arbeiten und der Regulirung des Ganges. Man machte mir Aussicht auf glänzendes Gehalt und versprach mir goldene Berge. Goldene Berge thaten mir im höchsten Grade noth. Meine gute Mutter, deren einzige Stütze und Hoffnung ich war, hatte den letzten Rest ihres Vermögens hergegeben, um mich während meines Aufenthaltes in Oesterreich zu unterstützen. Ich hatte diese Unterstützung angenommen, hoffend, daß ich um die Zeit, da ihr Vermögen auf die Neige ginge, einen genug hohen Grad einnehmen werde, um ihre Opfer ihr heimzahlen zu können. Damit war es nun nichts, da ich ganz dienstlos dastand, und mit Schauer sah ich die Zeit heranrücken, da meine arme Mutter dem Mangel, einem entbehrungsvollen, unglücklichen Alter hingegeben sein würde. Ich überstürzte meine Reise nach Indien und brachte nicht alle jene kostbaren Empfehlungen mit, die ich mir hätte verschaffen, und die mir hätten sehr nützlich sein können. In Kalkutta angekommen, fand ich alle Stellen, auf die ich gehofft hatte, besetzt. Niemand interessirte sich für mich, und ich war nicht der Mann, mir die Theilnahme einflußreicher Menschen durch Zudringlichkeit oder Schmeichelei zu erzwingen. Das furchtbar theure Leben in Indien hatte meine kleine Baarschaft bald aufgezehrt; von der Gesellschaft war ich ausgeschlossen, weil ich nicht, wie jeder Gentleman in Indien, eine Dienerschaft von zehn oder fünfzehn Eingeborenen bezahlen konnte. Es war bald so weit gekommen, daß ich mich von den Früchten der Bäume vor der Stadt nährte. Wenn ich da hinausging, um meine tägliche Nahrung zu holen, war es mir, als ob mich die Affen und

Papageien auf den Bäumen verhöhnten. In dieser schrecklichen Zeit der Noth, die ich nur überlebte, weil ich das Leben als eine Pflicht gegen meine Mutter ertrug, kamen von ihr Briefe voll unterdrückter Klagen. Zwischen den Zeilen las ich eine lange Geschichte ihrer Entbehrungen. Ich war zu Allem bereit; ich hätte mit den Sudras arbeiten und die niedrigsten Geschäfte verrichten mögen; da erfuhr ich, daß man für eine Art von Kadettenschule, die in Kalkutta besteht, einen Tanzlehrer suche und deßhalb nach Europa schreiben wolle. Mein Entschluß war gefaßt; ich berechnete, daß ich mit der Hälfte des Gehaltes leben könnte, daß die andere Hälfte meiner Mutter in Württemberg eine nicht nur sorgenfreie, eine beinahe glänzende Existenz sichern würde. Was kümmerten mich alle Vorurtheile? Und war ich nicht in einer fremden Welt? Und Sie wissen, daß man sich in fremden Verhältnissen, abgelöst von unserer ganzen Vergangenheit, leichter zu Dingen entschließt, die uns zu Hause und in der gewohnten Umgebung eine Unmöglichkeit scheinen würden. Zudem war das Institut ein militärisches; ich konnte mir mit der Sophistik des Unglückes und des inneren Widerstreites einreden, daß ich eigentlich in der Carriere bleibe. Habe ich nicht dumme Bauernjungens gehen gelehrt? — warum sollte ich junge Gentlemen nicht tanzen lehren? — Ich stellte mich dem Major, dem Vorsteher des Instituts, vor und wurde angenommen, trotzdem ich ihm nicht, wie er es gern gewünscht hätte, eine Probe vortanzte. — Als ich des Abends im Tanzsaale des Institutes erschienen war, waren nicht nur die jungen Kadetten da, sondern auch ihre Mütter und Schwestern, Frauen und Töchter der Zivil- und Militär-Beamten der Königin und der Compagnie. Alles wollte mittanzen und tanzte auch mit; so war es immer gewesen, und es verstand sich von selbst, daß es auch fürder so sein sollte. — Erlassen Sie es mir, Ihnen zu beschreiben, wie mir zu Muthe gewesen ist, als ich mich hinstellen und den Jungens und den Damen die pas vormachen mußte. Als ich auf den Schlössern Ungarns mit den liebenswürdigen Magyarinnen tanzte, hätte ich es nicht

geglaubt, daß der Tanz, den ich so sehr liebte, mich dereinst so tief unglücklich machen, so demüthigen, so in meinem Innersten zu Grunde richten würde. — Natürlich war ich von diesem Augenblicke an als ein professional man und als Tanzmeister von der Gesellschaft ganz und gar ausgeschlossen. Niemand ging mit mir um, als ein guter Deutscher, ein Kaufmann, der mein Unglück sah und mich bedauerte. Der gute Landsmann arbeitete, ohne mein Wissen, daran, mein Leben zu verbessern, während ich mich dumpf und stumpf darein ergab. Er besorgte die Geschäfte eines hohen Beamten, des Lord B..., und wußte diesen für mich zu interessiren und ihn glauben zu machen, daß es seine Pflicht sei, einen Adeligen und Offizier aus so demüthigender Stellung zu befreien. Nachdem ich an sechs Monate als Tanzmeister fungirt, brachte mir mein Freund plötzlich einen Brief, mit dessen Hülfe ich in Bombay bei den hydrographischen Arbeiten angestellt werden sollte. — Ich kündigte meinen Dienst und reiste mit dem nächsten Dampfschiffe nach dieser Stadt, wo mich in der That ein freier Platz schon erwartete. Es war mir, als wäre ich von den Todten auferstanden. Die Luft der Gesellschaft schien mir wie die Himmelsluft nach jahrelanger Einkerkerung. Man wußte nichts von meiner Kalkuttaer Vergangenheit, man kannte nur meinen adeligen und militärischen Titel und behandelte mich darnach. Doch blieb ich nicht lange in Bombay. Unsere Arbeiten führten uns fern von aller europäischen Gesellschaft die Küsten entlang und hier und da meilenweit in die Mündung eines Flusses hinein, in durch und durch indische Gegenden. Nach mehreren Monaten gewissenhafter Anstrengung bekamen wir Urlaub, um die heißeste Jahreszeit in einer kühleren Gegend zubringen zu können. Wir gingen nach Agra, in dessen Nähe sich während der Sommermonate die ganze Gesellschaft der Umgegend in luftigen Häusern, im Schatten der Berge versammelt. Wir lebten dort aufs Angenehmste. Jede Nacht war Reunion; man plauderte, sang, musizirte, tanzte, und the german gentleman war sehr beliebt und spielte eine

Rolle, wie ehemals an den Ufern der Theiß. Man unternahm nichts ohne mich; ich war überall geladen; in allen Dingen des Geschmackes verließ man sich auf mich; ich war oberster Richter. Die Damen zeichneten mich aus; die Männer erwiesen mir Achtung, denn ich war ihnen als ein tapferer Offizier und als sehr nützliches Mitglied der hydrographischen Expedition gerühmt worden. Auch hatte der Prinz Waldemar von Preußen in diesen Ländern ein so schönes Andenken zurückgelassen, daß es jedem Deutschen zu Gute kam. Mein Tanzmeisterleben erschien mir wie ein Traum, manchmal glaubte ich nicht mehr an diesen bösen Traum. Ich sollte daran glauben.

Kapitän von Rechberg schwieg und athmete tief auf. Dann wischte er sich den Schweiß ab, der plötzlich auf seiner Stirn erschien, setzte das Glas an die Lippen, leerte es mit einem Zuge und versuchte, ob das Nargileh noch rauchte. Es war aber erloschen. Er warf das Rohr von sich und sah mich gedankenlos an. Ich forderte ihn nicht auf, fortzufahren, doch begann er nach einem langen Seufzer aufs Neue.

Eines Nachts war die Gesellschaft wieder in dem eigens zu diesem Zwecke aus Bambusrohr erbauten Saale zu einem Balle versammelt. Es war heute schöner als sonst, denn man feierte das Fest der Lady C..., einer ältlichen, aber sehr beliebten und einflußreichen Dame, der Jeder den Hof zu machen suchte und die mich unter ihre besondere Protektion genommen. Die Damen glänzten in ihren reizendsten, wie leichtesten Toiletten; mehrere zu dem Feste zugelassene Parsi-Gentlemen und Ladies und einige pensionirte Königssöhne erfüllten den Saal mit dem Glanze ihrer Diamanten. Die Nacht war ziemlich kühl und die Lebensgeister erfrischt; an den breiten Eingängen standen Hindus und zogen die Vorhänge auf und zu, um im Saale eine angenehmere Luftbewegung hervorzubringen. Ich hatte eben deutsche Lieder gesungen und das Lob meines musikalischen Vaterlandes und mein eigenes mit Genugthuung hingenommen. Man sollte tanzen, und ich stand bereits neben einer jungen Dame, die mir vor

allen Anderen gefiel und sprach mit ihr über deutsche Musik und Poesie. Da trat ein junger Offizier der Kompagnie in den Saal. Ich erkannte ihn augenblicklich; es war der Lieutenant Mr. Hirsley, Sohn eines Londoner Alderman und mein ehemaliger Schüler in Kalkutta. Wie er durch den Saal ging, war es mir, als ob mein Schicksal auf mich losginge. Um die gefeierte Dame des Abends zu begrüßen, mußte er an mir vorüberkommen. Ich hatte einen Augenblick die Idee, den Kopf abzuwenden, um nicht von ihm erkannt zu werden, aber etwas in mir war stärker, als dieser mein Wille, und herausfordernd starrte ich ihm entgegen. Sein Blick fiel auf mich, und mit einem durch die Nase gesprochenen „Ah, jetzt hier?“ und mit einer verächtlich grüßenden Handbewegung ging er, ohne irgend eine Erwiderung von meiner Seite zu erwarten, an mir vorüber. Meine junge Dame sah mich fragend und verdutzt an; ich erwiderte ihren fragenden Blick mit einem blödsinnigen Lächeln. Es wurde ihr unheimlich in meiner Nähe, und mit der Versicherung, daß sie sogleich wieder kommen wolle, stahl sie sich von mir fort zu ihrer Mutter. Ich stand starr auf demselben Flecke. Die Tanzmusik begann und weckte mich. Ich raffte mich auf, sah mich nach meiner Dame um, und da ich sie nicht neben mir fand, ging ich strammen Schrittes auf sie zu und holte sie zum Tanze ab. Ich faßte sie mit Gewalt und tanzte in einer Art von Wuth, ohne Mr. Hirsley aus den Augen zu verlieren. Da bemerkte ich, wie er sein Gläschen vors Auge steckte und mich ansah und sich dann mit einer Geberde der Verwunderung an die gefeierte Dame des Abends wandte. Nachdem ihm diese einige Worte erwidert, lachte er laut auf und schien ihr Aufklärungen zu geben. Sie schlug die Hände zusammen und wandte sich zu der Dame, die neben ihr saß, und bald ging, wie ein Lauffeuer, ein Zischeln durch den ganzen Saal, längs den Stühlen und Sophas, auf denen rings umher die Mütter und gardes des dames saßen. — Ich tanzte, als wollte ich niemals enden, aber meine Dame sank endlich kraftlos auf einen Stuhl. Sofort zischelte ihr eine Nachbarin

etwas ins Ohr. Sie erblaßte, sah mich mit einem Blicke des Vorwurfes an und entschuldigte sich mit ihrer Erschöpfung, als ich wieder zu tanzen anfangen wollte. Als die Musik verhallte, lief sie, ohne meinen Arm anzunehmen, zu ihrer Mutter zurück.

Während der Pause ging ich in dem Saale wie ein Ausgestoßener umher. Doch war es mir unmöglich, fortzugehen; es schien mir, als müßte ich diese ganze dumme Gesellschaft herausfordern, oder, wenn meine Berührung verunreinigte, wie die Berührung eines Sudra, sie verunreinigen. Kaum begann die Musik aufs Neue, als ich mich einer sehr aristokratischen Dame näherte und sie zum Tanze aufforderte. Sie entschuldigte sich und sah bei Seite. Ich weiß nicht, was mich trieb, die Demüthigung bis auf die Neige auszutrinken; vielleicht die Lust an der Rache, welche die Ueberzeugung von ihrer Aller Beschränktheit gewährte. Ich ging von einer zur andern und holte mir Korb nach Korb, manchmal auch einen Blick voll verachtender Hoheit. Dann erst ging ich stolz und lächelnd durch den Saal und nach Hause.

Mit Morgenanbruch, der nicht fern war, nahm ich meinen Degen und meine Pistolen und begab mich zu einem der Offiziere der hydrographischen Expedition, der mir während der ganzen Zeit viel Freundschaft erwiesen hatte. Ich ersuchte ihn, mir zu folgen, da ich seiner in einer Ehrensache bedürfe. Er hüstelte zwar ein wenig verlegen, folgte mir aber doch. Wir gingen in das Haus Mr. Hirsleys, den wir auf seinem Divan ausgestreckt fanden.

Mr. Hirsley, sagte ich ruhig, ich komme, um Ihnen zu beweisen, daß ich ein eben so guter Offizier und vielleicht ein besserer Gentleman bin, als Sie. Wir werden uns schlagen.

Oh — gähnte er — schlagen? Ein Gentleman schlägt sich nicht mit einem Tanzmeister!

Ich faßte ihn am Arm und riß ihn vom Divan auf: Sie müssen!

Nein, rief er mit dem Fuße stampfend — ich werde Sie hinauswerfen lassen.

Er hatte kaum ausgesprochen, als eine Ohrfeige auf seiner Wange brannte. Wüthend stürzte er in das zweite Gelaß und kam mit bloßem Degen zurück und drang auf mich ein. Indessen hatte ich instinktmäßig meine Waffe gezogen und wollte mich vertheidigen und den Kampf zu einem regelmäßigen machen. Aber mein Gegner drang auf mich ein, ohne meinen Degen zu beachten, und rannte wüthend in die Spitze, daß sie ihm tief in die Brust eindrang. Eine halbe Sekunde, nachdem er aus dem zweiten Zimmer herausgekommen war, lag er in den letzten Zügen vor meinen Füßen. Auf das Geschrei, das die Diener erhoben, kamen die Offiziere herbei, die in der Nachbarschaft wohnten. Nach den Vorfällen der Nacht und nach wenigen Worten meines Zeugen begriffen sie schnell den ganzen Hergang. Sie beriethen sich unter einander und beschlossen, die Sache so günstig für mich, als möglich, abzumachen. Ein alter Major näherte sich mir und sagte: Fliehen Sie! unsere Gesetze sind strenger als die des Kontinents. Wir wollen Sie retten, weil Sie unglücklich und halb und halb unschuldig sind. Eilen Sie nach Kalkutta und verlassen Sie Indien; wir werden Sie nach einer andern Richtung verfolgen lassen, und der Rapport wird erst nach Ihrer Abreise in Kalkutta ankommen.

Die Offiziere thaten noch ihr Möglichstes, um meine Reise nach Kalkutta zu erleichtern und zu beschleunigen. Dort angekommen, erfuhr ich von den Vorgängen in Europa und beschloß, dem Padischah meine Dienste anzubieten. Die türkische Armee, sagte ich mir, ist nicht so wählerisch; sie macht Barbiere zu Generalen, sie wird einen Tanzmeister nicht verschmähen! und ich schiffte mich auf dem ersten Schiffe der Overland mail ein.

Glauben Sie, daß ich den Tod jenes jungen Mannes bedauerte? — Nein, ich gestehe es Ihnen offen, ich habe es nicht gethan. Ich fühlte mich im Kriege mit der ganzen Gesellschaft, mit Jedem, der mich nicht als vollwichtigen, ehrenhaften Mann

gelten lassen will, weil ich einmal Tanzmeister gewesen. Mein ganzes Wesen geht immer geharnischt und gewaffnet einher, bereit, sich zu vertheidigen und anzugreifen — zu vernichten. Weit entfernt, durch den blutigen Ausgang jenes ersten Konfliktes abgeschreckt zu sein, hat er mich vielmehr in dem Vorsatze bestärkt, nur in einem bewaffneten Frieden, wenn nicht im beständigen Kriege zu leben. Es war mir, als könnte ich mich von jenem Tanzmeister nur dadurch entfernen, nur dadurch zwischen mich und ihn einen weiten, trennenden Raum schieben, daß ich seinetwegen Thaten begehe, enorme, blutige Thaten, die mit einer Tanzmeister-Natur nichts gemein haben. Diese Gefühle, diese Ansichten sind in mir zu Grundsätzen geworden, und ich müßte mich verachten, wenn ich sie verletzte.

Doch ich muß Ihnen weiter erzählen, wie ich in diesen Grundsätzen bestärkt worden.

Auf unserem Schiffe befand sich eines der reizendsten Geschöpfe, das mir je vor Augen gekommen. Miß Adda wurde krankheitshalber in ein besseres Klima, nach Kairo, geschickt. Sie reiste in Gesellschaft einer respektablen älteren Dame und zahlreicher Dienerschaft. Vor ihren Landsleuten, die auf demselben Schiffe reisten, darunter viele Offiziere, die nach der Türkei beordert waren, zeichnete sie sich durch eine überaus edle Bildung des Geistes aus und durch eine stolze Zurückhaltung, die viel schöner und wohlthuender war, als der gewöhnliche bekannte, meist zurückstoßende Stolz der Engländerinnen. Sie hatte das ganze Bewußtsein ihres Werthes und vermied den Umgang mit den Offizieren, die sich manches Mal einer zu sehr ausgelassenen Vergnügungssucht und ihren aus den Einsamkeiten Indiens mitgebrachten, nichts weniger als gesellschaftlichen Gewohnheiten hingaben. Sie war übrigens ihres Stolzes wegen schon in Kalkutta bekannt und bei den Offizieren, die dort die eigentliche Gesellschaft ausmachen, wenig beliebt. Man hatte erwartet, sie auf dem Schiffe, in der Freiheit des Reiselebens, zugänglicher zu finden, und mancher junge Offizier mag darauf stille Hoffnungen

gebaut haben. In ihre Gesellschaft zugelassen zu werden, wäre schon ein Triumph gewesen; vielleicht hätte sich daraus noch ein weiterer Sieg entwickelt. Miß Adda war bei allen Vorzügen noch außerordentlich reich, und unter den Offizieren mögen manche geheime Heiraths-Kandidaten gewesen sein. Als man sich getäuscht sah, war man noch erbitterter gegen sie, und es schien mir, als ob sich eine stumme Verschwörung um sie bildete. Ich konnte den Inhalt dieser Verschwörung nicht ergründen, und doch spielte ich darin eine Hauptrolle. Ich war das Werkzeug, das sie sich zur Rache an Miß Adda auserwählt. Gegen mich war Miß Adda von Anfang an freundlich gewesen; in wenigen Tagen bildete sich zwischen uns ein intimes Verhältniß. Wir waren beinahe den ganzen Tag beisammen; in der Nacht spazierten wir Arm in Arm auf dem Verdeck umher; als wir in Aden anhielten und landeten, durfte ich sie durch die Stadt begleiten und ihren Ritter machen. Die Offiziere mußten nothwendiger Weise eifersüchtig sein, doch ließen sie dieses weder mich, noch Miß Adda fühlen; im Gegentheil schien es mir manches Mal, als ob sie unser Verhältniß begünstigten, indem sie unser Zusammensein, zum Beispiel durch Einräumung eines Platzes neben ihr bei Tische oder auf dem Verdeck, erleichterten. So oft ich mich näherte, wichen alle Anderen zurück und ließen mich allein mit ihr, besonders in der Nacht auf dem Verdeck. Ich glaubte, es stecke hinter diesem Benehmen nur die Absicht, Miß Adda fühlen zu lassen, daß sie meine Bevorzugung und ihre Zurücksetzung mit Gleichgültigkeit hinnahmen. So glaubte auch Miß Adda. Indessen hatten wir bald keine Aufmerksamkeit für alles Das; denn wir waren glücklich. Miß Adda sprach mir manches Mal mit Sehnsucht von den Ufern des Rheins, wo eine ihrer Verwandten, die Wittwe eines indisch-englischen Generals, wohnte, die ihr aus Bonn oft über die Herrlichkeiten dieses Stromes schrieb. In solchen Aeußerungen glaubte ich hoffnungsreiche Anspielungen zu erkennen, und ich träumte von einem unendlichen Glücke im schönsten Rahmen, von einem ruhevollen, liebeseligen

Aufenthalte in einem der reizendsten Flecken Rolandseck, Mehlem, Godesberg. An Adda's Seite stand ich auf dem Apollinarisberge, vor dem Rolandsbogen, auf Nonnenwerth, auf Drachenfels —

„which I should see
With double joy wert thou with me.“

Nach dieser Byron'schen Citation hielt Kapitän Rechberg wieder inne. Er fühlte, daß seine Stimme ihm versagen würde; denn schon zitterte sie vor Aufregung und Rührung, und er unterbrach sich lieber freiwillig, indem er die Stirn an den Rand des Tisches legte. Er sah ganz gebrochen und vernichtet aus, der arme Kapitän. Als er den Kopf wieder erhob, hätte man glauben können, daß er einige geheime Thränen habe unter den Tisch fallen lassen; doch sagte er mit fester Stimme: Verzeihen Sie, lieber Doktor, die Unterbrechung. Ich spreche von einem letzten Lächeln der Hoffnung, des Glückes und von einer Wunde, die noch blutet. Ich will rasch auf das Ende losgehen. Von Suez aus reiste ich mit Miß Adda nach Kairo: auf diesem höchst unbequemen Wege war ihr meine Ritterschaft nothwendiger, als auf der ganzen Seereise. Als wir in Kairo ankamen, fanden wir das Hotel Oriental schon zur Hälfte besetzt von einem großen Theile der Offiziere, unserer Reisegefährten. Es ging im Hotel, wie es auf dem Schiffe gegangen war, nur daß ich noch ungestörter bei Adda und daß wir Beide einsamer waren. Ich machte kleine Ausflüge mit ihr durch die Stadt, in die Moscheen, in die Umgegend. Unsere Intimität wuchs von Tag zu Tage, mit dieser mein Glück. Es schien mir, daß ich der Erfüllung aller Hoffnungen und Wünsche nahe stand. Mit diesem Gefühle ging ich eines Morgens zu ihr, um sie verabredeter Maßen zu einem Spazierritte abzuholen; schon warteten die Araber mit ihren Pferden vor dem Hause. Ich fand Adda's Thür verschlossen. Eine böse Ahnung durchzuckte mich wie mit hundert Messerstichen; ich fühlte, wie ich erblaßte. Ich klopfte mit Gewalt an die verschlossene Thür. Sie öffnete sich, und heraus trat zitternd und verlegen Mistreß Thankley, die Begleiterin Adda's.

Miß kann Sie nicht empfangen, Kapitän! sagte sie leise und furchtsam.

Warum nicht? fragte ich mit tonloser Stimme.

Anstatt zu antworten, fragte sie hingegen: Ist es wahr, was die Offiziere heute Morgen Miß Adda gesagt haben?

Was? fragte ich.

Daß Sie — daß Sie in Kalkutta Tanz-Unterricht gegeben?

Ich antwortete nicht — ich sah sie nur an.

Sie sehen ein, begann sie darauf wieder, ohne fortzufahren. Ich nickte mit dem Kopfe, und sie verschwand in der Stube. Ich stand an den Pfosten gelehnt und wundere mich, daß ich nicht zusammenbrach. Eine Bewegung im Korridor weckte mich; ich sah mich um und erblickte am äußersten Ende einen jungen Offizier, der mich belauschte. Wie ein Blitz that sich mir mit einem Male das Verständniß des ganzen Vorganges, die ganze Verschwörung auf. Die Offiziere kannten mich von Anfang an; sie wollten, daß sich Miß Adda mit mir kompromittire; sie wollten, daß unser Verhältniß ein inniges werde, um sich dann, durch Enthüllung meiner Vergangenheit, an der stolzen reichen Erbin für ihre Zurücksetzung desto empfindlicher rächen zu können.

Mit einem Sprunge war ich an der Seite des jungen Offiziers und packte ihn an der Schulter. Aber wie ich den beinahe knabenhaften Lieutenant vor mir stehen sah, schien er mir meiner Rache unwürdig; auch fühlte ich eine unbestimmte Furcht, daß er mir, wie jener Offizier in Agra, die Genugthuung verweigern könnte. Ich ließ ihn stehen und lief in die Stube des Kapitäns Lassy, der mir immer als der Würdigste und Humanste der ganzen Gesellschaft erschienen war. Ich setzte bei ihm weniger Vorurtheil voraus, und er dünkte mir das würdigste Opfer; ich wollte den Besten aus dem Kreise meiner Widersacher vernichten; ich fühlte mich wieder ganz und gar in dem Kriegszustande, den ich in den letzten drei Wochen über meinem Glücke vergessen hatte. Um es kurz zu erzählen: ich hatte mich in Kapitän Lassy nicht

getäuscht. Wir schlugen uns noch an demselben Tage in der großen Allee von Bulak. Kapitän Lassy ritt dasselbe Pferd, welches für Adda bereit stand. Ich zerschmetterte ihm den rechten Arm, und er wurde ohnmächtig ins Hotel zurückgetragen. Am nämlichen Abend verließ ich Kairo; der Abschied von meinem Glücke war genommen, von Adda nahm ich keinen. In Alexandria schiffte ich mich auf einem Lloyd-Dampfer ein und kam so hierher nach Smyrna. Ich weiß nichts von Adda und weiß auch nicht, ob Kapitän Lassy seine sehr gefährliche Wunde überlebt hat. Und nun, lieber Doktor, gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen. Es ist drei Uhr. Gehen Sie zu Bette und schlafen Sie, so viel Sie können. Ich muß fort; denn ich habe noch Vieles zu besorgen.

So sprechend, erhob sich Kapitän v. Rechberg und verließ das Zimmer, ehe ich noch Ein Wort erwidert hatte. Den Kopf voll von seinen Erzählungen, ging ich auf meine Stube, warf mich angekleidet auf den Divan und verfiel in einen dumpfen, unruhigen, unerquicklichen Schlaf.

Nach ungefähr drei Stunden weckte mich der Smyrniote, der mich bediente, indem er mich schüttelte und mir die griechisch-türkischen Worte: Graphia, Tschelebi, Graphia! — ein Brief, Herr, ein Brief! — zurief. Ich gähnte ihn an, nahm ihm mechanisch den Brief aus der Hand und starrte lange gedankenlos auf die Adresse. Mein Kopf war so schwer, und drinnen im Gehirn war es mir so unbehaglich, als wäre es mit scharfkantigen Steinen und Steinchen angefüllt. Es war so was wie Katzenjammer, zu dem die Erzählungen und Aufregungen des Kapitäns mehr beigetragen hatten, als der genossene Wein. Es bedurfte eines förmlichen Entschlusses, bis ich das Siegel erbrach, und eines weiteren Entschlusses, bis ich zu lesen anfing, und einer wahrhaften Anstrengung, bis ich mit den gelesenen Worten Begriffe verband. Nach und nach verstand ich erst, daß ich Zeilen vor mir hatte, über deren Inhalt ich staunen und erschrecken durfte. Ehe ich es wußte, war ich vom Divan auf-

gesprungen und las nun mit vollkommenem Bewußtsein folgende Worte:

„Lieber Doktor! Es ist Alles geordnet. Ein Offizier der deutschen Fregatte, die im Hafen liegt, Graf Mark, wird mein Zeuge sein; für Sie habe ich den Chemiker, den guten Lichtenberg, gebeten. Er wird Sie Schlag Sieben mit einem Pferde vor Ihrem Hause erwarten. Graf Mark bringt den Schiffsarzt mit. Für die Pistolen sorge ich. Wir finden uns um acht Uhr im Thale Homers. Es versteht sich von selbst, daß ich den Zeugen über die Ursache unseres Duelles nichts gesagt habe. Ihr aufrichtig ergebener v. Rechberg."

Er ist verrückt! er ist lächerlich! schrie ich auf, nachdem ich den Brief gelesen, und lief aufgeregt in der Stube auf und ab. Ich schlage mich nicht mit ihm! Wie kann es ihm einfallen, sich mit mir schlagen zu wollen, nachdem er mich so in sein Vertrauen gezogen, nachdem er wissen muß, wie ich jetzt über die Sache und über ihn denke? Er kann in seinem homerischen Thale lange warten, bis ich hinkomme, mich von ihm todtschießen zu lassen! Nach diesem Monolog warf ich mich wieder auf den Divan und redete mir ein, daß ich die ganze Geschichte nicht berücksichtigen wolle. Aber es ließ mich nicht ruhen; ich stand wieder auf und schrieb zwei Zeilen, in denen ich den Kapitän bat, mir eine Besprechung zu gönnen und zu mir herüberzukommen oder mich zu Hause zu erwarten. Mein Smyrniote wurde sofort mit der Botschaft abgeschickt; ich machte mich an meine Toilette und goß mir Ströme kalten Wassers über den Kopf, um die Nebel der Nacht zu zerstreuen. Nach ungefähr einer Viertelstunde kam mein Bote zurück und brachte ein Billet, das so lautete:

„Die verlangte Besprechung kann ich Ihnen nicht gewähren, da ich sehr beschäftigt bin, auch in einer Minute, verabredeter Maßen, auf die Fregatte muß, um den Offizier abzuholen; — sie wäre übrigens, nachdem die Zeugen gewählt sind, gegen alle Regel. Ich weiß ja, was Sie mir sagen können und wollen.

Sie wollen mir Ihre Achtung ausdrücken, an der ich keinen Augenblick zweifle; Sie wollen mir sagen, wie schmerzlich es Ihnen ist, eine Pistole auf mich abzudrücken. Mein Gott, wem sagen Sie das? Weiß ich nicht, wie schmerzlich es mir ist, mich Ihnen entgegenzustellen? Aber ich muß! Sie wissen, ich muß! und mit Ihnen mehr, als mit jedem Anderen; denn Sie haben es laut und deutlich und vor einer ganzen Gesellschaft ausgesprochen, daß Sie sich mit einem Tanzmeister nicht schlagen. Ich muß den thatsächlichen Beweis haben, daß Dem nicht mehr so ist. Ergebenst R."

Ich fluchte, ich lachte, ich schimpfte und machte mich zu dem Ritte bereit. Es war die tollste, dümmste, unlogischste Geschichte, die mir noch vorgekommen. Einen Moment lang hoffte ich, daß ich die Sache noch auf dem Kampfplatze beilegen werde; aber je länger ich darüber nachdachte, desto mehr schwand diese Hoffnung. Der Kapitän erschien mir plötzlich in einem ganz anderen Lichte; er war überreizt, krank, er hatte eine Manie, er war eigentlich der Verrücktheit nahe. Es war offenbar zu einer fixen Idee in ihm geworden, daß er sich mit Jedem schlagen müsse, der etwas gegen ihn oder überhaupt gegen einen Tanzmeister sage, und es war ihm eine Erleichterung, sich zu schlagen. Die Zeugen konnte ich in seine Verrücktheit nicht einweihen, — was war zu thun? Ich mußte auf irgend eine glückliche Wendung hoffen, vielleicht auf eine Rührung des Kapitäns, der mir unmöglich so kaltblütig und prinzipiell eine Kugel ins Herz jagen konnte, und zugleich mich in die Sache ergeben und sie ihren Gang gehen lassen.

Schlag 7 Uhr hielt Lichtenberg, mir und dem Kapitän der Liebste unter den Landsleuten, ein bescheidener Gelehrter von den sanftesten Formen, mit zwei gesattelten Pferden vor meinem Hause. Ich schwang mich in den Sattel, und wir ritten sofort dem Armenier-Viertel zu.

Was für eine sonderbare Geschichte ist das? fragte Lichtenberg.

Eine höchst dumme Geschichte, erwiderte ich, über die ich aber nicht nähere Auskunft geben darf.

Ich frage auch nicht aus Neugierde, fuhr Lichtenberg fort, sondern aus Theilnahme. Der Kapitän, als er heute Morgens zu mir kam, machte mir einen so höchst eigenthümlichen Eindruck, daß ich nicht klug daraus wurde. Ich sagte mir im ersten Momente, er sehe aus wie ein Mensch, der am Vorabende eines Nervenfiebers oder einer Gehirnentzündung stehe, bis ich erfuhr, daß es sich um ein Duell handle.

Schweigend ritten wir weiter den Berg hinauf zum genuesischen Schlosse. Hinter uns that sich der Golf mit all seiner Wunderpracht auf; links, auf der breiten Straße, die sich aus den Bergen dem Golfe zuschlängelt, zogen kleine Karawanen von Kameelen und Eseln mit Lebensmitteln der Stadt zu; die Glocken am Halse der Thiere läuteten melodisch in die reine, goldene Morgenluft hinein. Vor uns lagen die schönen grünen Berge, die wie geheimnißvolle, aber einladende Vorhänge vor den Mysterien der alten Asia anzusehen sind. Der alte Aquädukt, den man schon von fern sieht, trägt den Gedanken aus der unerquicklichen türkischen Welt in die alte, in der wir uns so heimisch fühlen, und bereitet wohlthätig die Stimmung vor für das Thal Homers.

Am Eingange in dieses tiefe stille Thal, dessen Ostseite noch von Schatten bedeckt war, trafen wir mit dem Kapitän, dem Grafen Mark und dem Schiffschirurgen zusammen. Ich hatte schon aus der Ferne bemerkt, daß Kapitän Rechberg langsam ritt, um mit seinen Begleitern nicht vor uns auf dem Kampfplatze zu sein; nun wir vereinigt und kurz vorgestellt waren, ließ er sein Pferd rascher traben und hielt auf der beschatteten Seite der Thalsohle. Wir sprangen von den Pferden, und die Sekundanten besprachen sich. Ich wollte indessen auf den Kapitän losgehen und mit ihm sprechen, aber er bemerkte es, drehte mir den Rücken zu und entfernte sich noch um einige Schritte mehr von mir.

Hol's der Teufel! murmelte ich, ging auf meinen Platz zurück und betrachtete den mir gänzlich unbekannten Grafen Mark. Er war ein ungefähr achtundzwanzigjähriger blonder,

fürchterlich steifer Mann mit lang gezogenem, verdrießlichem Gesichte. Es schien mir, als nehme er nur mit Widerwillen an dem ganzen Vorgange Theil. Wie er auf mich zukam, um mir die Pistolen anzubieten, ging er wie auf Nadeln; seine Bewegungen, wie er sich vor mir verneigte und die Arme ausstreckte, waren eckig. Ich nahm die eine Pistole, und er trug die andere mit derselben Steifheit dem Kapitän zu. Dann stellten sich beide Zeugen auf die Seite. Der Graf murmelte verdrießlich: Jetzt, meine Herren, thun Sie nach Gutdünken; die ganze Geschichte ist so unregelmäßig und so ganz gegen alle Ordnung eingeleitet und überstürzt, daß der erfahrenste Edelmann nicht wüßte, wie sich hier zu benehmen. — Aber wir standen Beide in Position, und Keiner rührte sich.

Schießen Sie, Kapitän! rief ich endlich. — Sie haben den ersten Schuß, Sie sind der Beleidigte!

Ich der Beleidigte? rief der Kapitän zurück, während eine tiefe Röthe sein Gesicht überflog. — Ich bin nicht im Geringsten beleidigt. Sie sind der Geforderte, Sie haben den ersten Schuß.

Auf diese Worte trat der Graf Mark wieder vor und stellte sich zwischen uns. — Meine Herren, sagte er mit einer beinahe verletzenden Verdrießlichkeit, was soll Das alles bedeuten? Es ist gegen alle Regel, daß die Zeugen die Ursachen eines Duelles nicht kennen sollen. Ich habe diese Regel auf die Bitte des Kapitäns einen Augenblick lang vergessen wollen, aber Ihre Worte, die auf dem Kampfplatze ebenfalls gegen alle Regel und Gesetze der Ehre sind, erinnern mich wieder daran. Wie sollen die Zeugen entscheiden, wenn sie nicht wissen, um was es sich handelt? Ich fordere Sie auf, meine Herren, mich die Ursachen Ihres Duelles kennen zu lehren.

Herr Graf, sagte ich, das ist unser Geheimniß.

Wenn Sie nicht sprechen, sagte der Graf darauf mit einem spöttischen Achselzucken, muß ich voraussetzen, daß Sie sich der Mittheilung schämen und daß es meiner unwürdig ist, hier den Zeugen zu spielen. Ich werde mich zurückziehen.

Der Graf schien in der That geneigt, sich wieder seinem Pferde zu nähern, und winkte schon dem Schiffsarzte. Der Kapitän beobachtete ihn mit glühenden Augen, war blaß und zitterte an allen Gliedern. Ich erschrak bei seinem Anblick; er schien mir seit gestern um zehn Jahre gealtert. Sein Blick hing starr und doch irre am Grafen, und er schien einen heftigen inneren Kampf durchzumachen. Endlich riß er sich von dem Platze, auf dem er wie eingewurzelt stand, und trat mit wenigen heftigen Schritten auf den Grafen zu, den er am Arm faßte.

Ich will es Ihnen sagen — stammelte er in höchster Aufregung — dieser Herr soll mir beweisen, daß er sich mit einem Tanzmeister schlagen könne.

Tanzmeister? fragte der Graf erstaunt, wer ist hier Tanzmeister?

Ich, Herr Graf, ich bin ein Tanzmeister! schrie der Kapitän, indem er sich mit beiden Fäusten auf die Brust schlug und dem Grafen herausfordernd unter das Gesicht sah, so nahe, daß dieser den Kopf zurückzog.

Tanzmeister? wiederholte der Graf gedehnt und fügte dann durch die Nase sprechend hinzu: Graf von Mark ist nicht der Zeuge eines Tanzmeisters.

Der Graf wandte sich, um zu gehen, warf aber noch einen vornehmen Blick auf den Kapitän zurück. Mr. Hirsley! rief dieser, bei Gott, er sieht aus wie Mr. Hirsley! Er war außer sich. Ich warf die Pistole hin und faßte den Arzt am Arme, um ihn zum Kapitän zu ziehen, es war mir, als wäre hier ärztliche Hülfe am Platze.

Bleiben Sie, schrie indessen der Kapitän dem Grafen zu, oder ich schieße! — Dieser stand einen Augenblick still und maß ihn mit vernichtendem Blicke. Der Kapitän lachte laut auf, und in demselben Augenblicke, da ich auf ihn losstürzte, erscholl ein Schuß: der Kapitän lag mit zerschmettertem Hirne vor meinen Füßen. Er hatte sich in der Verzweiflung oder im Wahnsinn selbst das Leben genommen.

Er liegt an derselben Stelle im Thale Homers begraben.

II.

Fritz! Fritz!

Hauptmann von Lindblatt erzählt:

Mein Vater ist ein sehr praktischer Mann. Ich habe meine Urlaubszeit nicht ein einziges Mal auf seinen Gütern zugebracht, ohne daß er meine Kenntnisse benutzt hätte. Ich mußte ihm als Ingenieur, Architekt, Feldmesser, kurz, als Alles dienen, als was ein unglückseliger Genieoffizier überhaupt dienen kann. Aber, wenn er praktisch ist, so ist er nicht minder freigebig; die Dienste, die ich ihm während meines letzten Urlaubs geleistet, hat er mir mit dem englischen Fuchse bezahlt, um den mich das ganze Regiment beneidet. Ich will nicht erzählen, wie ich dieses herrliche Thier verdient, sondern wie ich bei Gelegenheit der Geschäfte, die mir mit dem Fuchse bezahlt wurden, mit einem verschollenen, unglückseligen Kameraden zusammen kam und welches die Geschicke dieses verschollenen Kameraden gewesen.

Mein Vater ist bei der Zweigbahn, welche durch die Wälder bis an die Gränze geführt werden soll, mit seinen Kapitalien wie mit der Zukunft eines Theiles seiner liegenden Güter interessirt. Er hat sich darum in den Verwaltungsrath wählen lassen und widmet sich der Angelegenheit nach besten Kräften. Es sollte eine vorbereitende Zusammenkunft Statt finden, und mein Vater, um die Rapporte des Ingenieurs beurtheilen zu können, wünschte, daß ich die betreffende Gegend bereise und ihm meinerseits einen übersichtlichen Rapport abfasse. Zu diesem Zwecke stieg ich mit

meinem Burschen zu Pferde und beritt in kleinen Tagemärschen den ganzen Strich zwischen dem Aufenthalte meines Vaters und der Gränze.

Der Ausflug hatte verdammt wenig Unterhaltendes. Kiefernholz, kleines Hügelland, platte Thäler; oft Stunden weit kein Dorf zu finden; stupide Bevölkerung, schlechtes Essen und gar kein Wein: dieß die ganze Reise. Eines Tages, während es langweilig und verdrießlich vom Himmel herab regnete oder nebelte — es war nicht zu unterscheiden, welches von Beidem Statt fand — kam ich in eine Gegend, von der eben so schwer zu entscheiden war, ob sie den Namen eines Thales oder einer Ebene, einer Wüste oder eines bebauten Landes verdiene. Die Kiefern standen hier in Gruppen, dort einzeln, bald fern, bald nahe von einander über die ganze Gegend zerstreut, daß man eben so wenig wußte, ob man sich in einem Walde oder in einem offenen Gefilde befand. Es war Alles so unentschieden, neutral, charakterlos. Unter einer Gruppe von Kiefern stand eine Art von Wirthshaus, wahrscheinlich eine Schmuggler-Herberge, da wir der Gränze sehr nahe waren, und ich kehrte daselbst ein, da ich bis auf die Haut durchnäßt und es nothwendig war, daß ich gerade diese Gegend bis ins Einzelnste durchforschte.

Eine freundliche Frau, deren Anzug wie deren Benehmen ich es ansah, daß sie nicht immer in solcher Oede gelebt hatte, empfing mich und gab sich alle Mühe, mir es in der zweiten Stube ihres Hauses möglichst angenehm zu machen. Mein Bursche verrieth ihr bald meinen Reisezweck, und da sie sich von der Eisenbahn alles mögliche Glück und Reichthum und Belebung dieser Einöde versprach, so war ich ihr ein doppelt willkommener Gast. Sie war außerdem jung, das ist ungefähr dreißig Jahre alt, hübsch, von angenehmen Manieren und — allein, mutterseelenallein! Ihr Mann war im Oesterreichischen, Kinder hatte sie nicht, und der Knecht arbeitete irgendwo im Walde.

Nach den einsamen Tagen war es mir lieb, zu jemand Anderem zu sprechen, als zu meinem Burschen, und endlich einmal

eine andere Antwort zu erhalten, als: Zu Befehl, Herr Hauptmann! und gern vergaß ich die eigennützigen Absichten, die sich offenbar hinter den freundlichen Worten meiner Wirthin verbargen. Wir plauderten kaum ein halbes Stündchen zusammen, als sie schon auf eine vortheilhafte Expropriation anspielte und bald darauf bemerkte, daß sie wie gemacht wäre, hinter dem Buffet eines Bahnhofes zu stehen, wenn ein solcher in hiesige Gegend käme und wenn ein einflußreiches Mitglied der Eisenbahn-Gesellschaft sie empfehlen wollte. Dabei sah sie mich mit einem höchst koketten Lächeln an. Dieses Lächeln sagte es mir aber so deutlich, als die gleich darauf folgende Versicherung, daß sie zu was Höherem geboren sei, als so ihre Zeit in einem einsamen Wirthshause im Walde, unter ungebildeten Menschen, oder vielmehr ganz ohne Menschen, zu vertrauern — und daß sie auch schon in der That in der Welt und mit hohen Herrschaften gelebt habe. — Ich ahnte es längst, daß ich es mit einer ehemaligen reizenden Kammerkatze zu thun hatte, und fühlte mich, wie ich so am Sparherde der ersten Stube, meine Cigarre rauchend, vor ihr stand und ihr zusah, wie sie mir einen Pfannkuchen bereitete, bei diesem Mitgliede einer mir befreundeten und sehr bekannten Klasse gewissermaßen heimisch. Gemüthlich wurde es, als ich mein Mittagessen an einem reinlich gedeckten Tischchen einnahm und meine Wirthin, der Einladung folgend, mir gegenübersaß und mich mit kammerkatzenhafter Anmuth bediente.

Nach Tische — es war schon ziemlich spät Nachmittags — war Tilda, meine Wirthin, damit beschäftigt, mir ein bequemes, weiches Bett zu bereiten, denn ich hatte mich bereden lassen, die Nacht hier zuzubringen. Ich stand rauchend am Fenster und sah in die beschränkte, unerquickliche Gegend hinaus. Das Wetter hatte sich mittlerweile etwas aufgeklärt. Es regnete zwar, aber der Nebel war gefallen, und man konnte die ganze Gegend überschauen, zumal die Abendsonne eine letzte Anstrengung machte, von Zeit zu Zeit mit einem rothen Strahle die feuchte Atmo-

sphäre zu durchdringen. Ich entdeckte, hinausstarrend, gerade mir gegenüber und ungefähr sechs- bis siebenhundert Schritte vom Wirthshause, eine Art von Herrenhaus. Es lag am Fuße einer sehr unbedeutenden Hügelkette, die rechts und links von geackerten oder Stoppelfeldern bedeckt war. Nur in der Nähe des Hauses erhob sich einiger Baumschlag. Vom Hofe aus lief eine kleine Pappel-Allee dem Wirthshause zu, brach aber in der Mitte der Ebene ohne allen Abschluß ab. Rechts und links standen ordnungslos einige Kiefern, die sich melancholisch und leise bewegten. Hinter dem Herrenhause, den Hügel hinauf, erstreckte sich ein kleiner Park, aus dem ein hölzernes Lusthaus mit abgewaschenem, ehemals grünem und halb verfaultem Schindeldache herausblickte. Eben so verwaschen und verfault schienen die zahlreichen Jalousieen des Hauptgebäudes, die sämmtlich geschlossen waren, bis auf zwei, welche lose in ihren Angeln hingen. Unter diesen geöffneten Jalousieen des ersten Stockes stand noch eine kleine Thür offen, während das Hauptthor geschlossen war. Vor diesem lag an einer Kette ein durchnäßter Pudel, der sich von Zeit zu Zeit schüttelte und dann in den nassen Abend hinausheulte. Während ich hinsah, kam ein schlanker Mann in einem bis unters Kinn zugeknöpften Oberrocke an ihm vorüber. Bei seinem Herannahen verstummte das Thier und verkroch sich furchtsam in einen Winkel des Thores und stand erst wieder auf, als der Mann in dem Dunkel der geöffneten Thür verschwand, die sich hinter ihm schloß. Der Hund fing nicht wieder zu heulen an, und eine unheimliche Stille lag auf der ganzen Behausung. Nirgends war eine menschliche Seele zu sehen, und mir war, als thäte mir der Anblick dieses Hauses wehe, oder als machte er mir kalt, denn es fröstelte mich, und ich schüttelte mich unwillkürlich.

Frau Tilda, sagte ich zu meiner Wirthin, die eben ein Kopfkissen durchs Zimmer trug — Frau Tilda, wem gehört das einsame Haus?

Herrn von Notting.

Herrn von Notting? von Notting? ich kenne diesen Namen nicht.

Glaube wohl, erwiderte Tilda, indem sie mich schelmisch mit ihren kleinen braunen Augen ansah, und ging rasch vorüber, als ob sie jeder weiteren Frage ausweichen wollte. Aber sie mußte bald doch wieder durch die Stube, und ich fragte aufs Neue: Herr von Notting ist wohl ein armer Edelmann?

Arm? fragte Tilda zurück, warum arm?

Das Haus sieht so ärmlich und verfallen aus, als hätte der Besitzer nicht die Mittel, es ordentlich im Stande zu halten.

Das ist wahr, es sieht elend aus, aber Herr von Notting ist nicht arm, im Gegentheil, reich, sehr reich!

Also ist er ein Geizhals?

Nein, Herr Hauptmann, geizig ist Herr von Notting auch nicht; man könnte ihn eher einen Verschwender nennen, denn er kümmert sich nicht im Geringsten um sein großes Geld, das er, Gott weiß wo, irgend in der Hauptstadt stehen hat. Da ist irgend ein Mann, der Das alles verwaltet, wie es ihm beliebt, und Herr von Notting läßt Alles gehen, wie es Gott gefällt.

Sie scheinen sehr eingeweiht in die Angelegenheiten dieses Hauses?

Ich war ja zwei Jahre Kammermädchen der gnädigen Frau, sagte Tilda mit einigem Stolz, während sie meine Hand von ihrem Kinn entfernte.

Herr von Notting ist also verheirathet!

Ja, und nein! wie Sie wollen! rief Tilda, machte sich los und lief zur Thüre hinaus. Diese problematische Antwort und die Art, wie sie gegeben ward, machte mich neugierig und gab dem sonderbaren unheimlichen Hause da drüben noch ein besonderes Interesse.

Ich nahm meine Mütze, ging hinaus und wollte geraden Weges auf das einsame Haus los schreiten. Aber da war nirgends ein Weg, nicht der schmalste Fußpfad, der dahin geführt hätte; so ging ich gerade über ein brach liegendes Feld, über aufgeweichten Grund, dem Anfang der Allee zu. Ich war erstaunt, daß sich auch hier nirgends ein gebahnter Weg anschloß,

und, als ich näher zusah, daß die Allee selbst von hohem Unkraut und Gestrüpp angefüllt war. Mein Gott, dachte ich, so würde Ovid die Wege zur personifizirten Ungastlichkeit beschrieben haben — oder auch, dachte ich weiter, zum Unglück, das die Freunde verlassen, zur Verlassenheit.

Tempora si fuerint nubila solus eris.

Doch folgte ich der Allee; meine hohen Kanonenstiefel erlaubten mir, dem Gestrüpp wie dem nassen Unkraut Trotz zu bieten. So kam ich bis an den Eingang in den Hof; der Hund bellte mich an, und da ich mich nicht berechtigt hielt, einzudringen, auch keine Lust verspürte, die Bewohner näher kennen zu lernen, so schlich ich längs der Mauer, die Haus und Hof umschloß, weiter, nach rechts, bog links ein und folgte der Mauer, die sich den Hügel hinaufzog. Auf einer gewissen Höhe lag sie in Ruinen; mit Einem Schritte hätte ich sie überschreiten und in den gartenähnlichen Raum dringen können, der das Haus rückwärts vom Parke trennte. Aber ich begnügte mich mit dem Anblick aus der Ferne, mit dem traurigen Schauspiel der Verfallenheit.

Zwischen dem Hause und dem Parke dehnte sich ein großer, durch die Kunst geebneter Raum. In der Mitte gähnte ein weites, rundes Bassin, dessen steinerne Einfassung von grünen Moosen bedeckt war, in dessen Tiefe mehrere von einander getrennte Wasserlachen auf schwarzem Grunde glänzten. Die künstlich aufgehäuften Steine in der Mitte des Bassins waren zum Theil auseinander gefallen, und die Röhre, aus der ehemals ein Wasserstrahl gesprungen, stak schief in den Steinen und drohte ganz zu fallen. Die vielgestaltigen kleinen Blumenbeete, die in verschiedener Entfernung vom Bassin und vom ehemaligen großen Springbrunnen den großen Sandplatz belebten, waren blumenlos; hier und da stak noch ein Stock, der ehemals eine Blume gestützt hatte, mit dem Namen der Blume auf einem verwischten Etiquetten-Täfelchen. Die Taxus-Einfassungen der Beete

waren wild geworden und hatten alle Form verloren. Selbst der Sand, der ehemals die Gänge zwischen den Beeten bedeckte, war zum größten Theile verschwunden, vom Winde verweht; nur die gröbsten Kiesel waren liegen geblieben, und der Boden sah überall nackt und schwarz hervor, dabei uneben und vom Regen ausgehöhlt. Am Hause vor der Thür, die auf die Terrasse führte, standen zwei große Holzkübel, in denen einst Orangenbäume gewurzelt haben mochten; die eisernen Reifen an denselben waren verrostet und von ihrer Stelle tiefer hinabgerutscht, und die Dauben klafften oben auseinander. — Das Haus selbst sah, die drei Treppen, die auf die Terrasse führten, und das blecherne Dach darüber abgerechnet, von rückwärts eben so aus, wie von vorn. Auch hier waren sämmtliche Jalousieen der drei Stockwerke geschlossen, mit Ausnahme zweier, die sich hier ebenfalls über einer kleinen, in den Garten führenden Thür befanden.

Wie eine Ironie blickte auf diese ganze verfallene, verlassene, wüste Welt vom Friese des Daches eine Inschrift herab, die mit ihren vergoldeten Bronze-Lettern allein frisch und lebend aussah und so lautete: Beatus ille! — Ueber einem Grabe wäre dieser Anfang der Horazischen Ode besser am Platze gewesen, als über dieser Wohnung lebender Menschen.

Während ich noch dastand, wurde oben im ersten Stocke ein Licht entzündet, und der Schatten eines weiblichen Kopfes zeichnete sich regungslos in der Fensternische ab. Wie lange ich ihn auch betrachtete, ich konnte nicht klar darüber werden, ob er einem jungen oder einem alten weiblichen Geschöpfe angehörte; dabei hatte seine gebeugte und starre Haltung etwas Gespensterhaftes, als wäre es der Schatten eines sitzenden Todten. Ich hatte genug und sehnte mich in meine Herberge zurück, wie nach meiner Heimat, wie nach einem warmen, gemüthlichen Orte.

Als ich dort ankam, war es schon ziemlich dunkel; Frau Tilda, meine Wirthin, wollte eine auf dem Tische bereit stehende Lampe anzünden; ich bat sie aber, sich mit der Beleuchtung zu

begnügen, welche die im Kamine flackernden Kienspäne röthlich und bewegt über die halbdämmernde Stube verbreiteten. In jener ehemals slawischen Gegend nämlich sind noch die Kamine üblich, die sich ungefähr eine kleine Mannshöhe über dem Boden in der Wand befinden, überdeckt von einem gemauerten Mantel, der sich spitz zulaufend bis an die Decke erhebt. In diesem Raume hatten die alten Slawen ihre Hausgötter, Zibliki genannt, eine Art Laren, vor denen des Abends ein heiliges Feuer brannte. Die Götter sind verschwunden, aber der Kerb oder Kamin ist geblieben und mit ihm die heilige Flamme, um die man sich des Abends sammelt, um zu spinnen und zu plaudern. Ich schob eine Bank hin und lud meine Wirthin ein, sich zu mir zu setzen.

Ich habe mir das Haus des Herrn v. Notting in der Nähe betrachtet, sagte ich, es sieht aus, wie eine Wohnung des Unglücks.

Ja, ja, antwortete Tilda, es gibt solche Häuser — ich könnte Ihnen da eine schöne Geschichte aus Thüringen, aus meiner Familie erzählen....

Ich zweifle nicht, liebe Tilda, daß Ihre Familiengeschichte höchst anziehend ist, aber ich gestehe es, ich wäre Ihnen dankbarer, wenn Sie mir die Geschichte des Notting'schen Hauses erzählen wollten; die Wohnung selbst und Ihre Geheimthuerei haben mich neugierig gemacht... erzählen Sie, meine reizende Wirthin.

Bitte, lassen Sie — so, da sitzen Sie bequemer. Wenn ich hier am Feuer sitze, muß ich immer erzählen, das geht gar nicht anders, man ist so gewohnt daran. Aber eben weil ich fürchte, daß ich von Nottings sprechen könnte, will ich was Anderes erzählen.

Gut, erzählen Sie Ihre Familiengeschichte, sagte ich, hoffend, daß, wenn sie erst im Zuge und warm geworden, sie auch meine Neugierde befriedigen werde.

Sie sagen, Herr Hauptmann, begann die Wirthin, daß das Haus dort wie eine Wohnung des Unglücks aussehe; ich sage,

es gibt solche Wohnungen, aber ich sage auch, daß das Unglück keine feste Wohnung habe und aus- und einziehe und die Wohnung wechsle wie die Menschen und mit den Menschen.

O, wie philosophisch! rief ich lachend.

Was? wie so? was ist es? fragte Tilda stutzend.

Nichts, bitte, fahren Sie fort.

Ich bin nicht immer Wirthin einer kleinen Herberge gewesen, sagte Tilda, vorher war ich Kammerjungfer, aber auch dieß war nicht meine eigentliche Bestimmung. Ich stamme aus Thüringen, von der Saale, und bin aus sehr guter Familie. Noch mein Urgroßvater war ein sehr reicher Mann. Er hatte ein Gut, unweit von Jena, und mitten in seinen Feldern ein großes, schönes Haus. Wäre er von Adel gewesen, man hätte es ein Schloß genannt. Von dem Hause wußte mir meine Großmutter viel zu erzählen; es war so groß und hatte so viele Gänge und dunkle Winkel, und die Wohnstuben waren so hoch, daß man die Decken nie schauen konnte und daß da oben immer Spinnweben hingen. Aber glücklich war meine Familie in diesem Hause nicht; ganz im Gegentheil, es ging Alles schlecht und schief. Der Vater meiner Großmutter bekam die Gicht, sein Weib die Herzkrankheit, und von den neun Kindern hatte immer eines oder das andere etwas zu klagen. Zwei erblindeten an den Blattern. Urgroßvater und Urgroßmutter, die sich aus reinster Liebe geheirathet hatten, wurden verdrießlich; sie warfen einander ihr Unglück vor, und während die Kinder weinten, zankten die Eltern. Dazu kam der Krieg, der die Felder verheerte, dann Mißwachs, dann ein Diebstahl, kurz Alles, was einen armen Familienvater unglücklich machen konnte. Es wurde immer trüber und trauriger im Hause. Eines Tages, da der Alte, man kann wohl sagen, der alte Herr, mit seiner Gicht im Lehnstuhle lag und eben noch vor Schmerzen kein Glied bewegen konnte, sprang er plötzlich auf und rief: Ich hab's! Niemand, Keiner von uns ist an dem Unglück schuld; es ist das Haus; in diesem Hause wohnt das Unglück. Wir müssen fort aus diesem alten

Hause, und Alles wird besser gehen. — Er rief Das, als hätte er eine Offenbarung gehabt, und der ganzen Familie leuchtete die Wahrheit seiner Worte ein. Alles freute sich, das Unglückshaus zu verlassen. Der alte Papa machte sich sogleich auf, setzte sich auf sein Pferd und durchstrich die Gegend, fest entschlossen, das erste, beste Haus, das sich ihm biete, zu miethen. So that er auch. Ungefähr eine halbe Stunde weit von seiner bisherigen Behausung miethete er eine Art Meierei, die zwar klein, aber ganz lustig und gemüthlich aussah. Die ganze Familie machte sich ans Packen und Aufladen, und ein Wagen nach dem anderen trug die Habseligkeiten nach der neuen Wohnung zu. Mein Vater, so erzählte meine Großmutter, sah mit Vergnügen, wie die Wohnung immer leerer wurde, und dachte auch gar nicht daran, sie jemand Anderem zu vermiethen, denn er war ein guter Mensch, der Niemanden zumuthen wollte, in das Haus des Unglücks zu ziehen. Ich erinnere mich ganz gut, wie es schon so hohl klang in den ausgeleerten Räumen und wie man Echo's entdeckte, wo früher keine waren. Endlich waren wir fertig. Vater, Mutter, neun Kinder, Jeder noch mit irgend etwas beladen, verließen alle zusammen und froh das Haus. Wir standen vor der Thür und sahen zu, wie der Vater den Schlüssel in das Schlüsselloch steckte und ihn wie mit Schadenfreude stark und rasch herumdrehte, um das Haus für immer zu schließen. Wir glaubten, es sei Alles fertig, als in dem Augenblicke, da er den Schlüssel herausziehen wollte, eine hohle und klagende Stimme aus dem Inneren des Hauses erscholl, und die rief: Nehmt das Unglück mit! Nehmt das Unglück mit!

Meine Wirthin schwieg und schüttelte sich.

Nun, und was ist weiter geschehen? fragte ich.

Nichts ist geschehen; sie haben einfach das Unglück mitgenommen. Bin ich nicht Kammerjungfer geworden? Meine Großmutter erzählte mir die Geschichte, als ich in die Fremde und in den Dienst mußte, um mir die Nothwendigkeit begreiflich zu machen und mich zu trösten.

Aber, rief ich, das ist ja eine Geistergeschichte, ich habe förmlich Angst.

Sie müssen darum doch nicht so nahe rücken; wenn Sie befehlen, zünde ich die Lampe an.

Nein, lassen Sie das; diese Beleuchtung paßt besser zu Geistergeschichten; ich bin überzeugt, daß Sie mir solche auch vom Hause des Herrn von Notting erzählen könnten; es sieht gerade so aus, als ob es darin spukte und umginge.

Tilda seufzte und schwieg.

Ich habe also errathen? fragte ich weiter.

Ach ja, seufzte Tilda wieder, es geht dort ein böser Geist um.

Bitte, erzähle, meine liebenswürdige Wirthin.

Herr Hauptmann, flehte Tilda, haben Sie die Güte und dringen Sie nicht in mich. Ich gestehe es, ich bin schwach und habe den Herren vom Militär nie etwas versagen können.

Nun, ich habe bereits vierzehn Jahre Dienstzeit.

Ja, lachte Tilda, warum haben Sie nicht Ihre Uniform mitgebracht? Sie sind in Zivil, das rettet mich, und ich werde mein Wort nicht brechen und schweigen.

Ah bah! — sagte ich ungläubig, du thust, als wüßtest du was, und weißt nichts und berufst dich darum auf mein Zivil.

Herr Hauptmann, sagte Tilda beleidigt, indem sie stolz den Kopf erhob, ich bin zwei Jahre im Notting'schen Hause Kammerjungfer gewesen, und Sie werden zugeben, daß eine Kammerjungfer nach zweijähriger Dienstzeit die Vergangenheit und Gegenwart, vielleicht auch die Zukunft ihrer Herrschaft besser kennt, als ihre eigene.

Das ist wahr, sehr wahr, sagte ich begütigend.

Wenn ich schweige, und selbst einem Herrn vom Militär gegenüber schweige, so ist weniger, fuhr Tilda eben so stolz fort, Ihre Zivilkleidung, als meine angeborne Dankbarkeit der Grund. Ich bin Herrn von Notting Dank schuldig. Als ich mich in seinem Hause langweilte, sehr langweilte, nahm ich die Bewerbungen meines jetzigen Mannes bereitwillig entgegen. Aber aus

der Heirath wäre doch nichts geworden, wenn Herr von Notting mir nicht eine Mitgift von tausend Thalern gegeben hätte, die dazu diente, dieses Haus schuldenfrei zu machen und uns einzurichten. Ich gebe dir diese tausend Thaler, sagte Herr von Notting zu mir, unter der Bedingung, daß du nichts verräthst von all Dem, was du über unsere Vergangenheit erfahren, und daß du meinen eigentlichen Namen nicht ausplauderst. Darf ich da sprechen? — sagen Sie selbst, Herr Hauptmann, Sie sind Soldat, wenn auch in Zivil, was eigentlich nicht erlaubt sein sollte, daß die Herren vom Militär in Zivil gehen. Ich habe durch Herrn von Notting einen Mann bekommen, und dafür ist man immer dankbar. Sie scheinen zwar nicht zu glauben, daß ich meinen Mann liebe, aber ich achte ihn. Ich habe einmal gelesen: Liebe ohne Achtung kann nicht bestehen, aber Achtung ohne Liebe kann bestehen. Ist das nicht sehr wahr?

Sehr wahr, sehr wahr, murmelte ich.

Was würden Sie vorziehen, Herr Hauptmann, wenn Sie nicht Beides zugleich haben können: eine Frau, die Sie liebt, aber nicht achtet, oder eine Frau, die Sie achtet, aber nicht liebt?

Je nach Umständen — sagte ich gähnend.

Was meinen Sie?

Wenn die Frau häßlich ist, mag sie mich achten; wenn sie hübsch ist, thäte sie besser, mich zu lieben.

Erklären Sie mir das gefälligst, bat Tilda, der Gegenstand interessirt mich sehr lebhaft.

Frau Wirthin, sagte ich verdrießlich, wozu soll das Philosophiren? Sie wollen wohl, daß ich zu Bette gehe; ich bin bereit, denn ich bin schläfrig.

Aber die Wirthin rührte sich nicht. — Sie sind verdrießlich, sagte sie, nachdem sie mich mit einem vorwurfsvollen, aber wohlwollenden Blicke betrachtet hatte; Sie vergeben mir meine Charakterstärke nicht; so sind die Herren. Ich sehe auch ein, daß es unpassend ist, die Neugierde eines Reisenden nicht zu befriedigen, denn wozu sind wir da, wir armen Wirthinnen? Aber ich

kann leider nicht anders handeln. Wissen Sie was, Herr Hauptmann, ich will Ihnen erzählen, wie es im Notting'schen Hause hergeht, was ich da gesehen habe; das gehört der Gegenwart an, und ich bin nur für die Vergangenheit und für das Verschweigen des eigentlichen Namens des Herrn von Notting gebunden.

Wie Sie wollen, sagte ich und setzte mich wieder. Tilda rückte näher und sagte: Sie haben gut gesehen. In dem einsamen Hause wohnt das Unglück! Wissen Sie, nicht so ein Unglück, über das man weinen möchte, sondern ein so schauderhaftes Unglück, das Einem kalt macht. Stellen Sie sich vor, Herr von Notting und die gnädige Frau sehen einander niemals, obwohl sie dasselbe Haus bewohnen. Er wohnt vorn im Hause, sie rückwärts; jedes hat seine eigene Treppe und seine eigene Hausthür. Sie haben genau bestimmt, wo jedes spazieren dürfe, nur damit sie einander nicht begegnen. Die gnädige Frau geht nur im Parke spazieren, der gnädige Herr nur im Hofe und in der Allee vor dem Hofe. So sind sie immer durch das Haus getrennt. Sie führen auch getrennte Wirthschaft und essen nie an demselben Tische. Der Bediente des gnädigen Herrn und die Kammerjungfer der gnädigen Frau dürfen sich nur heimlich sehen, und es ist dem Bedienten verboten, von der gnädigen Frau, und der Kammerjungfer, vom gnädigen Herrn zu sprechen. Es werden auch keine Besuche angenommen und keine Zeitungen gehalten; selten daß ein Brief ankommt; dieß geschieht höchstens zwei bis drei Mal im Jahre, und dann ist der Brief immer an Herrn von Notting gerichtet und kommt von seinem Intendanten. Die gnädige Frau bekommt nie einen Brief, als ob sie in der ganzen Welt nicht Einen Verwandten, nicht Einen Freund hätte. Es ist möglich, daß doch manchmal ein Brief an sie kommt, aber dann läßt ihn wahrscheinlich Herr von Notting durch seinen Bedienten, der allein auf die Post gehen darf, auffangen. Uebrigens scheint die gnädige Frau gar keine Lust zu haben, etwas von der Welt zu erfahren. — Denken Sie, Herr Hauptmann, welch ein schreckliches Leben für die Dienerschaft, die keine

Ursache hat, sich vor der Welt zu verbergen, und doch von Zeit zu Zeit etwas Neues hören möchte. Es ist wahr, man ist vortrefflich bezahlt, wie nirgends, aber was nützt das, man ist doch ein Mensch! Ich wäre nie in das Haus gegangen, wenn ich gewußt hätte, wie es da hergeht. Ich lernte die gnädige Frau in einem kleinen Bade hier im Gebirge kennen, wo ich eben meine Herrschaft verloren hatte. Sie hatte zwar eine Kammerjungfer, die sie schon seit ihrer ersten Heirath bedient....

Sie ist also zum zweiten Male verheirathet? fragte ich.

Ja, Dummheit, ich habe mich verplaudert, das habe ich nicht sagen wollen — also die alte Kammerjungfer will sie nicht mehr bedienen und will selbst bedient sein und die gnädige Frau spielen; darum nahm man mich und behielt auch die alte, die man nicht fortschicken kann und die ein schreckliches Geld sammelt. Sie macht jedes Jahr eine Reise und bleibt aus, so lange sie will, und wenn sie kein Geld mehr hat, kommt sie wieder und sammelt für eine neue Reise. Man sagt, daß sie in B.. einen Geliebten hat, mit dem sie an den Rhein in die Bäder oder nach Italien geht. Die gnädige Frau läßt sie gern reisen, denn wenn sie hier ist, mißhandelt sie die arme Dame und läßt sich ihre üble Laune mit schwerem Gelde abkaufen. Das alles kommt daher, daß sie mit der gnädigen Frau etwas sehr Wichtiges erlebt hat, womit das Unglück begann.

Was denn? fragte ich.

Das eben darf ich nicht sagen. Genug, die gnädige Frau schätzt sich noch glücklich, wenn sie ganz allein dasitzen und so vor sich hinsehen kann, ganze Stunden, ja, ganze Tage lang, wie sie Das gewohnt ist. Ein schönes Glück! daß Gott bewahre! Wenn die arme Dame Sünden hat, so trägt die alte Kammerjungfer gewiß das Ihrige dazu bei, daß sie dieselben vor Gott abbüßt. Können Sie sich das denken, Herr Hauptmann? vor mir hat sie ihr Vorwürfe gemacht, hat sie ihr Dinge gesagt, die mir Alles, das ganze Geheimniß des Hauses verriethen. Ich wollte nicht hören, aber ich mußte! Und was mir noch an der

Geschichte fehlte, erzählte sie mir, so bald ihr die gnädige Frau etwas verweigerte, um sich an ihr zu rächen. Da durfte ich nur fragen. Die alte Kammerjungfer gab mir die Antwort mit einer Ausführlichkeit, die mich empörte. Sie heißt Gretchen. Paßt so ein Name für eine alte Hexe? Sagen Sie selbst, Herr Hauptmann! Aber sie heißt nur so, weil sie aus Frankfurt ist, und dort heißen alle Stubenmädchen Gretchen. Doch Das alles wollte ich eigentlich nicht sagen, sondern nur, daß der gnädige Herr und die gnädige Frau einander hassen, ja, ja, hassen, aber ganz schrecklich hassen. Sollte man glauben, daß Das aus der Liebe werden kann? Liebe ohne Achtung kann nicht bestehen, gibt es nicht, das habe ich einmal gelesen, aber Achtung ohne Liebe kann bestehen. Herr und Frau von Notting scheinen sich nicht einmal zu achten. Nicht einmal zu achten! Das ist doch wirklich das Geringste, was man verlangen kann; ich weiß es. Ich liebe meinen Mann nicht, aber ich achte ihn. Warum sollte ich nicht, Herr Hauptmann? Habe ich nicht Recht?

Gewiß, sagte ich bestätigend, achten Sie Ihren Mann, Tilda; wenn ich hier bliebe, würde ich hinzufügen: und lieben Sie mich!

Daß mich Gott bewahre! ich habe abschreckende Beispiele, rief Tilda und machte mit der rechten Schulter eine sanfte Bewegung, die aber geschickt genug war, um meinen Arm herabfallen zu lassen. — Sehen Sie, noch vor kurzer Zeit hatten wir, ich und mein Mann, einen Beweis, wie sehr die Herrschaften einander hassen. Es war ein sehr schöner Abend; wir standen am Fenster und sahen hinaus ...

... Er hatte den Arm um meinen Nacken gelegt und seufzte, fuhr ich fort.

— Nein, verbesserte Tilda, er sprach vom Holzhandel, und ich betrachtete die goldnen Abendwolken. Da sahen wir, dort auf den Hügeln auf der einen Seite rechts die gnädige Frau, links den gnädigen Herrn. Beide hatte wahrscheinlich der schöne Abend zu einem einsamen Spaziergange herausgelockt. Sie waren

durch einen Raum von ungefähr sieben- bis achthundert Schritten von einander getrennt, und sie konnten einander nicht sehen, da ein Hügel zwischen Beiden lag. Wir aber konnten sie sehr deutlich sehen, da hinter ihnen ein weißer Himmel war und sie wie große schwarze Silhouetten auf weißem Papiere aussahen. Die gnädige Frau ging, wie immer, mit gebücktem Kopfe, der gnädige Herr die Mütze tief in die Augen gedrückt und beide Arme auf dem Rücken. Ich bemerkte mit Schrecken, daß sie beide, von den verschiedenen Seiten her, auf den Hügel zwischen ihnen losgingen. Ich versichere Ihnen, Herr Hauptmann, ich zitterte am ganzen Leibe, denn es war mir, als müßte ein Unglück geschehen, wenn sie zusammenträfen. Sie gingen Beide ihren stillen, traurigen Schritt. Schon stiegen sie von den zwei verschiedenen Seiten den Hügel hinauf. Ich hätte rufen mögen: Gnädige Frau, der gnädige Herr kommt! Gnädiger Herr, die gnädige Frau kommt! — Aber sie hätten mich nicht gehört. So sah ich denn zu. Schon gingen sie oben auf dem Hügel, aber noch sahen sie einander nicht, da sie Beide zu Boden blickten. Plötzlich standen sie hart an einander. Ich sah, wie sich ihre gebückten Köpfe rasch aufrichteten und wie Beide mit den Oberleibern zurückfuhren. So standen sie einen halben Augenblick, dann wandten sich Beide und liefen auf denselben Wegen, auf denen sie gekommen waren, so schnell zurück, als ob sie verfolgt würden. Ohne sich umzusehen, lief die gnädige Frau mit vorgestreckten Armen, bis sie im Park verschwand, wo sie gewiß athemlos zusammensank, und lief der gnädige Herr, bis wir ihn hinter den Kiefern nicht mehr sehen konnten. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, es war nach langer Zeit das erste Wiedersehen!

Seit wann leben die Unglücklichen hier? fragte ich viel ernster als vorhin.

Herr von Notting, erwiderte Tilda, hat sich vor ungefähr zehn Jahren hier angekauft.

Und während dieser ganzen Zeit haben sich Mann und Frau nicht gesehen?

Doch, einmal, vor ungefähr zwei Jahren, als ich noch im Hause war. Es war ein trauriger Tag, ich werde ihn nie vergessen.

Wissen Sie, Tilda, daß Sie mir da schreckliche Geschichten erzählen?

Ich weiß es wohl, und was ich Ihnen jetzt erzählen will, ist wohl noch schrecklicher; nämlich ihr vorletztes Wiedersehen.

Tilda schwieg einige Zeit und schien sich zu sammeln; dann begann sie:

An einem August-Nachmittage war ich gerade vorn im Hause, in der Küche beschäftigt, als mitten unter Donner und Blitz ein fürchterlicher Wolkenbruch herabstürzte, der in wenigen Minuten das ganze Thal mit Bächen und kleinen Teichen erfüllte. Es regnete so schrecklich, daß ich nicht den Muth hatte, den Weg ums Haus zu machen, um zur gnädigen Frau zurückzukehren. Ich stand in der Küchenthür und sah dem Sturme zu; es war doch eine Abwechslung in dem langweiligen Leben. Da sah ich über die Felder her, durch die Ströme, die vom Himmel herabfielen, einen Reiter auf das Haus loskommen. Ich glaubte, er wollte vor dem Sturme ein Unterkommen finden, und habe deßhalb den Weg verlassen, um sich zu uns unter Dach zu flüchten; das Wirthshaus, sagte ich mir, wird er in dem dichten Regen übersehen haben, der arme Reiter, und ich blickte zurück in die Küche, ob sich da ein Plätzchen finde, wo er seine durchnäßten Kleider trocknen könnte. Ich freute mich sehr; es war doch ein Besuch, eine Abwechselung. Aber wie war ich erstaunt und fast gerührt, als der Reiter näher kam, in den Hof sprengte und ich in ihm ein Kind, ja, Herr Hauptmann, ein wahres Kind, einen reizenden, blonden Jungen von ungefähr vierzehn Jahren erkannte. Er und sein Pferd troffen nur so. Ich, da ich von Natur mit einem sehr mitleidigen Herzen begabt bin, stürzte trotz Sturm und Wolkenbruch aus meiner Küche hervor, auf den Hof und dem jugendlichen Reiter entgegen und hebe den lieben Jungen, dem die blonden Locken an den rothgepeitschten Backen klebten,

wie ein Kind vom Pferde und will ihn rasch aus dem Regen in die Küche ziehen. Er aber scheint sich um den Regen eben so wenig zu kümmern, als um sein Pferd, welches er laufen läßt und das sich selbst unter einem Holzschuppen auf dem Hofe ein Obdach suchen muß, und als um mein Mitleid, und fragt mich, kaum auf dem Boden stehend: Ist die gnädige Frau zu Hause? Wo ist sie? Führen Sie mich zu ihr! — So sprechend, und ohne eine Antwort abzuwarten, wendet er sich der Thür zu, die ihm am Nächsten ist und die zum Herrn von Notting führt. Ich fasse ihn am Arm und halte ihn zurück. Nicht hier, wenn Sie zur gnädigen Frau wollen — aber wollen Sie sich nicht erst ein wenig trocknen, junger Herr? Sie können ja krank werden, wenn Sie die nassen Kleider auf dem Leibe behalten. — Schadet nichts, sagte er, führen Sie mich zur gnädigen Frau, gleich, ich habe Eile, ich muß sie gleich sehen! Und wie er dieses sagt, fängt der schöne Junge an am ganzen Leibe zu zittern wie ein Espenlaub. — Da nehme ich ihn denn und führe ihn durch den Regen um das Haus herum in die Thüre der gnädigen Frau und die Treppe hinauf. Es war gut, daß ich ihn am Arme hielt, denn er wäre sonst auf der Treppe zusammengebrochen vor Aufregung. Als ich aber oben die Thür öffnete, da flog er wie ein Pfeil in die Stube, und in demselben Augenblicke lag er weinend und schluchzend vor den Füßen der gnädigen Frau. Er umklammerte ihre Kniee und rief ein Mal über's andere: Meine Mutter, meine Mutter! Auf diesen Ruf hin lag auch gleich die gnädige Frau auf den Knieen und rief: Fritz! Fritz! mein Sohn! mein Kind! — Und so auf dem Boden knieend, umarmten sie sich und weinten und riefen immer: Mutter! Mutter! — Fritz! Fritz! Mein Kind! Mein Kind! — Ich versichere Ihnen, Herr Hauptmann, ich weinte so herzlich, wie die Beiden. — Endlich erhob sich die gnädige Frau, aber sie konnte nicht auf ihren Füßen stehen und sank in den Lehnstuhl zurück. Sie nahm den Knaben in ihren Schooß, und nachdem sie noch viel geweint und ihm fortwährend die nassen Haare aus dem Gesichte gestreichelt hatte, und

während sie ihn fortwährend ansah, fand sie endlich Worte, und zwischen beständigem Schluchzen und Weinen fragte sie ihn und antwortete er, bald Das, bald Jenes, ohne Zusammenhang. Aber ich konnte doch viel, ach, viel Trauriges aus ihrem Gespräche errathen. — Woher kommst du, mein Fritz? Woher kommst du, mein Kind? — Von L.., ich bin dort auf der Pagenschule. — Und wie kommst du hierher? — Wir haben Ferien; wir machten eine Reise ins Gebirge; ich habe meine Kameraden in S... verlassen, habe ein Pferd gemiethet und bin hieher geritten; ich bin ein Deserteur, fügte er lächelnd hinzu. — Und wie hast du erfahren, wo ich bin? — Ich suche dich seit drei Jahren, Mutter, ich habe überall geforscht; endlich habe ich es herausbekommen. — Aber wie, mein Kind? — Auf diese Frage wollte er nicht antworten, und sie bestand auch nicht darauf, sondern legte den Kopf auf seine Schulter und weinte bitterlich. Fritz sah traurig und etwas düster vor sich hin, dann aber schien er sich wieder zu besinnen und streichelte die Scheitel seiner Mutter und suchte sie zu beruhigen, indem er ihren Kopf erhob und sie auf beide Augen küßte. — Wie schön du noch immer bist, Mutter! Sieh, ich hätte dich unter tausend Frauen heraus erkannt, ich habe dich nicht vergessen in diesen acht Jahren. — Sie lächelte, aber erschrak, wie sie ihm wieder ins Gesicht sah. O Gott, rief sie, wie ähnlich bist du deinem Vater! Wo ist er jetzt? — Er liegt in B..., er ist Oberst. — Sie schlug die Augen nieder und fragte mit gedämpfter Stimme, als ob sie nicht Muth zu der Frage hätte: Und — Fritz — ist — ist er heiter? ist er glücklich? — Fritz antwortete nicht. Er schlang den Arm um ihren Hals und preßte sie an seine Brust. Sie fing aufs Neue zu schluchzen an. Wissen Sie, Herr Hauptmann, es war jenes Schluchzen, das keine Thräne herausbringt und von dem man meint, daß es jeden Augenblick die Brust zersprengt. Sie hatte keinen Athem mehr, und ich glaubte, daß sie kraftlos hinsinken müsse, und wollte mich eben nähern, um ihr Hülfe zu bringen, als sie mit Einem Male auf dem Boden lag, die Arme

um die Kniee ihres Sohnes schlang und mit herzzerreißender Stimme schrie: Vergib mir, mein Kind, vergib! — Und da lag sie ohnmächtig, mit dem Gesicht auf dem Teppich.

Mein Gott, welche Szene! Während wir uns bemühten, die Ohnmächtige aufs Sopha zu legen, stürzte Herr von Notting herein. Sein Bedienter, der Fritz ankommen gesehen, hatte auf der Treppe gelauscht, und ich dumme Person vergaß, das Zimmer zu schließen, weil ich ganz gerührt von dem Schauspiel in der Thür stand. Herr von Notting sah aus wie ein Mensch, der eben einen Mord begangen hat oder einen Mord begehen will. Was will der Junge hier? was hat er hier zu schaffen? — rief er wie ein Verrückter. Der Bube ist an allem Unglück schuld! — Er streckte die Hand aus, als wollte er Fritz am Arme fassen. Aber dieser, der vor seiner Mutter stand, wandte sich um, warf den Kopf in die Höhe und rief: Berühre mich nicht! — Herr Hauptmann, um ganz wahr zu sein, er sagte noch etwas Anderes, er sagte eigentlich: Berühre mich nicht, Schurke! und er sagte es mit einem Stolz, mit einer Ruhe, wie soll ich mich nur ausdrücken? so zu sagen wie ein Ritter oder ein Prinz, oder ein großer General, und auf das Wort hin wurde Herr von Notting noch blasser, seine Unterlippe wurde blau und zitterte. Er taumelte zurück, als ob man ihm einen gewaltigen Stoß in die Brust gegeben hätte, und wurde nur durch eine Kommode, auf die er sich mit dem Rücken stützte, aufrecht erhalten. Aber Das war nicht das Schrecklichste. Die gnädige Frau war von dem Geschrei des Herrn von Notting erwacht; sie schlug die Augen auf, und wie sie Das alles sah und hörte, lachte sie laut auf. Und dieses Lachen war das Schrecklichste. Fritz aber schien es nicht zu hören. Mit verschränkten Armen — so — stand er da und sah Herrn von Notting mit einer gräßlichen Verachtung an. Dann wandte er sich zu seiner Mutter, nahm ihre Hand und küßte sie ehrerbietig; darauf ging er mit langsamen Schritten an Herrn von Notting vorbei und zum Zimmer hinaus. Eine Minute darauf hörte ich den Hufschlag seines Pferdes; er ritt aus dem Hofe.

Die gnädige Frau aber lag noch immer auf dem Sopha, sah ihren Mann an und lachte noch immer wie vorhin.

Hier unterbrach ich meine Wirthin, indem ich aufsprang und mit großen Schritten in der dunklen Stube auf und ab lief. Tilda sah mir befriedigt nach und freute sich, mit ihrer Erzählung eine solche Wirkung hervorgebracht zu haben. Ich hörte immer das gräßliche Lachen jener Frau; von welchem Haß, welcher Verachtung sprach dieses Lachen, da sie darüber die Abreise ihres Kindes, das sie so empfangen, das sie durch acht Jahre nicht gesehen, vergessen konnte! Ich sah in einen gräulichen Haushalt, in eine häusliche Hölle. Ich dachte an jenen Günstling Jakobs I., jenen Robert Carr, Earl v. Somersett, der mit seiner Frau in der Einsamkeit zu leben gezwungen war, nachdem er mit seiner Frau, die er einem Anderen entwandt, Verbrechen begangen, und nachdem sich ihrer Beider Liebe in Haß und Verachtung verwandelt hatte. Jenes Zusammenleben der Mörder Overbury's, wie es die Geschichte beschreibt, schien mir immer die Verwirklichung der entwürdigendsten und aufreibendsten Höllenqualen hier auf Erden; ich konnte nie daran glauben, daß es zwei Menschen durch Jahre zu ertragen im Stande seien, und nun fand ich ein anderes Beispiel leibhaftig in meiner Zeit, in meiner Nähe, unter meinen Augen — und unter meinen Bekannten! — Es war kein Zweifel, daß ich das elende Ehepaar dort aus dem Hause, daß ich ihre Geschichte kannte. Wäre das Zimmer nicht so dunkel gewesen, Tilda hätte es mir ansehen müssen, daß ich bei Ankunft des Knaben, bei Nennung seines Namens die handelnden Personen erkannte, daß die Nennung der Garnison seines Vaters meine Vermuthung nur bestätigte. Dieser Vater war ja mein Freund, der treffliche, in der ganzen Armee geliebte Oberst v. Reuttern, und ich spielte ja selbst eine Rolle in der Geschichte, die ihn so unglücklich machte, die jenen Beiden dort in dem einsamen Hause ihre Vergeltung, ihre Hölle bereitete. Ich zweifle nicht: die seit zehn Jahren aus der Welt Verschwundenen waren gefunden, und wieder rührte mich der Gedanke, welches Scharf-

sinns der Liebe es bedurfte, bis jener Knabe den Aufenthalt seiner in der Einsamkeit und hinter einem falschen Namen verborgenen Mutter ausspürte.

Ist sie noch schön? fragte ich, vor Tilda stehen bleibend, nur um etwas zu sagen und um meine Aufregung zu verbergen.

Ich glaube nicht, erwiderte Tilda, daß sie jemals habe schöner sein können. Sie ist so fein, so zart, so blaß. Das macht der beständige Aufenthalt im Zimmer und der Kummer. Selbst die grauen Haare stehen ihr gut.

Sie ist grau geworden?

Ach, ja! ich denke nicht gern daran, denn Das erinnert mich an eine große Dummheit, die ich einmal begangen habe. Ich frisirte sie und sagte: Gnädige Frau, da ist wieder ein weißes Haar. — Sie seufzte und sagte: Es werden bald noch andere nachkommen. — Nun, nun, sagte ich, um sie zu trösten, auf graues Haar, in Ehr' ergraut, Jedermann mit Ehrfurcht schaut. — Sie sprang auf und sah mich an, als ob ich sie hätte verspotten wollen, und wurde roth und blaß nach einander. Mein Gott! ich habe nur etwas Kluges sagen wollen, aber das Kluge ist manchmal sehr dumm. Ist es nicht wahr, Herr Hauptmann?

Sehr wahr, Tilda.

Und was hier klug ist, ist dort dumm. Nicht wahr, Herr Hauptmann?

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!

Herr Hauptmann, ich entdecke an Ihnen eine Neigung, mich zu dutzen.

Pardon, sagte ich entschuldigend, das ist so im Verse.

Ja, ich verstehe; ich weiß, im Verse dutzt man alle Welt, ohne Smollis getrunken zu haben.

Ich merkte, daß mich meine Wirthin in die vorige Stimmung zurückbringen wollte, aus der ich durch ihre Erzählung herausgekommen war; aber Das war schwer bei den Gefühlen und traurigen Erinnerungen, die mich jetzt erfüllten. Ich stand auf und erklärte ihr, daß ich mich zu Bette begeben wollte. Sie

blickte mich etwas verdutzt an und nahm die Kerze, die sie anzündete.

Liebe Frau Wirthin, sagte ich in feierlichem Tone, Sie kennen die ganze Geschichte der Herrschaft, bei der Sie zwei Jahre lang im Dienste gewesen; ich errathe diese Geschichte. Was predigt diese Geschichte? Gattentreue! Gattentreue!

Ha, ha, ha! — lachte Tilda — diese Moral aus dem Munde eines Herrn vom Militär! Das ist kurios, das ist mir noch nicht vorgekommen, das ist noch nicht erlebt worden! Und mit Gelächter ging sie mir leuchtend in die Schlafstube voran.

Am andern Morgen wollte mir Tilda die ganze Geschichte des Ehepaares aus dem einsamen Hause erzählen; ich könnte, meinte sie, ihr ja mein Ehrenwort als Offizier geben, daß ich die Geschichte nicht weiter erzählen wolle, da sei es, als ob sie geschwiegen hätte. Ich aber dankte für den guten Willen, um bei schöner Morgenbeleuchtung die Gegend zu besehen, denn gestern hatte ich eigentlich meine Pflicht versäumt. Die Hügel hinter dem Notting'schen Hause mußten einen guten Ueberblick gewähren, und ich wandte mich ihnen zu, nicht ohne einen großen Umweg zu machen, da ich dem Hause und einer möglichen Begegnung ausweichen wollte. Als ich aber eben durch eine kleine, mit Gesträuch erfüllte Schlucht die Höhe hinaufsteigen wollte und um einen Vorsprung des Gebüsches bog, sprang ein Mann, der auf dem harten Boden gelagert war, auf und starrte mir ins Gesicht. — „Lindblatt!" rief er erschrocken. — Suckow, murmelte ich verlegen und sah zu Boden, während er die Hand zurückzog, die er mir instinktmäßig entgegengestreckt hatte. Ein Strahl der Freude hatte einen Augenblick lang sein Gesicht beleuchtet, bald aber bedeckte es wieder ein düsterer Ausdruck. Er sah mich mit zusammengezogenen Augenbrauen an und knöpfte, wahrscheinlich ohne zu wissen, was er that, seinen langen Ueberrock bis unter das Kinn zu. Sein Gesicht war wie versteinert, und hätte ich nicht schon gewußt, daß er der Bewohner jenes Hauses sei, ich würde ihn schwerlich so schnell erkannt haben. Noch war es die

stattliche, schöne Gestalt, der Neid und das Ideal aller Portepée-Fähnrichs und Lieutenants, aber sie schien, ebenso wie das ganze Gesicht, verknöchert. — „Versprich mir, Lindblatt, meinen Aufenthalt nicht zu verrathen!" stieß er endlich hervor. — Ich verspreche es. — Es schien, als wollte er noch einige Worte, vielleicht Fragen an mich richten, aber er bezwang sich sichtlich, raffte sich auf, und mit einem kurzen „Lebewohl!" machte er einige große Schritte, die ihn hinter dem Gebüsche meinen Blicken entzogen.

Traurig kam ich in meine Herberge zurück, nahm Abschied von meiner liebenswürdigen Wirthin, versprach, mich auf dem Rückwege wieder bei ihr aufzuhalten, stieg zu Pferd und ritt weiter.

Es war ein sehr schöner Morgen. Ein schützender Kiefernwald nahm mich bald auf, in welchem sich Schatten und Sonnenschein, Stille und Gesause auf das Melodischste vermählten. Unter andern Umständen wäre ich durch diesen Wald mit einer Opern-Arie auf den Lippen geritten; nun aber war ich melancholisch und nachdenklich. Meine Gedanken trugen mich um zehn Jahre zurück, und ich erlebte noch einmal jenen schrecklichen Tag, der bis dahin in meinem Leben der schrecklichste gewesen.

Es war ein Maitag des Jahres 184*. Rittmeister von Reuttern hatte so eben die Wache bezogen, und wenn Rittmeister von Reuttern auf Wache war, schien die Wachtstube dem ganzen Offizierkorps der gemüthlichste und angenehmste Aufenthalt in der Residenz. Da kam Besuch auf Besuch, und jeder Offizier, dem eine nähere Bekanntschaft mit dem Rittmeister das Recht dazu gab, blieb seine paar Stunden da sitzen. Man hat bemerkt, daß der Prinz an solchen Tagen gern zur Inspektion kam, und man wußte, daß dieß weniger der Inspektion als des Rittmeisters und seiner Gesellschaft halber geschah. Fritz von Reuttern war unbestritten der beliebteste aller Offiziere, und diese Beliebtheit dankte er seinen vielen wahrhaft großen Eigenschaften: seiner über alle Verdächtigung erhabenen Ehrenhaftigkeit, seiner hohen

und feinen Bildung und dem großen Wohlwollen, mit dem er Jedermann entgegen kam. Obwohl von Jugend auf in der großen Welt lebend, sah er die Welt und ihr Treiben doch mit der möglichsten Arglosigkeit an, konnte er selten an das Böse glauben, und diese Unbefangenheit nahm sich an ihm desto schöner aus, je männlicher und kräftiger sich sonst sein Charakter bewährte. Diese Arglosigkeit erklärte sich dadurch, daß ihm bisher immer Alles gelungen war, daß er eine Laufbahn hinter sich hatte, die nur kräftigende, nicht demüthigende Hindernisse bot, und daß man ihm von allen Seiten gern fördernd entgegen kam. Mit Einem Worte, er war wirklich glücklich. — Der Frische seiner ersten Jugend konnte das Offiziersleben nichts von ihrer Reinheit und Schönheit nehmen, da sich gleich bei seinem ersten Auftreten zwischen ihm und dem schönsten und liebenswürdigsten Mädchen der Residenz, Fräulein Mathilde v. R...., der Tochter des bekannten Generals, ein sehr intimes Verhältniß bildete, das ihn vor Manchem behütete, was sonst die Blüthen der Seele abstreift. Nach drei Jahren der glücklichsten Liebe trat er mit ihr in die glücklichste Ehe. Ihr Haus war eine Wohnung des schönsten Glücks, das durch die Geburt eines Knaben, der wie sein Vater Fritz hieß, vollendet wurde. Neben einer geliebten Frau, einem schönen Kinde sind die Freunde nur eine angenehme Zuthat im Banquet de la vie; diese fehlten, wie gesagt, auch nicht, denn der Böseste hätte den Muth nicht gehabt, diesen Haushalt zu beneiden oder zu verleumden. Ich sagte, die Freunde seien eine angenehme Zuthat; ich habe Unrecht. Das gilt von den Freunden, die man in Masse besitzt, die ich die exoterischen Freunde nennen möchte. Zum ächten Glücke, wenn es ganz abgeschlossen sein soll, gehört ein esoterischer Freund, und dieser ist eine Lebensbedingung, eine Nothwendigkeit: der eingeweihte Freund, der nicht in den Propyläen unseres Glückes stehen bleibt, der in das Allerheiligste unserer Liebe, unserer Wünsche und Hoffnungen eingeführt wird; der Zeuge und Schatzmeister unseres Glückes. Oder, um mich prosaischer auszudrücken: der Freund,

der mit uns ißt, ohne eingeladen zu sein, der unangemeldet eintritt, der, wenn die Andern nach der Soiree fortgehen, sich erst recht hinsetzt und eine Cigarre raucht, vor dem man den Schmuck der Welt und die Gesellschaftsmanieren ablegt, vor dem man gähnt, mit dem man schweigt, mit dem man im selben Augenblicke denselben Gedanken hat. Ein solcher Freund des Hauses Reuttern war der Oberlieutenant Graf von Suckow. Er war mit v. Reuttern aufgewachsen, er war mit ihm auf der Kriegsschule, auf Reisen gewesen; er war der Vertraute und Beschützer seiner Liebe, und als Reuttern heirathete, war er ein Theil der Familie und der Pathe des Neugeborenen.

So waren schon sieben glückliche Jahre dahingegangen, als wir an jenem Tage in der Offiziersstube der Hauptwache als Gäste Reutterns da saßen. Eine Rheinweinflasche stand auf dem Tische, und wir saßen umher und spielten Whist. Die Fenster waren offen und ließen milde Frühlingsluft herein; die Vögel in den Kastanienbäumen vor der Wache sangen ihre ersten Frühlingslieder. Wir waren sehr heiter und lachten viel über den guten Beek, der sich für einen ausgezeichneten Whistspieler hielt und den alten, erfahrenen Hauptmann Spolding, seinen Partner, mit einer empörenden Verschwendung der Trümpfe in Verzweiflung brachte.

Alle Honneurs! rief Reuttern eben, als ein Soldat die Thür öffnete und in derselben der kleine Fritz, Reutterns Sohn, erschien.

Was Teufel, Fritze, mein Junge, was willst du hier? wie kommst du hieher? fragte Reuttern, während wir uns Alle nach dem Kinde umsahen.

Der Knabe schien ängstlich zu sein und antwortete nicht.

Wer hat dich hergebracht? fragte Reuttern wieder.

Es hat mich Niemand hergebracht — ich bin allein gekommen, stotterte das Kind.

Allein? den weiten Weg? fragte Reuttern erstaunt. Komm mal näher.

Das Kind kam heran und lehnte sich an das Knie des Vaters;

jetzt erst sahen wir, daß es verweinte Augen hatte, und wie es Reuttern ansah, noch immer ängstlich, weil es ihn so allein auf der Wache aufzusuchen gewagt hatte, schluchzte es und fing aufs Neue zu weinen an.

Aber, mein Junge, was ist denn vorgegangen? Ist die Mama nicht zu Hause?

Ja, Mama ist zu Hause.

Bist du unartig gewesen?

Ich bin sehr artig gewesen, schluchzte Fritz und wischte sich die Augen mit dem Rücken der Hand.

Warum weinst du also?

Weil mich die Mama aus ihrem Zimmer gejagt hat, und dann hat mich der Onkel Suckow hinausgestoßen und hat mir weh gethan, weil ich nicht gleich hinausgegangen bin.

Reuttern erblaßte, faßte sich aber schnell wieder und lächelte. Dann sagte er: Gestehe es nur, Fritze, du wirst nicht bestraft werden — du bist gewiß unartig gewesen, sonst hätte dich der Onkel Suckow nicht hinausgestoßen.

Nein, antwortete Fritz mit Bestimmtheit, ich bin nicht unartig gewesen, gar nicht. Mama jagt mich immer fort, wenn der Onkel Suckow allein da ist, und der Onkel Suckow stößt mich immer hinaus, wenn er in Mama's Zimmer ist. Ich habe dir's nur klagen wollen, Papa, sonst glaubst du, daß ich unartig bin, immer wenn du auf Wache bist.

Reuttern wurde während dieser Rede des Kindes blutlos im ganzen Gesichte. Er sah uns an und sagte: Meine Herren, ich sehe, was Sie denken.

O, begann der Hauptmann, urtheilen Sie nicht — ein Kind ...

Keine Worte! — befahl Reuttern und stand auf. Mit einer Stimme, die jede Modulation verloren hatte, und mit einem Blicke, der ins leere Nichts zu blicken schien, sagte er ruhig: Herr Oberlieutenant von Beek, Sie übernehmen das Kommando der Wache und behalten das Kind hier. Herr Hauptmann

Spolding, Herr Lieutenant v. Lindblatt, haben Sie die Güte, mir zu folgen.

So schritt er zur Wachtstube hinaus, wir folgten ihm. Die Wache präsentirte das Gewehr; er vergaß nicht, zu salutiren. Strammen Schrittes ging er vor uns her; sein Tritt hallte monoton auf dem Pflaster wieder, monoton und in gleichem Maße. Er ging ruhig und unaufhaltsam wie das Geschick. Ich konnte nur auf die Schritte horchen, und es war mir, als müßte ich sie zählen, während der Lärm der Spaziergänger, der Wagen, der Ausrufer, der Gesang der Vögel auf den Dächern und in den Linden mir wie die Wellen um die Ohren des Ertrinkenden sausten. Ich und der Hauptmann gingen mit niedergebeugtem Haupte und schweigend wie bei einem Begräbniß; wir hatten das Bewußtsein, daß ein Glück begraben werden sollte. Niemals war in irgend einem Kopfe der Verdacht eines verbrecherischen Verhältnisses zwischen Suckow und Mathilde erwacht, so unmöglich schien es, und doch, sonderbar! hoffte ich auf dem ganzen Wege nicht einen Augenblick auf eine unschuldige Aufklärung.

Wir stiegen die Treppe zur Wohnung Reutterns hinauf. Er zog einen kleinen Schlüssel und öffnete die Thür. Im Vorzimmer saß Gretchen, die Kammerjungfer.

O Gott! der Herr Rittmeister! rief sie entsetzt, als sie ihren Herrn erblickte.

Wo ist die gnädige Frau? fragte er ruhig.

Sie — die gnädige Frau — sie ist ausgegangen, stotterte Gretchen, indem sie sich unbewußt und wie abwehrend vor die Thür des Schlafzimmers stellte.

Du lügst! rief Reuttern, faßte sie und schob sie mit solcher Gewalt bei Seite, daß sie in den entgegengesetzten Winkel des Vorzimmers stürzte und dort auf dem Boden liegen blieb.

Folgen Sie mir, meine Herren, rief uns Reuttern zu und faßte das Schloß des Schlafzimmers. Es war verschlossen. Oeffnet! schrie er, indem er mit der Faust an die Thüre schlug. In diesem Augenblicke erst verrieth eine Art von Wimmern, ein

schrecklich trauriger und zugleich wuthvoller Ton, was in ihm vorging. Aus dem Innern der Schlafstube aber drang ein Schrei des Schreckens.

Reuttern faßte die Klinke, riß, und die Thür flog auf, und die Klinke blieb in seiner Hand. Er trat in die Schlafstube, wir blieben auf der Schwelle stehen.

Es ist an der Szene, die wir von der Schwelle aus sahen, nicht viel zu beschreiben. Es ging nicht viel vor, es wurden keine Worte gewechselt: es war kein Drama, es war ein starres, steinernes Basrelief. Reuttern stand in der Mitte der Stube stramm und groß, als wäre er in diesem Augenblicke um zwei Köpfe gewachsen, und sah mit gläsernen Augen Suckow an, der gebrochen und mit hängendem Kopfe an der Wand lehnte. Gleich bei seinem Eintritt war Mathilde mit dem Rufe: Fritz! Fritz! vor Reutterns Füße hingesunken, die sie nun schweigend umschlang. Sonst war sie wie ein Knäuel zusammen gerollt, das Gesicht von den herabfallenden Haaren bedeckt und nicht daran denkend, das Kleid, das von der Schulter herabfiel, zusammen zu halten. Reuttern schien sie gar nicht zu bemerken; er starrte nur Suckow an, und dieser war von dem Blicke wie an die Wand festgenagelt.

So vergingen einige Minuten, vielleicht nur eine einzige Minute, aber es schien uns eine Ewigkeit, bis Reuttern tief aufathmete und immer mit derselben tonlosen Stimme sagte: Folgen Sie mir, meine Herren, komm, Suckow!

Er trat aus den umschlingenden Armen Mathildens mit einer Bewegung heraus, als ob er irgend einen todten, hindernden Gegenstand gleichgültig von den Füßen schüttelte, ohne auch nur auf den Boden zu sehen, auf den Mathilde mit schwerer Stirn hinfiel. Er ging in den Salon; Suckow taumelte ihm nach; wir folgten.

Reuttern nahm eine kleine Mahagonikiste, die auf einem Schranke stand, stellte sie auf den Tisch, öffnete sie, nahm zwei Pistolen heraus und lud eine derselben. Er that Das alles mit

einer außerordentlichen Ruhe und Sicherheit, aber mit einer Gemessenheit der Bewegungen, als wäre er ein Automat. Es war unheimlich anzusehen, und weder ich, noch der Hauptmann hatte den Muth, eine Frage oder irgend eine Bemerkung an ihn zu richten. Es wäre auch allem Anscheine nach sehr überflüssig gewesen, denn in Reuttern schien der ganze Plan seiner Handlungsweise von Anfang an fix und fertig und unveränderlich fest zu stehen. Als er die Pistole geladen hatte, belebte sich das Gesicht Suckows; er machte von dem Platze, auf dem er wie eingewurzelt stand, einen Schritt vorwärts und sagte: Ich bin bereit.

So ist es nicht gemeint, erwiderte Reuttern und holte von einem kleinen Tischchen in der Ecke Papier und Tintenfaß.

Setze dich und schreibe! sagte er, indem er mit ausgestrecktem Finger auf einen Stuhl vor dem Schreibzeuge deutete.

Was soll ich schreiben? fragte Suckow.

Setze dich und schreibe! wiederholte Reuttern.

Suckow setzte sich und nahm die Feder. Reuttern stellte sich vor ihn hin, stemmte beide Hände auf den Tisch und diktirte:

Ich, Heinrich Graf von Suckow, verpflichte mich hiermit vor Zeugen . . .

Vor Zeugen, wiederholte Suckow und fragte: Wozu verpflichte ich mich?

Schreibe! sagte Reuttern und diktirte weiter: Frau Mathilde v. Reuttern, geb. v. R., sobald sie von ihrem Manne, dem Rittmeister Friedrich v. Reuttern, geschieden sein wird . . .

Geschieden! rief Suckow und ließ die Feder fallen.

Schreibe weiter! rief Reuttern, und Suckow nahm mechanisch die Feder in die Hand — geschieden sein wird, nahm Reuttern wieder auf — hast du: geschieden sein wird? — zu heirathen.

Suckow fuhr zusammen. Er warf die Feder hin und sprang vom Sitze auf.

Schreibe: zu heirathen! wiederholte Reuttern.

Ich lasse mir nichts vorschreiben! — ich heirathe sie nicht! rief Suckow.

Reuttern nahm jetzt die Pistole in die Hand, spannte den Hahn und richtete sie auf Suckow.

Schreibe: zu heirathen, oder ich schieße, sagte Reuttern im allerruhigsten Tone.

Suckow blickte ihm ins Auge, dann in die Mündung der Pistole; und immer dahin blickend, ließ er sich langsam auf den Sitz fallen, während ihm eben so langsam die Pistole folgte. Er ergriff die Feder, und nachdem er einen großen Seufzer ausgestoßen, schrieb er rasch: zu heirathen.

So, da ist es, sagte Reuttern; jetzt, meine Herren, fügte er, zu uns gewandt, hinzu, haben Sie die Güte und unterzeichnen Sie, als erbetene Zeugen.

Wir nahmen die Feder und setzten unsere Namen hin. Suckow wollte sich erheben.

Bleibe, sagte Reuttern, wir sind noch nicht fertig. Nimm die Feder und schreibe auf dieses Papier.

Was soll ich noch schreiben?

Schreibe! Du schreibst an den Inhaber unseres Regimentes.

Suckow sprang wieder vom Stuhle auf. Es ist genug diktirt! rief er.

Du setzest dich hin und schreibst, oder ich schieße dich hier über den Haufen.

Suckow setzte sich; Reuttern diktirte:

Eure Königliche Hoheit!

Hoheit . . .

Ich bitte um meine Entlassung.

Oh! stöhnte Suckow.

Ich — bin — nicht mehr würdig, in der Armee — Seiner Majestät zu dienen . . .

Suckow ließ den Kopf in die Hände fallen. Reuttern beugte sich über den Tisch und fragte: Hast du? — nicht mehr würdig — zu dienen — ja, da stehts. Weiter.

Was denn noch? schrie Suckow und starrte seinen ehemaligen Freund mit aufgerissenen Augen an.

Die Motivirung, sagte Reuttern; schreibe: denn ich bin ein Schurke.

Ah! schrie Suckow und fuhr von seinem Sitze auf und vom Tische fort: Niemals!

Schreibe! wiederholte Reuttern und streckte die Pistole hervor.

Schieße, sagte Suckow, ich schreibe nicht.

Ich werde schießen, mein Ehrenwort darauf. Ich zähle: Eins, Zwei, Drei! Wenn du bei Drei nicht geschrieben hast: denn ich bin ein Schurke, bist du des Todes. Das schwöre ich. Jetzt schreibe: Eins!

Suckow stand mit verschränkten Armen.

Zwei!

Suckow ließ die Arme sinken und sah Reuttern ins Gesicht. Er lispelte etwas, aber er schien die Stimme verloren zu haben, denn wir verstanden nicht, was er lispelte. Als stände er auf einer Schraube, drehte er sich dem Tische und dem Papiere zu und näherte sich, ohne eigentlich einen Schritt zu machen. Reutterns Auge bohrte sich in das seinige, und es war, als folgte er einer magnetischen Macht, da er sich langsam wieder an den Tisch setzte und langsam die Hand bewegte, um die Feder zu ergreifen. Reutterns Blick und die Pistole folgten ihm unabwendbar. Es war traumhaft anzusehen. Reuttern bewegte die Lippe, da waren die Worte wie vom Blitze hingeschrieben. Reuttern erwachte aus seiner Starrheit und fiel mit beiden Händen über das Papier her. Da steht's, da steht's! rief er in wilder Freude und starrte das Papier an. Aber den Namen muß ich noch haben, den Namen! Unterschreibe, Suckow, mein theurer Freund!

Suckow, der noch die Feder in der Hand hielt und wie bewußtlos vor sich hinsah, schrieb wie ein Nachtwandler seinen Namen an die Stelle, auf die Reutterns Finger deutete. Dann fiel er, oder vielmehr er warf sich vom Stuhle und blieb ausgestreckt unter dem Tische liegen.

So, sagte Reuttern, das ist abgemacht. Die Adresse an

Seine Königliche Hoheit kann ich selbst schreiben und die Eingabe besorgen. Dieß bleibt mir, fügte er hinzu, indem er das erste Schriftstück faltete und in die Brusttasche steckte. Dann legte er die Pistolen wieder in die Kiste, schloß diese und stellte sie auf ihren vorigen Platz.

Wir haben hier nichts mehr zu thun, meine Herren; ich muß auf die Wache.

Er setzte den Helm auf und ging mit uns zur Thür hinaus. Im Vorzimmer saß die Kammerjungfer und drückte sich, als wir eintraten, in einen Winkel. Reuttern blieb vor ihr stehen und sagte: Packe die Sachen der gnädigen Frau ein; sie verläßt sogleich mein Haus. Sorge dafür, daß Alles so schnell als möglich geschehe und daß ich die Wohnung leer finde, wenn ich abgelöst werde.

III.

Zwei schlaflose Nächte.

Alfred Berg erzählt:

Meine Jugend verfloß in heiterer Armuth. Da ich gegen seinen Willen studirte, schnitt mir mein Vater die Zufuhr ab; aber ich lebte in der Zukunft und kümmerte mich wenig darum, daß ich in der Gegenwart nicht zu leben hatte. Achtzehn Jahre alt, als ich die Universität der Provinz=Hauptstadt bezog, gab ich mich für einen gesetzten Mann von einundzwanzig Jahren aus; band einen steifen Vatermörder um, kürzte meine langen Haare, zwang die widerspenstigen durch allerlei Mittel, so fromm und bescheiden als möglich sich an meine Schläfe anzuschmiegen, und präsentirte mich so in einem reichen Bankierhause, wo eben eine Hofmeisterstelle zu vergeben war. Ich wurde von einem Freunde des Hauses empfohlen, man ließ sich durch mein solides Auftreten täuschen, und beim zweiten Besuche wurde der Handel geschlossen. Ich sollte drei Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen, in den Stunden, die mir die Kollegien frei ließen, unterrichten und dafür im Hause des Herrn Kistner mit Kost und Wohnung, Licht und Wäsche und noch dazu mit zwölf vollen Konventions=Gulden bezahlt werden. Ich fühlte mich sehr reich und glücklich, um so glücklicher, als mir der Charakter der Eltern und der Kinder wie des ganzen Hauswesens behagte und als man mir den bald aufgedeckten Betrug als eine fromme Lüge verzieh. Das Hauswesen war ein schönes Gemisch von moderner

Eleganz und altem, gemüthlichem Patriarchenthum, sowohl was die Lebensweise und die Einrichtung, als die Bildung und den Charakter der Familie betraf. Herr Kistner war ein aufgeklärter, geistvoller und zugleich gutherziger, reicher Mann; Frau Kistner, eine überaus thätige Hausfrau, die bereits sieben Kinder in die Welt gesetzt hatte und die große Wirthschaft mit einigem Despotismus, aber gut und zweckmäßig leitete. Da ich meiner Kindheit selbst noch so sehr nahe stand, erinnerte ich mich lebhaft aller Vorgänge im kindlichen Herzen, aller kindlichen Wünsche und Anschauungen; demgemäß behandelte ich nicht nur die mir anvertrauten Schüler, sondern auch die anderen kleineren Kinder und galt so bald für einen trefflichen Pädagogen, und wenige Wochen nach meinem Einzuge war ich wie ein Glied der Familie. In meiner etwas dunkeln Stube wurde es mir immer heimlicher, und es kam bald dazu, daß ich mich von den schönsten Vorträgen im Kollegium nach Hause und zu meinen lieben Kindern zurücksehnte. Mein Junge, der kleine Paul, hing sehr an mir und ergötzte mich mit den Studenten-Manieren, die er meinen Freunden ablauschte. Nur sein schlechtes Gedächtniß brachte mich manchmal aus der Fassung und sein träumerisches Wesen, das sich immer am Liebsten mit dem Ernsten beschäftigte, während er das Nächste vernachlässigte. Aber wenn ich gegen ihn auffuhr, stand seine älteste Schwester Lotti, ein liebes Kind von zwölf Jahren, wie ein Schutzengel neben ihm. Sie sah mich mit ihren großen, braunen, sanftglühenden Augen bittend an, und ich mußte mich brummend abwenden, um ihr nicht zu verrathen, welche Gewalt diese holden Augen auf mich ausübten. Sie waren so voll Güte und Unschuld, daß man sie nicht ohne Rührung hätte betrachten können, wenn nicht zugleich der liebenswürdigste und geistreichste Schalk daraus hervorgeblickt hätte. Lotti war eine Art Mignon, aber eine glückliche Mignon. Ich habe damals den Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde gelesen und konnte mir das Kind Bettina nicht anders vorstellen, als mit dem braunen Gesichte, den dicken schwarzen Locken, der hoch und

etwas mager aufgeschossenen Gestalt unserer Lotti. Sie hatte einen sehr gesunden Verstand, einen sehr raschen Geist, aber sie schien dessen nicht zu bedürfen, denn instinktmäßig errieth sie Menschen, Dinge und Verhältnisse, ohne daß ihre Unbefangenheit darunter gelitten hätte. Wie oft überraschte ich mich, daß ich mit ihr, wie mit einem Kandidaten der Philosophie, sprach und daß sie mir ruhig und verständnißvoll zuhörte, als wäre meine Rede ihr gegenüber am Platze — und wenn sie dann auf der Terrasse oder im Garten ein Kind mit Kindern umhersprang und alle möglichen Thorheiten beging und sagte, glaubte ich nicht mehr, daß man so mit ihr sprechen konnte, wie ich es einige Minuten vorher doch selbst gethan hatte. Sie merkte bald, daß sie aus mir machen konnte, was sie wollte; aber sie mißbrauchte diese Macht nur zum Besten ihres Bruders oder ihrer höchst leichtsinnigen Schwester Mathilde, die sie auf fast komische Weise bemutterte; sonst war ihr, die das Bedürfniß hatte, Jedermann zu befriedigen, meine Zufriedenheit mit ihr lieber als ihre eigene Freiheit. Ja, die Freiheit war vielleicht das geringste ihrer Seelenbedürfnisse; sie wollte geführt, geleitet, regiert sein; es that ihr wohl, zu gehorchen, weil sie sich dadurch in Abhängigkeit fühlte und dem Befehlenden eine Freude machte. Sie hatte sehr wenig Talent für Musik, aber Stunden lang saß sie am Klavier und plagte sich ab, ohne je zu murren, weil der Vater die Musik liebte und aus ihr eine Musikerin machen wollte. Wie oft rührte es mich, wenn ich sie durch zwei Thüren hörte, wie sie im Salon unermüdlich drauf loshämmerte! Noch heute kann ich kein fernes Klavier hören, besonders wenn ein Schüler übt, ohne augenblicklich an Lotti, an den Salon, an das Vorzimmer und an meine Stube zu denken.

Neben den zwei anderen Kindern erschien sie mir wie eine erwachsene Person, die man nicht als Schülerin behandeln dürfe, und um für jene mehr Zeit zu gewinnen, legte ich ihr oft ein Buch hin und sagte: Lesen Sie, Lotti! oder auch: Machen Sie, was Sie wollen! Damit aber war ihr nicht gedient. Eine solche

Behandlung kränkte sie. Sie erröthete, wie beleidigt, und schwieg; oder sie stand auf, stellte sich neben mich und strich mir die Haare und schmeichelte mir, als ob sie mich hätte versöhnen wollen. Mit der kindlichsten Unbefangenheit legte sie den einen Arm um meinen Hals, während mich die andere Hand am Kinn faßte und mein Gesicht ihrem fragenden, lächelnden Gesichte zuwandte. Sie wollte, daß man sie unterrichte, daß man ihr Aufgaben auferlege, daß man sie als eine Unterthänige behandle; hätte man sie von Zeit zu Zeit bestraft, es hätte ihr eine innere Freude gemacht. Wenn sie mir so schmeichelte und meine Aufmerksamkeit erzwang, wurde mir oft sehr schwül zu Muthe. Um ihre Unschuld nicht zü stören, mußte ich sie gewähren lassen, oder ich mußte mich bezwingen und ihr dieses Wesen mit Brummen und Unfreundlichkeit verweisen.

Lotti war mir der liebste Umgang im Hause; ich beneidete die Gouvernante, eine ungebildete, sogar etwas rohe Französin, um ihre Gesellschaft, deren sie sich den größten Theil des Tages erfreuen konnte und deren Werth sie so wenig zu schätzen wußte. Die Französin hätte das Haus längst verlassen müssen, wenn Lotti nicht auch sie in ihren Schutz genommen hätte. Sie erröthete zwar oft, wenn die Französin ihre Unwissenheit verrieth oder plattes, abgeschmacktes Zeug sagte, aber sie that, als ob sie sie liebte, und aus Rücksicht für Lotti behielt man sie im Hause. Lotti that noch mehr für ihre Gouvernante, der sie auf diese Weise ihre Stellung rettete; sie suchte sie auf die zarteste Art für eine solche Stellung geschickt zu machen, indem sie sie, bewußt oder unbewußt, erzog und den Kreis ihres Wissens auszudehnen strebte. Sie erzählte ihr auf ihren Spaziergängen das Interessanteste aus der Weltgeschichte, und zwar in einer unterhaltenden Form, wie man einem Kinde Märchen erzählt, da sie gemerkt hatte, daß eine ernsthafte Mittheilung sie langweilte; sie brachte ihr die Grundbegriffe der Geographie bei und sprach ihr von den Dichtern ihres Vaterlandes. Dieß Alles, während sie ihre gehorsamste Schülerin war und sich wegen eines französischen

orthographischen Fehlers, den die Gouvernante auch nur mit dem Buche in der Hand erkannte, die härtesten Dinge sagen ließ. Vielleicht war es ihr darum lieb, wenn ich von Zeit zu Zeit meinen und Pauls Spaziergang mit dem ihrigen vereinigte. Sie klatschte vor Freude in die Hände, wenn ich beim Gabelfrühstück eine solche Absicht ankündigte, und wenn ich es lange nicht gethan, erschien sie manchmal zum Ausgehen gerüstet, mit dem Hut auf dem Kopfe, mit dem Sonnenschirm in der Hand in meiner Thür und sah mich fragend, aber schweigend an. — Soll ich mit, Lotti? Auf eine solche Frage neigte sie das Köpfchen auf die rechte Schulter und lachte. Rief ich dann den kleinen Paul und nahm Hut und Stock, war sie wie ein Blitz im zweiten Stockwerk, wo sie mit der Gouvernante wohnte, und ich hörte, wie sie schon von der Treppe hinauf rief: Monsieur Berg va avec nous! — Auf solchen Spaziergängen hing sie an meinem Arm und war heiter und schweigsam. Sie hörte ernst, was ich mit der Gouvernante sprach. Zu Hause angekommen, konnte sie der Mutter Stunden lang von diesem Spaziergange erzählen und ihn ihr so schön ausmalen, daß die Mutter am Ende solcher Erzählungen regelmäßig zu sagen pflegte: Ich muß doch einmal mitgehen! ich muß doch einmal mitgehen!

Lieber waren mir die Stunden, die ich mit Lotti an schönen Sommer-Abenden in einer Ecke des Balkons verbrachte, während Paul, Mathilde und die anderen Kinder auf der Terrasse spielten, die Gouvernante sich in der anderen Ecke mit dem Buchhalter unterhielt und laut lachte. Wie schöne Dinge sagte da Lotti: es waren Gedichte und Märchen. Sie bevölkerte die Sterne mit ihren Phantasieen und machte aus jeder Wolke ein Feenland. Einzelne Worte verriethen eine Ahnung alles Glückes und aller Schmerzen des Lebens, aller Glückseligkeiten und Leiden, die ihr noch ein Geheimniß waren. Es war manchmal, als ob sie sagen wollte: Ich weiß mehr von der Welt und vom Herzen, als du ahnst. Ich sah sie darauf überrascht an, und siehe da, ein Kind stand vor mir, das kindlichste aller Kinder. Ein zu-

künftiges Weib hatte nur aus dem Schlafe gesprochen. Manchmal wieder erschrak ich, wie eine besorgte Mutter, die ihr Kind zu klug und zu gut für diese Welt findet; dann beruhigte das frische, volle Leben, das aus diesen Augen blitzte, das aus diesen rothen Lippen, aus diesen weißen Zähnen lachte.

Manchmal, wenn ich dieser Abendgespräche halber einen Freundeskreis verließ und heimkehrte, war ich unangenehm getäuscht. Lotti war nirgends zu finden. Sie ist auf ihrer Stube, hieß es. Aber auch dort war sie nicht. Endlich entdeckte ich sie unten im Hofe in der Portiers-Wohnung. Ich belauschte sie durchs Fenster; da saß sie mit ernstem, doch aufmunterndem Gesichte und gab bei einer elenden Talgkerze der achtjährigen Portiers-Tochter Unterricht. Wie oft belauschte ich sie so! Später bemerkte ich, daß neben der Talgkerze noch eine Stearinkerze brannte; die hatte Lotti, wie sie, als der wiederholte Diebstahl bemerkt wurde, selber bekannte, um einen ungerechten Verdacht niederzuschlagen, oben aus der Küche entwendet. Wenn die Unterrichtsstunde zu Ende war, zog sie ihr Dessert aus der Tasche, das sie bei Tische eingesteckt hatte, um ihre Schülerin zu belohnen. — Eines Abends sah mich Herr Kistner am Fenster stehen; er näherte sich und sah, was ich belauschte, und lauschte mit. Das Herz war uns Beiden voll bei diesem lieblichen Schauspiel; wir drückten einander die Hände und waren seitdem viel intimere Freunde.

Sie wissen das Kind zu schätzen, lieber Berg, sagte er, das macht Sie mir werth. Wir zogen die Mutter und die Gouvernante ins Geheimniß und beschlossen, Lotti in ihrer Wirksamkeit nicht zu stören und ihre Abwesenheit während der Abendstunde nicht zu bemerken. Aber das Geheimniß wurde offenbar, als die Portiers-Tochter eines Tages im Hofe auf- und abging und französische Vokabeln auswendig lernte und endlich, am Erfolge verzweifelnd, laut zu weinen anfing und Jedem, der sie nach der Ursache fragte, von ihren Lektionen bei Fräulein Lotti erzählte. Lotti wollte ihr Alles beibringen, was sie selber wußte, und so

war auch die französische Sprache an die Reihe gekommen. Die gute Lotti hatte nun viel zu leiden. Die Französin nannte sie eine Portiers-Gouvernante, und nun nannten sie auch die Kinder so. Aber sie ertrug es mit Lächeln und kaufte sämmtlichen Kindern den Spitznamen mit Geschenken ab. Nur der kleine vierjährige Bruder verstand nichts von der bindenden Kraft eines Vertrages und nannte sie nach wie vor Portiers-Gouvernante, und er fuhr fort damit, da es Lotti lachen machte.

So vergingen zwei glückliche Jahre. Ich wußte nicht, wie glücklich sie waren; ich wußte nicht, wie sehr heimisch ich in dem Hause geworden. Ich war einundzwanzig Jahre alt, mein Schicksal, das Ahasverusthum, fing an, sich mit Macht geltend zu machen. Ich hatte Lust, die Welt zu sehen; es zog mich in eine größere Stadt; in der Residenz wollte ich meine Studien beenden; ich setzte einen Freund an meine Stelle und verließ das Haus — mit jenem Egoismus, mit jener Härte der Jugend, die nur die Zukunft sieht und für die Gegenwart kein liebendes, ruhendes, gern verweilendes Auge hat.

Es thut mir leid, sagte Herr Kistner, aber ich begreife, daß Sie sich umsehen wollen; leben Sie wohl. Schade, daß Sie nicht länger bei Lotti bleiben können.

Lotti sagte nichts. Mit herabhangenden Armen ließ sie sich von mir umfassen und küssen, und als ich aus der Stube trat, wandte sie sich um und sah die Noten an, die auf dem Klaviere lagen.

In der Residenz angekommen, schrieb ich sogleich an meine Schüler und an Herrn und Frau Kistner, kündigte ihnen meine glückliche Ankunft an und versprach, nächstens ausführlicher zu sein — und schrieb nicht wieder. Eine neue Welt, neues Leben, neue Arbeiten faßten mich mit der ganzen Kraft der Jugend, die in mir war. Neue Eindrücke machten die alten zu halbverwischten Erinnerungen. Ein Tag nach dem anderen wob seinen dünnen Schleier vor die Vergangenheit, bis die dünnen Schleier zusammen einen dicken Vorhang bildeten, und — wie gesagt —

ich lebte in der Zukunft. Der Mensch lebt so lange in der Zukunft, bis er mit Einem Male in der Vergangenheit lebt. Aber dieser Moment der plötzlichen Umkehr war mir damals noch fern, sehr fern. Die Gegenwart beschäftigte mich nur in so weit, als sie mir die Hülfsmittel zur Erringung einer zukünftigen Freiheit liefern sollte. Ich studirte, ich promovirte, ich sah mir die Welt und die Gesellschaft an, ich machte Bekanntschaften, ich warf mich in politische Verbindungen, ich bereiste einen Theil Europa's. Das Leben in der Welt kann ermüden, aber nicht beruhigen: es kann auch Erfolge bieten, aber nicht sättigen. Es ist wie jene Bordeaux-Weine, die, je mehr man davon trinkt, desto größeren Durst wecken. Jedes Ereigniß des bewegten Lebens hat, wie die Häuser in den großen Städten, seine hervorspringenden Steine, an denen weiter gebaut werden muß. Wer sich nicht mit einem Hofe wie in seiner Welt abschließt, muß weiter bauen. Ich habe in meinem fünfundzwanzigsten Jahre an einen solchen Abschluß noch nicht gedacht; nichts lag meinem ganzen Wesen so fern, wie Selbstbegränzung, Beschränkung. Mein bisheriges Leben betrachtete ich als Lehrjahre; die Wanderjahre sollten mit der gewonnenen Ausrüstung erst recht beginnen. Ich stand am Anfange einer Laufbahn.

Bevor ich mich aufs Neue vom Stapel laufen ließ, mußte ich in meine Provinz und in die alte Universitätsstadt zurückkehren. Als ich durch das breite dunkle Thor derselben einfuhr, fiel es mir schwer aufs Herz, wie sehr ich der Familie Kistner in diesen vier Jahren fremd geworden. Im Posthofe angekommen, ließ ich meinen Koffer ins Gasthaus tragen und nicht zu Kistners, was mir vor vier Jahren eine Unmöglichkeit geschienen haben würde. Doch war mein erster Weg in das alte befreundete Haus. Es war noch ziemlich früh; Herr Kistner war schon in seinem Comptoir: Madame war nicht angekleidet; so lief ich gleich eine Treppe höher, klopfte an Lotti's Zimmer und stürzte, ohne ein Herein abzuwarten, in den bekannten stillen Raum. Da stand eine blühende Jungfrau vor mir, und ich blieb einen

Schritt weit hinter ihr stehen, und die Arme, die sich gehoben hatten, sie zu umfassen, sanken erschrocken herab. Sie aber, so bald sie mich erkannt hatte, lag an meinem Herzen, und die augenblickliche Entfremdung verschwand — aber auch nur einen Augenblick. Das Kind, die ehemalige Schülerin hatte sich dem Lehrer ans Herz geworfen — sobald wir einander ansahen, standen sich der fünfundzwanzigjährige junge Mann und die Jungfrau gegenüber.

Diese Umarmung des Wiedersehens war der Abschied vom alten Verhältnisse. In dem lebhaften Gespräche, das sich nach einigen Minuten der Verlegenheit entspann, war es mir nicht mehr möglich, den alten Ton zu finden; ich fühlte die ganze Ueberlegenheit, die ein schönes, edles, achtzehnjähriges Mädchen oft gegen unseren Willen auf uns ausübt, selbst wenn wir Greise sind, um wie viel mehr, wenn man in dem Mädchen alle Glücks- und Unglücksmöglichkeiten dämmern sieht! Nur um einige schöne Trümmer der alten Vertraulichkeit zu retten, faßte ich manchmal mit Bewußtsein ihre Hand und nannte sie schlechtweg: meine liebe Lotti. Alle die schönen Keime, die mir dereinst das Kind so theuer und, wie ich wähnte, unvergeßlich gemacht, hatten sich in ihrem Geiste wie in ihrem Gemüthe entwickelt. Der Schalk war in den Hintergrund getreten, aber sie lachte noch so herzlich und kindlich wie ehemals, nur daß sich in ihrem Lachen wie in ihrem Ernst immer ein anmuthiges Maß kund that. Doch war mir etwas eng zu Muthe; ich brauchte Zeit, bis ich wieder das Kind in ihr entdeckte, und ich fühlte mich etwas fremd. Erst als sie mich in den Salon führte und sich die ganze Familie mit alter Liebe um mich versammelte, wurde ich wieder ganz heimisch, und wie mir Lotti die Kinder eins nach dem anderen zuführte und die schüchternen aufmunterte, sah ich wieder dieselbe kleine Person, die schon in so früher Jugend die Beschützerin und Führerin der andern machte.

Man sah sich nach meinem Koffer um, und da wurde ich denn mit Vorwürfen überhäuft, daß ich nicht im Hause ab-

gestiegen, und als ich nach einer Stunde Erzählens, Plauderns, Scherzens von Rückkehr in mein Gasthaus sprach, da hatte Lotti schon alle meine Habseligkeiten holen lassen, und ich war in meiner alten Stube vollkommen eingerichtet.

Es waren einige glückliche Tage, die ich in dem Hause zubrachte. Ich fühlte mich so wohl unter dem Szepter Lotti's, denn sie war es, die jetzt die ganze Wirthschaft leitete; ihr gehorchte, ihrer milden Autorität unterwarf sich Alles, sie wurde in allen Angelegenheiten von Vater und Mutter zu Rathe gezogen. Meine liebste Beschäftigung war es, sie in ihrem Walten und Wirken zu beobachten; da mußte ich denn staunen, wie Alles so ordnungsvoll herging und ohne Lärmen, wie sie überall dabei war und immer unbeschäftigt schien, trotzdem sie neben der Wirthschaft das ganze Amt der entlassenen Gouvernante ausübte, und wie sich bei all den Beschäftigungen schöne Schätze von Kenntnissen in ihrem Geist angesammelt hatten. Ich weckte gern das Andenken alter Zeiten, und wir setzten uns hin, wie ehemals, und nahmen ein Buch und lasen. Wir waren ungestört, denn ich hatte es mir als eine Gunst erbeten, daß die wenigen mir gegönnten Tage nur im Schooße der Familie hingehen, daß keine Fremden geladen oder empfangen werden sollten. Sobald ich mich gewissermaßen wieder als Lehrer neben Lotti hingesetzt hatte, kehrte auch das alte ruhige Gefühl wieder, das an der holden Schülerin seine Freude hatte. Jede Unruhe, jede Befangenheit schwand, und das Zusammenleben wurde dadurch vielleicht nur um so schöner.

Der letzte Tag wurde zu einem gemeinschaftlichen Spaziergange benutzt. Wir durchstreiften einen großen Park. Lotti ging an meiner Seite, an meinem Arme und hörte mir schweigend zu, wie ich ihr von meinen großen Planen erzählte. Mit Einem Male verließ sie mich, um nach den Kindern zu sehen; ich schloß mich an Herrn Kistner an.

Wie herrlich, sagte ich, hat sich Ihre Lotti entwickelt!

Nicht wahr? erwiderte er; sie ist ein liebes Mädchen, gut,

liebend, und sie hat so Vieles und so gut gelernt. Loyal, wie sie ist, hat sie die Versprechen gehalten, die ihre Kindheit gegeben. Hübsch ist sie auch; finden Sie nicht?

Hübsch? rief ich — sie ist imponirend schön, und sie wäre es, wenn sie häßlich wäre.

Und doch — seufzte Herr Kistner und zuckte die Achseln.

Was wollen Sie sagen? fragte ich.

Für wen ist sie Alles, was sie ist? sagte Herr Kistner, bitter lächelnd — für irgend einen Börsenmann, einen Lederhändler. Mit meinen sieben Kindern bin ich kein reicher Mann; es steht ihr keine große Auswahl zu Gebote — und wie die Verhältnisse sind — ich darf nicht daran denken.

Herr Kistner schwieg. Ich wollte antworten, als Lotti, roth im Gesichte, laufend auf mich zukam und, auf einen kleinen von hohen Buchen umgebenen Rasenplatz deutend, zu mir sagte: Erinnern Sie sich, Herr Berg?

Wessen, liebe Lotti?

Ach ja, sagte sie, Sie haben es wohl vergessen. Hier auf diesem Platze haben Sie uns die Odyssee erzählt. Ich werde mich immer des Eindruckes erinnern. Sie legten an der Stelle, wo der Sänger von den Thaten des Odysseus erzählt, den Arm über die Augen, Odysseus nachahmend, wie er sich mit dem Mantel verhüllt. O, ich erinnere mich ganz genau. Wir weinten alle über den Tod des treuen Hundes Argos. — Ist es nicht seltsam, fügte sie langsamer und nachdenklich hinzu, daß Sie mir so eben, in demselben Parke, von Ihrer zukünftigen Odyssee sprachen, von allen Wanderungen, die Sie vorhaben? — Wer weiß, wann Sie von Ihrer Odyssee zurückkommen?

Lotti hat Recht, sagte Herr Kistner; es ist mir auch so, als gingen Sie auf die hohe See, als wären Sie bestimmt, von den Wellen des Lebens lange, lange umhergeschaukelt und an verschiedene Küsten geworfen zu werden.

Nicht wahr, Papa? murmelte Lotti vor sich hin. Es war, als hätte sie nur denken wollen, was sie unwillkürlich aussprach.

Schweigsamer, als wir ausgezogen waren, kehrten wir des Abends zurück. Lotti hatte mich um die Erlaubniß gebeten, ihre Freundinnen einzuladen, um sie mit mir bekannt zu machen. Wir fanden sie schon im Hause versammelt, und ich konnte bald bemerken, wie Lotti, ohne es zu wollen, in ihrer Mitte eine hervorragende Rolle spielte. Sie richteten sich nach ihr, sie nahmen ihre Freundschafts-Bezeugungen mit Dankbarkeit und Stolz entgegen, sie wußte mir von Jeder etwas Gutes und Schönes zu sagen und freute sich, wie im Laufe des Abends eine schnelle Vertrautheit zwischen uns sich entwickelte. Später servirte sie den Thee und machte die liebenswürdige Hausfrau.

Als die Freundinnen gingen und Lotti sie auf die Treppe begleitete, blieb ich mit Frau Kistner allein im Salon. Ich setzte mich zu ihr aufs Sopha und sagte scherzend: Frau Kistner, jetzt gehe ich in die Welt und mache mein Glück; sobald ich eine Million habe, komme ich zurück und hole mir Ihre Lotti.

Sie können auch etwas früher kommen, lieber Berg, erwiderte Frau Kistner, ebenfalls scherzend.

Drei Tage darauf zog ich mit einem Manuskripte im Koffer in Leipzig ein; nach wenigen Wochen hatte sich das Manuskript in ein Buch verwandelt, und das Buch hatte Erfolg. Man sprach von mir in den Zeitungen, aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands bekam ich schmeichelhafte Briefe von Unbekannten; man kam mir überall entgegen. Zeitschriften und Buchhändler warben um mich; in der Gesellschaft wurde ich mit Auszeichnung behandelt. Es kam mir vor, als hätte ich in Allem und Jedem die Wahl, und ich schien mir ein gemachter Mann. Ich wollte mich an der Universität habilitiren und glaubte hoffen zu dürfen, daß sich mit Hülfe meines Namens und fleißiger Arbeit die unfruchtbare Stellung eines Privat-Dozenten leicht in eine fruchtbringende und ehrenvolle verwandeln werde.

Bei allen Zeichen meines Erfolges, bei allen Hoffnungen, die er weckte, dachte ich an Lotti und daß ich mir sie holen dürfe, noch bevor ich Millionär geworden. Darum hatten meine

Gedanken, ganz gegen meine Natur, die mich immer hinaustrieb in das bewegte Leben, eine so solide Richtung genommen; ein stilles arbeitsames Leben an ihrer Seite schien mir das Wünschenswertheste, und das Bild eines solchen Lebens war in meinem Herzen fertig und begleitete mich durch alle Windungen und Wandlungen, in die ich in Folge meiner neuen Stellung gerieth. Eines Tages setzte ich mich hin und verfaßte einen langen, an meinen Vater gerichteten Brief, in welchem ich ihm die Geschichte meiner letzten Monate aufs Ausführlichste auseinander setzte. In einem P. S. fragte ich ihn, was er für mich zu thun gesonnen, im Falle ich mich verheirathete; denn, fügte ich hinzu, ich bin fest entschlossen, mich so bald als möglich mit einem überaus liebenswürdigen und ausgezeichneten Mädchen zu verheirathen. Nächstens mehr, lieber Vater, wenn ich nur erst eine Antwort auf meine Frage erhalten habe. —

Mein Vater ließ mich lange auf diese Antwort warten; sie hätte nach acht Tagen da sein können; sie traf erst nach einigen Wochen ein. Er sprach auf mehreren Seiten eben so ausführlich von seinen Angelegenheiten, wie ich von den meinigen gesprochen hatte; auf meine beabsichtigte Heirath kam er ebenfalls erst in der Nachschrift. Da hieß es: Was deine Heirath betrifft, so bin ich Folgendes zu thun gesonnen: Ich will mit meinem Freunde, dem Doktor Riegler, sprechen und ihn bitten, zwei gute Stuben für dich und deine zukünftige Frau bereit zu halten. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich ihm die Umstände näher auseinander setze, er mir meine Bitte gewähren werde.

Das war ein fürchterlich abkühlendes Sturzbad. Doktor Riegler ist der Direktor des Narrenhauses in unserer Gegend. — Ich war empört über diese Antwort und — fand sie bald gerechtfertigt. Ich hatte indessen einsehen gelernt, daß es Jahre bedurfte, bis ich mir eine Stellung machte, wie ich sie noch vor Kurzem vom Himmel fallen sah. Dazu kamen in Folge des Buches, in welchem manche den Regierungen unangenehme Grundsätze ausgesprochen waren, allerlei Beunruhigungen von

Seiten der Behörden, und ich sagte mir: es wäre Verbrechen, das Schicksal eines geliebten Wesens, das für das heimlichste Glück des Hauses geschaffen ist, an eine auf bewegten Wellen schwimmende Existenz zu knüpfen. Ich stellte das Bild Lotti's mit dem Gesichte gegen die Wand und überließ mich dem Rausche, den ich aus den schmächtigen Blüthen meines Erfolges sog, als wäre es unsterblicher Ruhm. Ich lebte, ich trieb mich umher und begegnete — einer ganz kleinen, zarten, blassen, magern, aber reizenden Polin.

Wissen Sie, meine Freunde, was das ist, eine Polin? — Eine Polin ist eine verführerische Kreatur, die mit ihren kleinen Füßchen sehr gern auf einem Männerherzen herumtrampelt, die es im Spiele her und hin, herauf und hinunter wirft, wie einen Federball, die es lächelnd mit Stecknadeln durchbohrt und sich in die Hände klatschend an seinen Zuckungen ergötzt. Nun aber ist die Liebe des Mannes und Alles, was man so nennt, wie jene Gräser, die immer höher aufwachsen, je mehr man sie tritt. Der Stolz des Mannes empört sich zwar gegen dieses Getretenwerden, aber seine Eitelkeit ist mächtiger; er will ausharren, bis er gesiegt hat, und Gefühl, Wille, Phantasie verstricken sich mehr und mehr. Es entsteht ein Kampf zwischen seinen besseren und seinen kleinlichen Gefühlen, der aufreibend und entwürdigend ist. Diese Liebe regt nicht den Grund des Herzens auf, wie die wahre und wirkliche, aber sie bewegt und erschüttert es an allen seinen Oberflächen; sie ist nicht so tief, aber sie ist heftiger. Sie hat wüste Momente, und wüst und müde geht man aus ihr hervor und um einen großen Theil des Jugend-Kapitals ärmer. Die wirkliche Liebe macht stätig, ruhig, arbeitsam; sie richtet den Blick schön sorgend auf die Zukunft; diese Leidenschaft, diese Liebe zu einer Kokette beunruhigt fortwährend und bannt in die engen Schranken des Momentes, wie in ein Netz, in dem man zappelt gleich einem Fische. Tritt man aus der Epoche einer edlen Liebe, so ist es, als hätte man ein schönes Land durchwandert; man blickt gern und lächelnd zurück und bewahrt die

Erinnerungen als schöne Errungenschaften. Nach der Liebe zu einer Kokette ist es, als träte man aus einer Wildniß voll Gestrüpp in eine Wüste. Eine Wüste ist der Kopf, eine Brandstätte das Herz.

Ich sage nur so viel von einer Episode, die mich definitiv allen Heiraths-Gedanken entriß und das schöne, ruhige Bild Lotti's mit Spinngewebe überschleierte. Glücklicher Weise zwangen mich jene angedeuteten politischen Verfolgungen zur Flucht, und so entkam ich auch jener gefährlicheren Gewalt der reizenden Polin. Ich durchzog Deutschland und andere Länder und ruhte endlich in Paris aus.

Der Divan Lepelletier, ein Kaffeehaus, war damals der Ort, wo die Fremden, die etwas vom geistigen Leben der französischen Hauptstadt kennen lernen wollten, sich gern versammelten. Dort sah man manche Größen der Kunst, Literatur und der politischen Welt, und man hörte ihre lauten Gespräche, die durch keine polizeiliche Späherei beschränkt waren. Dort saß ich eines Abends, als mich zu meiner freudigsten Ueberraschung Herr Gerbert, der Musiklehrer Lotti's, anredete. Er war soeben nach Paris gekommen, in der Absicht, sich von hier aus einen Namen zu machen und dann eine Kunstreise zu unternehmen, oder auch, je nach Umständen, sich in Paris festzusetzen. Bei seinem Anblicke fühlte ich mich mit Einem Male wieder in die Atmosphäre des Kistner'schen Hauses versetzt; die ganze alte Zeit lebte in mir auf; es war mir, als hörte ich Burgmüllers Melodieen, von Lotti gespielt, aus dem Salon, durch das Vorzimmer in meine dunkle Stube dringen. Ich zog Herrn Gerbert in einen Winkel, wir setzten uns hin und begannen zu plaudern. Trotz ihren geringen musikalischen Talenten, war Lotti doch immer eine seiner liebsten Schülerinnen gewesen, und so kam das Gespräch natürlich auch bald auf sie.

Sie wissen? — sagte er — sie ist Braut!

Braut? — rief ich — mit wem? — mit einem Lederhändler?

Nein, erwiderte Herr Gerbert, mit einem Zucker-Fabrikanten.

Was ist er sonst? und wie ist er?

Ich weiß nicht viel von ihm — aber es soll ein braver, liebenswürdiger und gebildeter Mensch sein.

Desto besser.

Der Musiklehrer sprach mir darauf, nach Art aller Neuangekommenen, viel über die Vorzüge und Fehler von Paris und gestattete mir, schweigsam zu sein. Dann führte ich ihn noch einige Male auf den Boulevards auf und ab und ging nach Hause.

Ich hatte die Nachricht von Lotti's Verlobung ziemlich ruhig, ja, sehr ruhig, nur mit Ueberraschung wegen der Neuheit und mit freundlicher Theilnahme aufgenommen; aber der Gedanke, daß Lotti nun Braut sei, verließ mich nicht mehr; er bohrte sich immer tiefer in mein Herz, und als ich mich auf meiner Stube allein fand, gehörte ich ihm ganz. Das ganze Gefühl für Lotti, welches ich bei unserem Abschied mitgenommen und das durch das bewegte, vielgestaltige Leben der letzten zwei Jahre so sehr in den Hintergrund gedrängt worden, trat wieder hervor; mein ganzes inneres Wesen, das seit der verzehrenden Leidenschaft für die Polin brach zu liegen schien, wurde wieder lebendig; alte, begrabene Keime regten sich wieder, als ob sie aus dem verbrannten Boden hervorsprießen wollten. Ich erinnerte mich jedes Wortes, jedes Erlebnisses mit Lotti, jedes ihrer Blicke, jeder Bewegung, und ihre Schönheit wie ihre seelischen Vorzüge standen klar vor mir. Ich verglich sie mit der Polin und konnte nicht begreifen, wie ich sie über diese einen Augenblick vergessen mochte, und verurtheilte das ganze männliche Geschlecht, das sich lieber berauschen, betäuben, als von ächten Vorzügen ächt beglücken läßt.

Nachdem ich lange in der Stube auf und ab gegangen, warf ich mich unmuthig ins Bett. Da wurde ich für Lotti's Zukunft besorgt. Hat sie einen Mann gefunden, der sie zu würdigen versteht? Nein, ich konnte es nicht glauben, trotz dem Lobe, das ihm Herr Gerbert gespendet, ohne daß ich die Ursache meines

Unglaubens entdeckt hätte. Mit Einem Male bildete ich mir ein, daß ich allein dazu auserſehen war, Lotti glücklich zu machen, und während ich mir Vorwürfe machte, dieſe ſchöne Beſtimmung verfehlt zu haben, malte ich mir ein glückliches Bild nach dem andern aus, und während ich eine Art von ſtachelnden Gewiſſensbiſſen fühlte, ſchwelgte ich zugleich in den Phantaſieen eines unerſchöpflichen häuslichen Glückes. Ich warf mich hin und her; meine Pulſe pochten; ich lag im Fieber. — Thorheit! ſagte ich mir, ſollte man nicht meinen, daß du ſie geliebt haſt? Niemals! Du hatteſt eine aufrichtige, tiefe Freundſchaft für ſie; als du ſie zu heirathen beabſichtigteſt, wollteſt du eine ſehr verſtändige, zweckmäßige Heirath machen, weil du dir ſagteſt, daß Lotti eine treffliche Hausfrau gäbe. Das iſt Alles! Es iſt unerlaubt, ſich von ſeiner Phantaſie in eine ſolche Unruhe fortreißen zu laſſen.

So raiſonnirend, wurde ich etwas ruhiger, und da ich aus Erfahrung wußte, daß ich alle Aufregungen am Beſten mit der Feder in der Hand beſchwichtigte, ſprang ich auf und ſetzte mich ſpät nach Mitternacht an den Tiſch, um, wie es meine Pflicht und ſchicklich war, an Herrn Kiſtner und an Lotti Gratulationsbriefe zu ſchreiben.

Lange ſaß ich da vor den Papieren und wußte nicht, an wen ich zuerſt ſchreiben ſollte, ob an den Vater oder an die Tochter. Ich entſchloß mich zu Letzterem, als der Hauptſache; iſt dieſe abgemacht, werde ich wohl ruhiger ſein. Aber wie ſie anſprechen, wie überhaupt zu ihr reden? Ich fühlte, daß ich den Ton für ſie verloren hatte, und kam mir plötzlich ihr gegenüber ſchrecklich fremd vor. Ich wollte mir über Ton und Inhalt erſt klar werden; ich zündete eine Cigarre an und öffnete das Fenſter und ſah hinaus. Beim Anblick der Sterne dachte ich an jene längſt vergangenen Abendſtunden auf dem Balkone. Das liebe Kind ſtand wieder neben mir — ich hatte Angſt, weich zu werden. Da fiel mein Blick auf eine ſonderbare Szene. Mir gegenüber in einem anſtoßenden Hofe wohnte eine ganze Seiltänzer-Familie. Der Vater und zwei Knaben waren eben von

einer nächtlichen Vorstellung in einem Kaffeehause oder aus den Elysäischen Feldern heimgekehrt und hatten noch die bunte Gauklertracht an. Der Vater nahm ein kleines Kind, das bei seinem Eintritte erwacht war, aus dem Bette, lief damit in der Stube auf und ab und wiegte und schaukelte es. Da es nicht wieder einschlafen wollte, streckte er sich auf den Boden und scherzte und spielte mit ihm, während die Mutter an dem Herd stand und das Spätmahl für die Heimgekehrten bereitete. Die beiden Knaben halfen ihr dabei und schienen ihr zu erzählen; dann wurde der Inhalt des Kessels über dem Herde in eine große Schüssel geschüttet, und die ganze Familie setzte sich um den Tisch und genoß plaudernd und lachend. Diese Gaukler schienen ein sehr glückliches, liebendes Leben zu führen. Anfangs hatte mich das Schauspiel etwas zerstreut, bald aber führte es mich auf den Gedanken zurück, der mein ganzes Sein in dieser Nacht beherrschte. — Häusliches Glück! Häusliches Glück! murmelte ich, und neue Bilder fing ich an zu malen. Ich schloß das Fenster und begann zu schreiben; aber ich schrieb mich wieder in die Unruhe hinein, in die ich mich vorhin hineingedacht hatte. Ungeduldig und müde, mich länger zu beobachten und zu überwachen, ließ ich meinen Gedanken und meiner Feder freien Lauf — und als ich das Geschriebene überlas, entsetzte ich mich vor der Leidenschaft, die aus jeder Zeile sprach. Ich zerriß den Brief und fing einen andern an; wie ich die Feder hielt, hatte ich das Gefühl, als ob ich ein wildes Pferd bändigend am Zügel hielte. Ich beobachtete mich, ich diktirte mir laut und langsam jedes Wort — da war es ein steifes, kaltes, verlegenes Gratulationsschreiben. Was würde Lotti denken, wenn sie Solches von mir läse! Auch dieser Brief wurde zerrissen und ein dritter und ein vierter. Das Schreiben hatte das Fieber zurückgebracht, ich schüttelte mich und warf mich auf das Bett — ich ließ die Zügel meines Selbst fallen und die Gedanken ihren wilden Gang gehen. Ach, wie sie ausgriffen nach rechts und links — nach vorwärts und rückwärts — die Kerze brannte immer tiefer —

sie hatte ausgebrannt — es war hell im Zimmer, ich merkte es nicht. Der Tag war breit und glänzend da, in den Straßen schrien schon die hundert Ausrufer — ich hatte noch kein Auge geschlossen — es war die erste schlaflose Nacht meines Lebens. — —

Ein Jahr nach dieser schlaflosen Nacht brachten mich die politischen Umwälzungen wieder zurück in die Provinzial-Hauptstadt meiner Heimat. Da ich nunmehr, etwas ruhebedürftig, einen längeren Aufenthalt nehmen wollte, miethete ich eine kleine Wohnung. Zu Kistners kam ich jeden Tag. Wie anders war es jetzt im Hause! Lotti war fort und bewohnte mit ihrem Manne eine andere Provinzhauptstadt; es war, als wäre mit ihr die Geschichte des Hauses zu Ende gegangen, obwohl noch sechs andere Kinder da waren. Diese, wie die Eltern, lebten in der Erinnerung an die schöne Zeit, wo noch Lotti da gewesen. Nur wenn ein Brief von ihr kam, wurde es lebendig und gab es eine Gegenwart. Herr Kistner war mit der Heirath zufrieden, und das war mir genug, und ich fragte nicht weiter nach Einzelheiten. In ihren Briefen sprach Lotti mit großer Hochachtung von ihrem Manne; wozu sollte ich etwas Näheres wissen wollen? Ich wich sogar allen genaueren Mittheilungen aus. — Nun war die Reihe an Mathilde. Auch sie war schon verlobt, auch sie sollte in die Ferne ziehen. Man war im Hause mit den Vorbereitungen zur Ausstattung und zur Hochzeit beschäftigt; das brachte wieder einiges Leben hervor.

Eines Nachmittags fand ich Mathilde kramend und ordnend unter den hundert Kleinigkeiten, die sich in einem Mädchenleben aufhäufen. Sie sichtete, was mitzunehmen war, von dem Gleichgültigen aus, als sie unter Anderem vor meinen Augen einen großen Pack Papiere aus der Tiefe eines Kastens zog.

Siehe da, das hätte ich bald vergessen, sagte sie, sehen Sie, Herr Berg, das sind Papiere, die mir Lotti zurückgelassen und die sie nicht mitnehmen wollte. Was fange ich nun damit an? Soll ich sie mit mir nehmen oder hier zurücklassen? oder soll ich sie verbrennen?

Es kommt darauf an, was sie enthalten. Was enthalten denn diese Papiere?

Was werden sie auch enthalten! rief Mathilde; vielleicht alte Schulaufgaben, allerlei Erinnerungen aus der Kindheit — vielleicht auch Verse, denn Lotti schrieb manchmal Verse und allerlei. Das Beste ist wohl, Sie haben die Güte und sehen diese Papiere durch und sondern aus, was werth ist, aufbewahrt zu werden. Wollen Sie?

Geht das? fragte ich bedenklich, wäre das Lotti recht?

Ach was! lachte Mathilde; Lotti hat vor Niemand Geheimnisse, am Wenigsten vor Ihnen. — Uebrigens ist von dergleichen gar nicht die Rede. — Sie werden Aufgaben und Stylübungen finden, die Sie vielleicht interessiren werden, da manche noch Ihrer Zeit angehören mögen.

Darauf hin nahm ich denn spät Abends die Papiere unter den Arm und wanderte vergnügt nach Hause. Ich schloß meine Stube, zündete zwei Kerzen an, schob meinen Lehnstuhl an den Tisch, steckte eine Cigarre in den Mund und setzte mich hin, um ungestört ein stilles Fest der Erinnerung zu feiern; ich war überzeugt, in den Papieren Manches zu finden, was wie eine altbekannte Melodie, wie ein liebes vertrautes Gesicht nach langer Trennung, alte Zeiten neu verklärt heraufbeschwört.

Ich öffnete das Paket und musterte es erst im Allgemeinen, indem ich das Auge über die Blätter hinstreifen ließ: da sah ich Gedichte, Tagebuchblätter, unabgeschickte Briefe, Alles von Lotti's eigener Hand. Dann fing ich zu lesen an. Ich las nicht lange, und feurige Hitze fuhr in meine Stirn, die Hände, welche die Blätter hielten, zitterten, mein Herz pochte. Ich ahnte, daß ich in ein Geheimniß blickte, das mir vor Allen verschlossen sein sollte. Ich fing rasch zu blättern an und las bruchstückweise bald in der Mitte, bald gegen Ende. Alle diese Gedichte, diese Briefe waren an mich gerichtet — es war kein Zweifel, obwohl mein Name nicht genannt war — alle diese Tagebuchblätter beschäftigten sich mit mir; sie begleiteten mich liebend, sorgend auf allen

meinen Irrfahrten: und welcher Segen, welche Hoffnungen, welche Sehnsucht waren an meiner Seite dahin gegangen, ohne daß ich es geahnt! Und Das alles von frühester Kindheit an — ich — ich war ihr ganzes Leben — der Gedanke an mich war mit all ihrem Denken und Fühlen verwachsen und Eins und untheilbar. — Ich las und las und stürzte endlich weinend auf die Papiere hin und begrub mein Gesicht in diese Blätter voll von Liebe und stillem Schmerze. O Gott, welch ein reiches Herz war mein, welch ein unendliches Glück, war mir emporgewachsen, und ich war daran vorübergegangen für immer!

Und der Morgen kam und fand mich mit ausgestreckten Armen auf diesen Blättern liegend, wie auf einem bethauten Grabe.

IV.

Wirkung in die Ferne.

Hermann erzählt:

Es ist wahr, daß man zur Zeit der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. sehr liebenswürdig gegen uns gewesen. Das Zusammenstürzen, wenigstens das zeitweilige, der Schranken, die sonst Stände von Ständen geschieden, das Chaos, die Anarchie in den Ideen — Alles erleichterte die Zuvorkommenheit. Man lebte wie in einem Gedränge, in welchem man die unerwartetsten Zusammenkünfte feiert, und die Aufregung machte, daß man mehr als sonst die Formen vernachlässigte und daß aus einer flüchtigen Berührung leicht eine dauernde oder, wenn auch nicht dauernde, doch intime Verbindung wurde. Wir Deputirten hatten es in so fern besser als Andere, als wir einen sichtbaren Standpunkt einnahmen, neue Erscheinungen waren und darum die Frauen ohne weiteres hervorragendes Verdienst interessirten. Es ist gewiß, daß manchem Volksvertreter manches Glück zu Theil wurde, das er als gewöhnlicher Sterblicher in gewöhnlichen Zeiten nicht gekostet haben würde; indessen so arg, wie man es oft darzustellen suchte, war es doch nicht, und was an Argem übrig bleibt, wenn man die Erfindung von der Wahrheit abzieht, vertheilt sich auf fremde und einheimische weiche Herzen zu gleichen Theilen. Die Zeit war ja auch zu kurz — und die Stadt zu klein. — Die meisten dieser Verbindungen waren flüchtiger, vorübergehender Natur; aber Manches, was sich daran knüpfte,

als bloße Nebensache, hatte Wirkungen, die sich im späteren Leben geltend machten.

In einer wunderschönen, mondhellen Julinacht schlich ich aus einem der lieblichen Landhäuser vor dem Eschenheimer Thore über den Rasenplatz des Gartens dem Gartengitter zu. Das Gitterthor war geschlossen, und ich kletterte, wie ich das schon gewohnt war, hinauf, indem ich den Fuß auf das Schloß setzte, und war eben im Begriffe, mich über die spitzigen Lanzen hinaus ins Freie zu schwingen, um dann der Stadt und meiner Wohnung zuzueilen. Da ertönte aus der Ferne der Ruf: Diebe! Diebe! Ich erkannte die Stimmen mehrerer meiner Kollegen. Sie hatten in der Nähe in einer Weinschenke gezecht und wanderten voll des süßen Weines ihren Wohnungen zu. Ihr Ruf: Diebe! Diebe! galt mir, der ich allerdings wie ein Dieb, der mit seiner Beute davon schleicht, ausgesehen haben mochte. Hätten sie mich erreicht und erkannt — der Skandal wäre am nächsten Tage groß, eine mir geliebte Person wäre aufs Schrecklichste bloßgestellt, ein süßes Geheimniß enthüllt gewesen. — Rasch sprang ich vom Gitter und eilte davon. Aber meine Kollegen wurden meine Verfolger. Aufgeregt vom Wein, wie sie waren, mochte es sie unterhalten, auf einen Dieb Jagd zu machen, und wie Jäger setzten sie sich mit Geschrei in Bewegung und keuchten hinter mir her wie eine Meute. Ich lief wie ein gehetzter Hirsch, und um sie von der rechten Spur abzubringen, verließ ich meinen eigentlichen Weg und vertiefte mich in das Irrgewinde zwischen den Gärten und Landhäusern, wohl bedenkend, daß, wenn ich der Stadt zueilte, sie mich am geschlossenen Thore, das erst geöffnet werden mußte, erreichen könnten, oder daß mich Polizei und Stadtsoldaten daselbst auf den Ruf meiner Verfolger hin anhalten würden. Die Schatten zwischen den Gartenmauern hingegen versprachen mir Sicherheit. Aber umsonst! Lief ich wie Hektor, so liefen die Anderen wie Achilles, besonders Einer. Dieser, ein ziemlich guter Freund, hat es nie geahnt, welchen Angstschweiß er mir mit seinen Hirschbeinen und mit seinem schreck-

lichen Geschrei auf die Stirn trieb; armer Freund! er hat seine Grausamkeit gegen mich in fremder, kalter Ferne gebüßt; er liegt in Amerika begraben. Er konnte das Brod des Exiles nicht verdauen. — Ich lief und lief. — Ein schwarzer leichter Mantel, den ich bei solchen Gelegenheiten zu tragen pflegte, um mich im Nothfalle zu verhüllen und meine Gestalt unkenntlich machen zu können, war mir nur hinderlich, indem er die Bewegung der Arme und Beine beengte. Fast gab ich mich auf, denn immer näher kam das Getrampel und das Geschrei meiner Verfolger.

Da stand, vom Schatten bedeckt, links von meinem Wege eine Gartenthür offen und in der Gartenthür ein Mann, der nach dem Lärm herauslauschte und sich, da ich mich näherte, zurückziehen wollte. Aber schon hatte ich ihn erkannt. Ich stürzte auf ihn zu und keuchte mit dem kleinen Rest des Athems, der mir geblieben: Fürst, man verfolgt mich! — Ich konnte nicht mehr sagen.

Der Fürst — denn es war der Fürst L., mein Kollege in der Nationalversammlung — als ein erfahrener Mann verstand mich sehr schnell und wußte sofort, um was es sich handelte.

Aha! Capisco! lispelte er, nahm mich am Arm, zog mich in den Garten und schloß die Thür ganz leise, leise. Eine Minute darauf stürmten meine Verfolger draußen vorbei, es muß ihnen gewesen sein, als hätte mich die Erde verschlungen. Als der Lärm in der Ferne verhallt war, fragte der Fürst: Ein Abenteuer?

Ja! antwortete ich, noch athemlos.

Connu! — Wir dürfen jetzt nicht fort, sagte er weiter mit gedämpfter Stimme — wir könnten ihm begegnen und damit wäre auch mir nicht gedient.

So sprechend, drehte er den Schlüssel im Schloß und sagte weiter: Sie sind sehr aufgeregt; ruhen Sie hier ein wenig aus. Kommen Sie!

Er wandte sich dem Hause zu, das ungefähr zwanzig Schritte weit, mitten im Garten, vor uns lag. Ich folgte ihm und

wollte über den Sandweg gehen; da aber der Sand unter meinem Schritte zu knistern anfing, wandte er sich zu mir, nahm mich am Arm und führte mich über einen grünen Rasenplatz der erhöhten Veranda zu, die mit zwei Treppen auf den Rasenplatz mündete. So kamen wir ganz geräuschlos auf die Veranda. Ich nahm mich zusammen, um nicht den geringsten Lärm zu machen, denn ich wußte, daß der Fürst nicht hier wohnte und daß wir uns auf fremdem Grund und Boden befanden. Meine eigene Lage machte mir die seinige rasch verständlich, und jeder Zweifel schwand, als er ein kleines Schlüsselchen aus der Tasche zog und die Glasthür öffnete, die von der Veranda in das Innere des Hauses führte. Dieß gethan, führte er mich in eine kleinere, dann in eine größere Stube, die durch den Mond nur sehr spärlich erleuchtet war. Er ließ mich stehen und entfernte sich auf einen Augenblick. Ich merkte an seinen Schritten, daß er die Oertlichkeit genau kannte, und hörte ihn an einem Schranke kramen. Gleich darauf blitzte ein Zündhölzchen auf, und zwei Kerzen wurden entzündet. Ich befand mich in einem Speisesaal, und hätte ich das Haus auch nicht schon draußen erkannt, ein Familien-Portrait an der Wand hätte es mir jetzt verrathen, wo ich mich befand. — Der Fürst sah, daß ich das Portrait bemerkte, und lächelte.

Setzen Sie sich, sagte er, indem er die Leuchter auf den Tisch stellte.

Ich setzte mich; er ging wieder an den Schrank und kam mit einer Flasche Madeira und zwei Gläsern zurück und setzte sich zu mir.

So! — sagte er — jetzt geniren Sie sich nicht; wir sind wie zu Hause.

In der That machte er die Honneurs, als wäre er zu Hause bei sich. Er schenkte beide Gläser voll: Jetzt trinken wir auf das Wohl unserer Abenteuer!

Die Situation gefiel mir außerordentlich; das ganze Wesen des Fürsten erschien mir liebenswürdig und überaus humoristisch, und herzhaft stieß ich an.

St! lispelte er — nicht zu laut! Wir haben nichts zu fürchten, aber da oben gerade über uns schläft eine liebe Person den Schlaf des Gerechten. Wir wollen nicht unschuldigen Schlaf morden.

Wir stießen noch einmal und leiser an. Da schlug die bronzene Uhr an der Wand Zwei.

Zwei Uhr, sagte der Fürst, eine schöne Stunde, wir haben Zeit zum Plaudern. Sie sind mir Vertrauen schuldig — ich habe Sie vor Verfolgern gerettet — war ein Ehemann, un mari outragé unter ihnen? Erzählen Sie — aber sotto voce, wenn ich bitten darf.

So saßen wir da, vor dem Weinglase, in fremdem Garten, in fremdem Hause, von fremden Familienbildern angesehen, spät nach Mitternacht, zwei Menschen der verschiedensten Stände, der entgegengesetztesten Parteien und Ansichten, und plauderten und theilten einander mit, und je mehr wir plauderten und tranken, desto größer wurde unser Vertrauen. Kein Prophet hätte es errathen, daß wir zwei Vertraute waren, und kein Prophet hätte uns um diese Stunde in dieser Stube gesucht. Die Gerüchte in der Stadt, die sich viel mit dem interessanten Fürsten beschäftigten, waren von ihm sehr glücklich und geschickt irre geleitet, und allgemein wähnte man sein Herz ganz anderswo gebunden. Auf der Dame, die über uns schlief und die zu den schönsten der Stadt gehörte, ruhte auch nicht der geringste Verdacht, und niemals hatte man von dieser intimen Verbindung die entfernteste Ahnung.

Die Madeiraflasche und unsere Herzen, waren zur Hälfte geleert; beinahe zwei Stunden waren aufs Angenehmste und Gemüthlichste vergangen; der Tag füllte schon die Stube, und die Kerzen waren überflüssig. Der Fürst löschte sie aus, stellte Flasche und Gläser wieder in den Schrank und meinte, es sei nun Zeit, aufzubrechen. Wir gingen wieder über den Rasenplatz der Gartenthür zu. Er schloß auf, zog den Schlüssel aus dem Schlosse, schloß die Thür von außen und steckte den Schlüssel

in die Tasche. Wie ich mich umwandte, um zuzusehen, bemerkte ich, wie sich ein Fenstervorhang im ersten Stockwerke, gerade über dem Speisesaal, bewegte. Auch der Fürst bemerkte es und sagte: Sie hat heute wenig geschlafen; sie hat uns gehört, und die Neugierde hat sie nicht schlafen lassen. Das liebe Weib wird den ganzen Tag Migräne haben, und was ich mit meinem frühen Fortgehen bezweckte, haben Sie mit Ihrem Abenteuer verhindert. Armes Geschöpf! Aber die Geschichte wird sie amusiren; ich werde ihr Alles erzählen müssen. Sie ist schrecklich neugierig!

Das Erlebniß, das Gespräch, der Wein — Alles hatte uns aufgeregt. Wir dachten nicht an Schlaf und wanderten erst auf den Promenaden unter den letzten Liedern der Nachtigallen auf und ab, dann weiter hinaus vor die Stadt durch die dampfenden Felder, wo bereits die Lerchen sangen und die Sonne ein Meer frischen und erfrischenden Lichtes ausgoß. Der Taunus sah aus, wie ein südliches Gebirge. Es war ein herrlicher Morgen. Der Fürst erzählte von Spanien, von Don Karlos, vom Bürgerkriege u. s. w., und die Zeit verging noch rascher, als im Speisesaal jenes Landhauses. Plötzlich standen wir vor dem Main. Er muthete uns so erfrischend an; ein Bad schien uns sehr wohlthuend nach solcher Nacht, und wir warfen die Kleider ab und stürzten uns in die herrliche, ruhig, tief dahin gehende Fluth. Auf dem Rückwege nahmen wir noch zusammen ein Frühstück ein, und als wir endlich in der Stadt ankamen, war es bald Zeit, in die Sitzung zu gehen. — Ade! sagte der Fürst, als wir uns trennten; — Sie kennen mein Geheimniß, ich kenne Ihres; ich hoffe, daß Sie darum eben so wenig besorgt sind, wie ich es bin.

An demselben Tage hielt der Fürst eine seiner glänzenden Reden, in denen er meiner Partei freche und böse Dinge sagte, und für die ich ihn auszischte. Die aristokratischen Damen auf der Galerie applaudirten ihm mit Fanatismus. Ich sah hinauf — die weibliche Crême der Gesellschaft war da, auch jene Dame, die für die Bändigerin dieses Löwen galt, und die wohl in diesem

Augenblicke von all den anderen Damen beneidet wurde, denn der abtretende Redner warf ihr einen liebevollen Blick zu. Aber sie, deren ungebetener Gastfreund ich in dieser Nacht gewesen, von deren Madeira ich getrunken, sie war nicht da. Sie kam nie ins Parlament, wenn der Fürst eine Rede hielt; ihr genügte seine Privat-Beredtsamkeit.

Aber am folgenden Tage war sie in der Paulskirche, und zwar auf der unteren Galerie, in deren nächster Nähe die Linke saß. Sie sah mich einen Moment mit einverständigem Blicke an; ein nur mir bemerkbares Lächeln flog über ihre Mundwinkel, dann schien sie wieder sehr aufmerksam dem Redner zu horchen. Aber ich konnte kaum den Blick von ihr wenden, denn sie war schön, o, wie schön! — Doch ist es mir verboten, ihre Schönheit zu beschreiben. Ich weiß nur, daß ich den Fürsten in meinen Gedanken glücklich pries und ein wenig beneidete. Unwillkürlich wandte sich mein Blick nach ihm, und siehe da, der seinige lag auf mir und beobachtete mich. Ich trat aus der Bank und stellte mich isolirt vor die Tribüne, wo ein freier Platz war. Bald darauf fing der Fürst an, in der Versammlung hin und her zu gehen, und endlich stand er, als ob ihn der Zufall dahin geführt hätte, neben mir.

Sie weiß Alles, sagte er zu mir, ich habe ihr Alles erzählt. Wie hat sie gelacht, so daß mich das Abenteuer doppelt freute! Aber wie hat sie die Neugierde geplagt! Sie gestand mir, daß sie das Ohr an den Boden ihres Schlafzimmers gelegt, um zu horchen. Als wir gingen, hat sie Sie erkannt, und Sie sind ihr jetzt einer der interessantesten Menschen der Welt.

Während er mir so sprach, schielte ich mit einem Auge nach ihr — die wir Frau v. Castel nennen wollen — ihr Gesicht war von Marmor. Nicht ein Zug, nicht ein Zucken verrieth, daß sie sich für unser Zwiegespräch interessirte. Wir waren gar nicht vorhanden; sie horchte auf den langweiligen Redner, der eine Geschäftsordnungs-Frage erörterte, als predigte er goldene Weisheit, als lehrte er den geraden Weg zu ewigem, unverwelklichem Glücke.

Ich konnte nicht umhin und machte den Fürsten darauf aufmerksam. — O, sagte er, das überrascht mich nicht! — Die kann es, das weiß ich — die kann es so gut, daß ich manchmal darüber erschrecke. Aber sie ist sehr liebenswürdig, und ich liebe die Weiber, die einer so gewaltigen Diplomatie fähig sind. Die Kraft der Verstellung und Heuchelei, mit Schönheit und Anmuth gepaart, ist eigentlich das Dämonischste und darum das Interessanteste, was die Menschheit hervorbringen kann.

Wieder theilte der Fürst der Frau v. Castel unser ganzes Gespräch mit und brachte mir dafür einige freundliche Worte von ihr zurück. So ging es durch einige Zeit. Grüße, Komplimente, Witze wurden von dem geistreichen Boten, oft von ihm bereichert und ausgeschmückt, hin und her getragen; er fand ein eigenes Vergnügen in dieser Beschäftigung, und es bildete sich ein ziemlich intimes Verhältniß, von dessen Existenz in der ganzen Welt keine vierte Person eine Ahnung hatte — und bei all Dem habe ich mit dieser Frau, für die ich mich mehr und mehr interessirte, persönlich nie ein Wort gewechselt. — Einmal traf ich sie ganz allein in einem ziemlich einsamen Laubgange der Promenade zwischen dem Eschenheimer und Bockenheimer Thore. Schon von fern, da sie mich kommen sah, lächelte sie sehr freundlich, und an mir vorübergehend grüßte sie mit einem sehr lebhaften Kopfnicken. Ich fühlte mich sehr versucht, sie anzusprechen, aber da ich zaudernd stehen blieb und mich umsah, sagte es mir ihr beschleunigter Schritt, daß sie nicht angesprochen sein wollte. — Einige Tage nach dieser Begegnung traf ich sie zu meiner größten Ueberraschung des Abends beim Thee in einem der Privathäuser. Sie kannte mich nicht, und da die Hausfrau sie fragte, ob sie mich nicht vorstellen solle, antwortete sie laut genug, daß ich es hören konnte, sie wolle mit einem Demokraten nichts zu thun haben. — Die sehr gutmüthige Hausfrau war in Verlegenheit. — Er hat Sie gewiß gehört! — sagte sie vorwurfsvoll zu Frau v. Castel. — Diese zuckte die Achseln, als ob sie sich nichts daraus mache, einen solchen Menschen zu beleidigen.

— Ich erinnerte mich der freundlichen Botschaft, die mir der Fürst erst diesen Morgen bestellt hatte, und dachte: Wahrhaftig, das heiße ich Vorsicht und Verstellung etwas zu weit treiben. — Noch lebhafter aber dachte ich das, als ich eine Minute später das Gespräch auf den Fürsten, seine Beredtsamkeit, seinen Geist, seine glänzenden Eigenschaften wandte und selbst mehrere seiner Feinde ihm in mancher Beziehung Gerechtigkeit widerfahren ließen, Frau v. Castel aber ihn auf das Geistreichste und mit dem schönsten Redner-Talente so arg zerlegte und analysirte, daß selbst die Vorzüge, die ihm seine Feinde zugestanden, in einem höchst zweifelhaften und ärmlichen Lichte erschienen. — Als ich den Fürsten am nächsten Morgen sprach, war er schon von Allem unterrichtet und wiederholte mir Wort für Wort den ganzen Charivari, den seine Geliebte gegen ihn losgelassen. — So werden Reputationen gemacht, so wird Geschichte geschrieben, sagte er lachend, während Frau v. Castell mit unbeweglichem Gesichte von der Galerie auf die Versammlung in der Paulskirche niedersah und die Physiognomieen mehrerer Berühmtheiten zu studiren schien.

So vergingen Wochen.

Sie Alle, meine Herren, kennen das Schicksal des Fürsten L. Er wurde im Aufruhr des 18. September erschlagen. Ich stand auf der Zeil, auf meinem Posten, denn ich war einer der Deputirten, die den Waffen-Stillstand zu Wege gebracht, und ich befand mich dort, um die Erneuerung der Feindseligkeiten zu verhindern, während mehrere meiner Kollegen im Thurn-Taxis-schen Palaste beim Ministerium beschäftigt waren. Eine große Schaar von Bürgern umstand mich und überhäufte mich mit Vorwürfen im Namen meiner ganzen Partei, die man für diesen Tag verantwortlich machte. Die guten Bürger, je mehr sie sprachen, desto tiefer redeten sie sich in eine wahrhaftige, wohlgemeinte Wuth hinein. Ich konnte nichts Besseres thun, als die hundert aufgeregten Stimmen auf mich einstürmen zu lassen. Da drängte sich ein kleiner, kaum fünfzehnjähriger Turner durch die

Masse und rief mit schrecklicher Naivetät: der Fürst L. ist ermordet! — Hätten ihn die ergrimmten Bürger gehört, ich wäre vielleicht verloren gewesen, ich wäre möglicher Weise sofort als Sühnopfer für den todten Fürsten gefallen, für den Mann, der mein Vertrauter, dessen Vertrauter in den zartesten Herzens-Angelegenheiten ich gewesen. Das Schicksal hätte da wieder eine seiner schönen Ironieen ausgeführt. — Aber — es ist wunderbar — kein Mensch hörte auf den kleinen Turner — sei es, daß die Wüthenden zu sehr mit dem Momente beschäftigt gewesen, sei es, daß man den Worten des Knaben nicht glaubte. Ich hatte Zeit, dem Turner die Hand auf den Mund zu legen, obwohl ich seiner Botschaft auch nicht glaubte und sie nur für eines der Gerüchte hielt, wie sie an solchen Tagen leicht entstehen. Mittlerweile wurde es spät, und ich mußte, der Erneuerung des Waffen-Stillstandes wegen, der indessen abgelaufen war, in die Wohnung des Reichsverwesers, wo ich mehrere Deputirte und Hofherren des Erzherzogs versammelt fand und wo mir die Botschaft des Turners bestätigt wurde. Mein erster Gedanke bei dieser Bestätigung gehörte der schönen Frau v. Castel. Ich sah sie verzweifelnd, händeringend, elend. Hätten mich nicht höhere Pflichten in der Stadt zurückgehalten, ich wäre zu ihr hinaus geeilt — und während die Kanonen wieder zu donnern anfingen, waren meine Gedanken zu gleicher Zeit mit dem ganzen Unglück des Tages, der Zeit und mit dem Unglücke dieser Frau beschäftigt.

Auch in den ersten unheimlichen Tagen, die auf den 18. September folgten, trug ich immer die Absicht mit mir, mich zu ihr zu schleichen und ihr, wo möglich, Trost zu bringen; aber bei kälterer Ueberlegung fragte ich mich, unter welchem Vorwande ich in ihr Haus dringen solle, ob ihr ein Besuch, der ihr Geheimniß vielleicht bloß stellen könne, angenehm wäre, — und ich kam beinahe ganz von meiner Absicht ab, als ich sie kaum fünf Tage nach dem Tode des Fürsten an der Seite eines Mannes stolz, ruhig durch die Straßen der Stadt schreiten sah. Nicht ein Fältchen in ihrem Gesichte verrieth, daß sie in dieser letzten Zeit

Trübsal erlitten; mich sah sie mit derselben Ruhe und Kälte an, wie ehemals. — Das ist mir doch etwas zu viel Verstellung, sagte ich mir mit einiger Entrüstung. Aber ich kannte ja ihre hohe Kunst, und es schien mir, daß ich ihr Unrecht thue. Der Himmel weiß, wie viel sie unter dieser Hülle leidet — wenn ihr Gram zu ihrer Verstellung im richtigen Verhältnisse steht, dann muß er ungeheuer sein. Man weiß es ja, daß die größten Seelenschmerzen die unkenntlichsten sind, zumal bei Weibern. Wer kennt das Weib? So eine Frau geht Jahre lang blühend, glänzend, bezaubernd durchs Leben, mit Einem Male bricht sie zusammen, und man erfährt, daß seit lange ein Wurm ihr ganzes inneres Wesen aufgezehrt hat. — Die Verstellung der Frau v. Castel, die mich im ersten Augenblicke empört hatte, erfüllte mich, je länger ich darüber nachdachte, mit dem innigsten Mitleid. Sie war mir als eine Unglückliche und als ein Räthsel doppelt anziehend geworden.

An einem der letzten Septembertage, einem trüben, nebeligen, traurigen Tage schlich ich wie ein Dieb um ihr Haus. Durchs Gartengitter sah ich, wie Diener und Dienerinnen mit Einpacken beschäftigt waren. Auf der bekannten Veranda standen offene Koffer und Kisten. — Sie verreist, dachte ich, sie hat einen Entschluß gefaßt, sie muß also zu einer gewissen Ruhe gekommen sein; würdest du sie durch deinen Anblick, durch dein Gespräch nicht wieder in dieser Ruhe stören und ihr, anstatt Gutes, nur Böses thun? — Ich trat nicht ein, sondern schlich weiter, aber nicht fort vom Hause. Ich schlich an der Gartenmauer hin und kam zwischen zwei Gärten, hinter das Haus und den Garten der Frau v. Castel. Da war eine kleine Holzbank angebracht; ich setzte mich hin und träumte. Welke Blätter fielen auf mich nieder; ich sah auf nach dem Baume, der mir diese melancholischen Todtenzettel schickte, und bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß die Gartenmauer nicht hoch war, daß ich, wenn ich mich auf die Lehne der Bank stellte, in den Garten sehen konnte. — Vielleicht erspähe ich etwas, was mir über die verwittwete Geliebte des

Fürsten Kunde gibt! — Ich stellte mich auf die Lehne und konnte beide Arme auf den Rand der Mauer stemmen. So stand ich fest und sicher.

Ich sah in ein geräumiges Gartenland, das parkartig und mehr englisch angelegt war. Mehrere Bäume südlicher Abstammung, die sich aus der großen Wiese in der Mitte erhoben, standen bereits nackt und frierend da, traurig wie Verbannte. Die Sandwege rechts und links von der Wiese waren von welken Blättern bedeckt; hier und da zitterte ein Blatt langsam dem Boden entgegen, obwohl sich kein Lüftchen rührte. Es schien, als wäre es der Schwere des Nebels erlegen, oder als wäre der klagende Ton des Herbstvogels, der in seiner Nähe einzelne Seufzer ausstieß, stark genug gewesen, um es mit seinem krankenden Stiele vom Zweige loszulösen. Die Bäume und Gebüsche an den Wänden waren noch dicht genug belaubt, aber bereits gelb, braun und roth gefärbt. Die Blumen in den runden Beeten mitten in der Wiese ließen die Köpfe hangen; nur magere Monatsrosen schienen, ihres Looses unbewußt, der Vergänglichkeit zu spotten. Er war sehr melancholisch anzusehen, dieser schön und heiter angelegte Garten; seine ganze Stimmung klang harmonisch mit der meinigen zusammen, und so war ich wie die ganze Umgebung gehörig vorbereitet für den Anblick, der sich mir darbot, als mein Blick an einer Laube, die links von mir an der Gartenwand angebracht war, hangen blieb.

Dort, auf einer Bank, saß Frau v. Castel. Ihr schöner Kopf hing tief auf die Brust hinab, daß das Gesicht kaum zu sehen war; der ganze untere Theil war unter den Armen verborgen, die sie gekreuzt und fest über die Brust hielt. Die Füße hatte sie auf die Bank heraufgezogen, und die Kniee berührten beinahe die Stirn. So zusammengeknäuelt saß oder lag sie da — fast unförmlich und bewegungslos. Man hätte sie für todt gehalten, wenn sich ein todter Körper in solcher Lage erhalten könnte. Trotz der späten Nachmittagsstunde hatte sie noch ihr leichtes, weißes Morgenkleid — und kein Tuch, keine Decke, die

sie gegen den kalten Nebel geschützt hätte. Die elegante Morgen-Toilette weggedacht, sah sie aus wie jene Weiber und Kinder, die man an kalten Abenden in Paris und London in den Winkeln der Straßen kauernd sieht. Es war ein Bild der Noth und des Elends — — wie das Bild jenes berühmten Meisters, der den Schmerz ausdrückte, ohne das Gesicht sehen zu lassen. — Während ich sie so betrachtete — ich gestehe es, daß ich Thränen in den Augen hatte —, kam ihre Kammerjungfer vom Hause her. Sie blieb vor ihrer Herrin stehen und sprach einige Worte, die ich nicht hören konnte. Frau v. Castel blieb unbeweglich. Die Kammerjungfer wurde dringender und legte ihr endlich die Hand auf die Schulter und schüttelte sie leise. Sie erhob den Kopf und sah die Zofe gedankenlos an. Da diese wieder zu sprechen anfing, ließ die Frau ein langes, langes Wimmern hören, das zitternd bis zu mir gelangte, dann ließ sie wieder den Kopf auf die Arme fallen und beharrte in der vorigen Stellung. Die Kammerjungfer schüttelte traurig den Kopf und ging ins Haus. Nach einigen Minuten kam sie mit einem Tuche auf dem Arme wieder, breitete es aus und legte es über Kopf und Körper der Frau — die es geschehen ließ, ohne sich zu regen, ohne ein Wort zu sagen. Die Zofe setzte sich dann auf einen Schemel ihr zu Füßen, seufzte, faltete beide Hände im Schooße zusammen und ließ die Blicke über den Garten irren. — Ich fürchtete, daß sie mich erblicken könnte, auch hörte ich von fern Leute herbeikommen und verließ traurigen Herzens meinen Späher-Standpunkt.

Zwei Tage darauf erfuhr ich, daß Frau v. Castel Frankfurt verlassen und sich auf eines ihrer Güter im Norden Deutschlands begeben. Ich ging hinaus vor ihr Haus. Alle Jalousieen waren geschlossen; der Garten war öde — nur der Hund des Gärtners lief bellend in den schönen Räumen umher.

* *
*

Da Ihnen, meine Freunde, meine Geschichte und meine Schicksale bekannt sind, so wissen Sie nun, wie jenes merkwürdige,

geheimnißvolle Trio zerrissen wurde. Der Fürst war erschlagen, seine Geliebte war aus der Welt in die Einsamkeit verschwunden, und ich überschritt, nicht ganz neun Monate nach dem Tode des Fürsten, die Gränzen des Vaterlandes, um den Weg des Exiles anzutreten. Um mich zu zerstreuen, um die erlittenen Niederlagen der letzten Zeit so viel als thunlich und erlaubt zu vergessen, blieb ist erst, in Arbeit vertieft, einige Monate am Genfer See sitzen, dann durchstreifte ich die Schweiz, Großbritannien und Irland, Holland und Belgien, das südliche Frankreich und setzte mich endlich, des Umherirrens müde, in Paris fest. Die Hoffnung, bald wieder ins Vaterland zurückkehren zu können, war zögernd, aber endlich ganz aus meinem Herzen ausgezogen, und ich sah ein, daß ich mir etwas schaffen müsse, was die Heimat so gut oder so schlecht als möglich ersetze. Am Besten wird die Heimat durch ein home, eine Häuslichkeit ersetzt, und ich dachte an Heirath, an einen Hausstand, an Weib und Kinder. Die Idee kam mir nicht so abstrakt, theoretisch aus der Luft, wie ich es hier darstelle, sondern personifizirt in der Gestalt einer schönen Engländerin, Alice, die mir auf den ersten Blick den Muth zu einem solchen Schritte, das Vertrauen und unendlich viel Sympathie einflößte. Alice hatte einen berühmten Namen, sehr viele häusliche Tugenden, noch mehr Liebreiz — aber keinen Penny. Da ich mich in Bezug auf die Vermögensverhältnisse in derselben Lage befand, so galt es, sich eine Stellung zu machen, die eine Familie anständig und bescheiden ernähre. Dazu sollte mir ein berühmter dramatischer Dichter Frankreichs, in dessen Hause ich Alice kennen gelernt und der sie liebte wie eine Tochter, behülflich sein.

Das College St. Barbe ist eine der berühmtesten Lehranstalten von Paris. Es ist auf große Privatmittel begründet, sehr reich und wird von einem Comité geleitet, das sich ganz aus Barbisten, d. i. aus ehemaligen Schülern dieser Institution, zusammensetzt. Die Barbisten pflegen diese Institution, die ihr Stolz ist und aus der viele der berühmtesten Männer Frankreichs

hervorgegangen, mit großer Liebe, und eine Art Freimaurerthum verbindet sie durch alle späteren Lebensverhältnisse. Die Professoren, die in diesem Kollegium lesen, sind vom Staate vollkommen unabhängig, haben keinen Eid zu leisten und sind materiell besser gestellt, als die Professoren ähnlicher unter dem Staate stehender Institute. — Der dramatische Dichter, von dem ich spreche, ist Barbist und Mitglied des Comités, in welchem er, in Folge seines berühmten Namens, den größten Einfluß ausübt. Eine Stelle im College St. Barbe war frei; ich sollte sie erhalten, das war ausgemacht; der Dramatiker wollte dazu seinen ganzen Einfluß aufwenden; dann sollte geheirathet werden und das Glück in meine und Alice's Ehe mit vollen Segeln einziehen. Es war Alles auf das Schönste geordnet. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Eben als ich in den Hafen einlaufen wollte, erhob sich eine Klippe, und das Schifflein, das mein bescheidenes Glück trug, zerschellte. Jenes Frankfurter Abenteuer, jene Mitwissenschaft der Liebe des todten Fürsten ist schuld daran, daß ich ein alter Junggeselle geworden.

Eines Abends — es war zu Anfang des Jahres 1853 — als wir in der Rue de Pigalle gemüthlich zusammensaßen — der Dichter hatte uns eben die zwei letzten Akte einer neuen Komödie vorgelesen, die seitdem über alle Bühnen Europa's gegangen — und Thee tranken, der Dichter, seine fromme Frau, Miß Alice und ich, sagte Madame mit Einem Male zu mir gewandt: A propos! Kommen Sie ja nächsten Dinstag-Abend; Sie werden eine höchst ausgezeichnete Landsmännin, die uns empfohlen ist, kennen lernen; oder kennen Sie vielleicht schon Madame de Castel aus Frankfurt?

Bei diesem Namen sprang ich vor Ueberraschung von meinem Sitze auf. Das ganze Frankfurter Erlebniß, über das fünf Jahre ihre Schleier der Vergangenheit gewoben, stand auf das Lebhafteste vor mir. Die Physiologen sagen, daß man im Traume die Dinge nicht nach einander, sondern auf Ein Mal und neben

einander sehe, wie auf einem Bilde. So sah ich Alles auf Ein Mal und neben einander. Meinen ersten nächtlichen Eintritt in das Haus an der Hand des todten Fürsten — oben in ihrem Schlafzimmer die schöne Frau, die das Ohr an den Boden legt, um uns zu behorchen — dann dieselbe mit dem theilnahmlosen Gesichte auf der Galerie der Paulskirche — dieselbe, die mich auf der Promenade mit unbeschreiblich freundlichem Lächeln grüßt, als den Vertrauten ihres Glückes — dieselbe in der Laube ihres Gartens zusammengebrochen, stumm, wimmernd — aufgegeben. Ich starrte vor mich hin und sah diese Bilder an, die leibhaftig, alle auf Ein Mal, eins über und neben dem anderen, wie in einer Galerie in der Luft vor meinen Augen hingen.

Sie kennen sie also? fragte Madame.

Die Frage brachte mich wieder zu Bewußtsein. Wird Frau v. Castel von mir gekannt sein wollen — oder nicht? Ich zögerte mit der Antwort; endlich setzte ich mich, und ohne Jemanden anzusehen, sagte ich: Non! Nein!

Madame schüttelte den Kopf und sagte: Sie sind sonderbar, Monsieur Hermann, und schien mit mir unzufrieden.

Alice sah mich forschend an; der Dramatiker sagte: Da steckt etwas dahinter.

Gewiß, da steckt etwas dahinter, wiederholte Madame und schüttelte wieder den Kopf.

Man schwieg, man schien eine Erklärung zu erwarten, und da ich keine gab, war man verstimmt und ging früher als gewöhnlich auseinander.

Nächsten Dinstag fand ich mich in der Rue de Pigalle sehr früh ein; ich wollte der Gesellschaft daselbst zeigen, daß ich die Zusammenkunft mit Frau v. Castel nicht zu fürchten hätte, wie man den Verdacht zu haben schien. Die Verstimmung war indessen auch verflogen, und Madame unterhielt mich mit der ihr eigenen Beredtsamkeit von den Tugenden der Dame, die wir erwarteten, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit Manches über die letzten vier Jahre der Geliebten des Fürsten L. Madame de

Castel, sagte die Frau des dramatischen Dichters mit großer Begeisterung, ist das edelste Geschöpf, die ausgezeichnetste Frau, die ich jemals kennen gelernt. Als noch ihr Mann lebte — sie ist seit zwei Jahren Wittwe —, der Mann, der ihrer so wenig würdig war, that sie nicht wie andere Frauen, die das Glück, das sie nicht zu Hause finden, auswärts suchen — nein, sie zog sich in die Einsamkeit zurück, empfing nur sehr wenig Freunde und pflegte die Keime aller Tugenden, die der Herr in ihre Seele gelegt. Den Mann, dessen Berührung sie nur entweihen konnte, wußte sie ohne Skandal von sich fern zu halten; er verweilte in der Fremde oder auf seinen Gütern, während sie in ihrer geliebten Einsamkeit lebte, wie eine fromme Anachoretin. Die Gräuel der Revolution trieben sie in noch tiefere Einsamkeit, wo sie sich zur Vollendung ausbildete. Mit Gebet und frommen Werken, Werken der Barmherzigkeit, sind ihr die letzten Jahre hingegangen; sobald der Tod ihres Mannes ihr die freie Verfügung über ihr Vermögen gestattete, überließ sie eines ihrer Güter einer frommen Anstalt in Westfalen; jetzt befindet sie sich, ebenfalls frommer und barmherziger Werke wegen, zum Theil als Abgesandte einer gottesfürchtigen Gesellschaft, hier in Paris.

Aus solchen und anderen Reden der Hausfrau, die für Madame de Castel eine Verehrung hatte, wie für eine Heilige, erkannte ich vor Allem, daß diese fromm geworden, und seufzte im Gedanken an die Leiden, die sie auf diesen Weg des Trostes geführt haben.

Erst gegen neun Uhr kam die sehnsüchtig Erwartete. Madame lief ihr bis ins Vorzimmer entgegen und nahm ihr selbst Hut und Tuch ab. Alice trat ihr bis an die Thür entgegen, verneigte sich tief und ließ sich von ihr auf die Stirn küssen; der alte Dramatiker küßte ihr die Hand. Ich hielt mich abseits, so daß ich nicht gleich bei ihrem Eintritte in den großen Salon, der nur durch eine Lampe beleuchtet war, von ihr gesehen werden konnte. Ich erkannte sie sogleich, obwohl sie ziemlich verändert war. Noch war sie schön, vielleicht schöner, jedenfalls imposanter, als damals;

aber sie war um mehr als fünf Jahre gealtert. Das Gesicht war blaß und in die Länge gezogen: die Lippen und Nasenflügel feiner und dünner geworden. Ein beinahe schrecklicher Ernst, der durch ein ruhiges, fast möchte ich sagen: ekklesiastisches Lächeln nicht gemildert, durch die dunkle Tracht aber sehr erhöht wurde, lag über die ganze Erscheinung ausgegossen. Die drei Personen, die sie umstanden, sahen aus, als stünden sie unter ihrer Protektion, und die ganze Gruppe erinnerte mich an die Donativbilder, auf denen die Porträts der frommen Geber ihre Schutzheilige umgeben, oder zu ihr hinaufsehen.

Nach den ersten Begrüßungen winkte mir die Hausfrau, daß ich näher kommen solle, und sagte dann zu Frau von Castel: Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen unserer Freunde, Ihren Landsmann, Herrn Hermann vorstelle?

Der Blick der Frau von Castel fiel auf mich. Ein leises Zittern vibrirte durch ihren ganzen Körper; ihre feinen Lippen schlossen sich noch fester als sonst, während sie ihren Kopf leise verneigte. Die Augen der drei andren gegenwärtigen Personen irrten zwischen uns Beiden hin und her.

Sie kennen wohl Herrn Hermann? fragte die Hausfrau.

Nein! antwortete Frau von Castel kurz und ausdrucksvoll.

Es ist derselbe, der in Frankfurt Abgeordneter beim Parlamente gewesen. — Sie werden wenigstens von ihm gehört haben? fragte die Hausfrau weiter.

Und ein abermaliges, eben so kurzes und ausdrucksvolles, wenn nicht ausdrucksvolleres „Nein!“ bei dem mich zugleich ein bedeutsamer Blick streifte, war die Antwort.

Ihr Plan war also rasch gemacht; sie wollte auch hier, wie in Frankfurt, nicht gekannt sein und mich nicht kennen. Ich hätte auf diesen Plan leicht eingehen können, aber ich war in der peinlichsten Lage. Nach dem zweimaligen Nein, nachdem Frau von Castel sofort ein anderes Gespräch aufnahm, bemerkte ich, daß der Dramatiker, seine Frau und Alice sich eben so gedrückt und beengt fühlten wie ich. Ich wußte nicht, was mit mir anzu-

fangen, und saß schweigend da. Abwechselnd sahen mich die drei Personen forschend an, wie einen Verdächtigen, wie Einen, der uns möglicher Weise betrogen hat. Es konnte in der That nicht anders sein. Die Szene während meines letzten Besuches, als mir die Anwesenheit der Frau von Castel in Paris angekündigt wurde, verrieth ihnen, daß ein Geheimniß da sein müsse. Das zweimalige ausdrucksvolle Nein, das vielleicht ausdrucksvoller ausgefallen, als sie es selbst gewünscht, sagte nur zu deutlich, daß mich Frau von Castel, diese tugendhafte, ausgezeichnete Frau, diese Heilige, nicht kennen und nichts mit mir zu thun haben wollte. Noch schlimmer, wenn sie mich in Wahrheit nicht kannte. Nach Allem, was ich im vertrauten Kreise von meinem Leben in Deutschland und in Frankfurt erzählt hatte, mußte ich daselbst, besonders in dieser Stadt, ziemlich, ja sehr bekannt sein. Madame de Castel kannte mich nicht einmal dem Namen nach; ich war also ein Prahler, ein Lügner, ein Betrüger — ein um so größerer Betrüger, als ich meine Erzählung mit einem solchen Accent der Wahrhaftigkeit vorbrachte. Den dramatischen Dichter hatte ich nur durch Zufall kennen gelernt; er wußte von Deutschland sehr wenig, von mir gar nichts. Ich war ihm von keiner Seite her empfohlen worden; er war mir nur persönlich gut; wie leicht konnte man sich in mir getäuscht haben! Ich war ja ein Flüchtling, un homme sans feu ni lieu. Frau von Castel hingegen war von den höchsten kirchlichen und aristokratischen Autoritäten empfohlen und in ihren Kreisen eine Berühmtheit; in diesem Hause eine Heilige, an deren Wort, an deren Absichten nicht zu zweifeln war. Hätte sie vor den Augen der Hausfrau ein Verbrechen begangen, diese hätte es nicht geglaubt oder eine erhabene Absicht dahinter vermuthet. Sehr schlimm also, wenn sie mich nicht kannte, sehr schlimm, wenn sie mich nicht kennen wollte. Letzteres mußte den drei Personen das Wahrscheinlichere dünken, und welch ein Mensch war ich dann, wenn Frau von Castel meine Berührung scheute, wenn sie mich so weit verleugnete, selbst meinen Namen nicht kennen zu wollen!

Alles Das bedachte ich und spann ich in Gedanken aus und saß da am Theetisch, wie auf der Armensünderbank, während Frau von Castel ruhe- und würdevoll über Paris und ihre Geschäfte sprach. Von Zeit zu Zeit schlug ich die Augen auf, um die Meinung über mich aus den Gesichtern zu lesen; aber Hausherr und Hausfrau sahen mich nur selten an; Alice wich meinen Blicken aus, und wenn sie sprach, zitterte ihre Stimme. Wenn ich mich ins Gespräch mischte, wurde mir kalt und höflich geantwortet. Plötzlich war ich ein Fremder geworden in diesem Kreise, den ich seit Wochen als meine Heimat betrachtete.

Mit jedem Worte, das Frau von Castel sprach, wuchs die Verehrung der Hausfrau für sie und die Kälte gegen mich; kaum daß sie mir antwortete, wenn ich das Wort an sie richtete. Für Frau von Castel war ich gar nicht da, und wie höflich sie mir auch manchmal antwortete, war diese Höflichkeit doch so abwehrend, daß ich endlich kein Wort mehr sagte. Aus dieser höchst peinlichen Lage rettete mich die Ankunft mehrerer Besucher; man erhob sich vom Tische und ging im Saale auf und ab. Ich stand ganz allein in einer Fensternische und betrachtete die Albums, die dort auf einem kleinen Tische von Tahan ausgebreitet lagen. Alice näherte sich mir so schüchtern, als ob Muth dazu gehörte, mit mir zu sprechen.

Was ist Das? fragte sie rasch, welches Geheimniß haben Sie? Was weiß Frau von Castel von Ihnen? Um Gottes Willen, Hermann, betrügen Sie mich nicht! Seien Sie aufrichtig!

Ich zuckte die Achseln. — Miß Alice, Frau von Castel weiß nichts Schlechtes von mir.

Sie thäten besser, Sie wären aufrichtig! sagte Alice, ihrerseits die Achseln zuckend, kehrte mir den Rücken und schloß sich Frau von Castel an, die mit dem dramatischen Dichter auf und ab ging.

Mein Stolz empörte sich endlich gegen die Stellung, die man mir mit Einem Male im Hause anwies. Ich nahm meinen Hut und empfahl mich auf französische Weise, mit dem festen Entschluß,

nicht eher zurückzukehren, als bis mir von dorther etwas geworden, was wie eine Entschuldigung oder Genugthuung aussähe.

Aber es vergingen Tage ohne ein Lebenszeichen aus der Rue de Pigalle — keine Anfrage, keine Einladung — nichts! — Ich verbrachte die Zeit in der schrecklichsten Unruhe; gedemüthigt, gekränkt und voll Kummer, den Menschen, die mir lieb geworden, besonders Alice, in einem ungünstigen Lichte zu erscheinen.

Ich konnte es nicht länger ertragen; ich mußte etwas erfahren und besuchte endlich, unter Tages, den dramatischen Dichter in seinem Arbeitszimmer. Er war nicht im Geringsten überrascht und machte mir auch keine Vorwürfe über mein Ausbleiben. Mehr noch fiel mir auf, daß er, zum ersten Male, mit mir über Politik zu sprechen anfing. Er war ein starker Conservateur und hing mit seinem ganzen Wesen an der vertriebenen Königsfamilie der Orleans, unter deren Herrschaft er Ruhm und Reichthümer gewonnen, mit deren ganzer Epoche seine Wirksamkeit identisch geworden. Man wird ihn immer den Dramatiker der Juli-Epoche nennen. Seine politischen Abneigungen traten mir gegenüber bisher aus Sympathie für meine Person in den Hintergrund. Jetzt sprach er mir von seinen Grundsätzen; wie es zwischen Prinzipien und Prinzipien eigentlich keine Versöhnung gebe, und wie eigentliche Moralität nur mit gewissen genau begränzten Stabilitäts-Prinzipien verträglich sei. Man mache sich manchmal Illusionen, aber am Ende komme man doch immer wieder auf die alte Wahrheit zurück. Er versicherte, er spreche nur theoretisch, und verhinderte mich, mit jener Höflichkeit, die nur französischen Weltmännern eigen ist, dem Gespräche irgend eine persönliche Wendung zu geben. Als ich ging, fühlte ich, daß ich in diesem Hause vollkommen entwurzelt war.

Wie das geschehen, erfuhr ich viel später, will es aber des Zusammenhanges wegen sogleich hier erzählen.

Gleich am Tage nach jenem Abende im Hause der Rue de Pigalle erhielt die Frau des dramatischen Dichters von Frau von Castel einen Brief, der ungefähr so lautete:

„Meine liebe und würdige Freundin!

Mein Benehmen gegen Herrn Hermann, den ich mit einigem Erstaunen in Ihrer Gesellschaft fand, muß Ihnen aufgefallen sein, und ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Vor Allem aber muß ich Sie um Entschuldigung für eine Nothlüge bitten, zu der ich mich gezwungen sah, um besagten Herrn nicht zu beschämen. Ich kenne Herrn Hermann allerdings dem Namen nach, aber leider nicht von der besten Seite. Ich weiß es von gut unterrichteten Personen, daß er in Frankfurt — von seinem Leben in andern Städten Deutschlands weiß ich nichts — einen skandalösen, ja, leider einen höchst skandalösen Lebenswandel führte und viel Aergerniß gab. Gut unterrichtete Personen sprachen mir von seinen vielfachen unmoralischen Verbindungen. Aber dergleichen wäre vielleicht seiner Jugend verziehen worden. An keines Sünders Bekehrung darf man zweifeln. Was mich aber ernster um ihn besorgt, was ihn Ihres Umganges, meine würdige Freundin, eben so unwürdig macht, als sein Lebenswandel der Liebe der unschuldsvollen und reinen Miß Alice — das ist jene Todsünde, die tief in seinem Herzen sitzt und die meiner Meinung nach aller Sünden schrecklichste ist: die Lüge. — Ja, Herr Hermann ist ein Lügner. Das reinste, gottgefälligste Leben ist vor ihm nicht sicher; er weiß es durch seine sündhafte Erfindungskraft in den Augen der Menschen, die so gern Böses glauben, zu beflecken. Ich habe kein Recht, Ihnen vorzuschreiben, mit wem Sie Umgang pflegen sollen, mit wem nicht — im Gegentheil würde ich Sie ermuntern, Herrn Hermann fürderhin zu empfangen, da Ihr Beispiel, meine sehr verehrte Freundin, nur gut auf ihn wirken kann — aber warnen darf ich Sie: Glauben Sie ihm nichts! Seien Sie jedem seiner Worte gegenüber auf der Hut! — Ich habe ihn, Gottlob, nicht zu fürchten, aber ich wollte den guten Ruf Anderer, die durch ihn bedroht sein könnten, aus Liebe zu meinen Nebenmenschen bei Ihnen sichern, denn gewiß ist Jedem, der Sie kennt, an Ihrer guten Meinung eben so viel gelegen, als Ihrer ergebensten und treuen Freundin

Auguste de Castel."

Ich war weit entfernt, einen solchen Schritt von Frau von Castel zu erwarten. Die hohe Verstellungskunst, die ich an ihr kennen gelernt, hatte mir, wenn auch nicht einen schönen, doch einen starken Begriff von ihrem Charakter wie von ihrem Verstande gegeben. N'est pas hypocrite qui veut. Es gehört eine große Kraft, eine gewisse Größe dazu, um sich konsequent verstellen zu können. Ich hätte nie geglaubt, daß Frau von Castel den gemeinen Kunstgriff gewöhnlicher Weiber gebrauchen werde, welche den Mann, der ein gefährliches Geheimniß kennt, und wäre es selbst ihr Liebhaber, gern als Lügner darstellen, um daraus einen möglichen Verrath so weit als möglich unschädlich zu machen. Es scheint, daß Frau von Castel in dieser Beziehung ein ganz gewöhnliches Weib war. Aber, wie gesagt, ich wußte damals von dem Briefe nichts, und wenn mir der Gedanke kam, daß mich Frau von Castel in einem zweideutigen Lichte darstellen konnte, erinnerte ich mich auch zugleich an das Bild des Schmerzes, das ich im Frankfurter Garten gesehen, und mein Verdacht verdampfte in nichts. Die Frau, die so leiden konnte, sollte sie verleumden können?

Dennoch kam dieser Verdacht häufiger zurück, als Wochen nach Wochen vergingen und von der Rue de Pigalle her nichts geschah, was eine neue Annäherung von meiner Seite erleichtert hätte. Die Verkennung that mir eben so weh, als der Verlust des Glückes, das ich an der Seite Alice's gehofft hatte. Ich kann nicht sagen, daß ich die etwas kühle Engländerin leidenschaftlich oder tief geliebt hätte — nein, es war eine ruhige, verständige Neigung, die an dem stärkeren Wunsche, mir eine Häuslichkeit und eine Heimat zu gründen, wie die Rebe an einem Hause, rasch und gesund emporwuchs, ohne diesen Wunsch aber kaum eine bedeutende Höhe erreicht haben würde. Nun aber war ich ihr gut und sehnte mich, sie wieder zu sehen und vor ihren Augen rein dazustehen. Nach langen Kämpfen entschloß ich mich, der Freundschaft, der Liebe und meiner Zukunft dieses Opfer zu bringen, mich zu demüthigen, wieder in das

Haus zu gehen, in dem man mich nicht mehr zu sehen wünschte, und ohne an Frau von Castel und dem todten Fürsten einen Verrath zu begehen, so weit als möglich mich zu entschuldigen.

Wie ein Verbrecher dem Schaffote, wanderte ich Unschuldiger der Rue de Pigalle zu.

Ich will kurz sein und in wenigen Worten das Ende erzählen. Frau von Castel war seit meiner Entfernung jeden Tag ins Haus gekommen; die Hausfrau, die sie anbetete, wollte nicht, daß sie durch meinen Anblick beleidigt werde, und in Folge der Aufschlüsse, die sie über mich erhalten, ward der gemeinsame Entschluß gefaßt, mit mir zu brechen. Mein Ausbleiben war nur ein Beweis, daß ich die Enthüllungen der Frankfurter Dame fürchtete, und man lobte meine Klugheit, dem Bruche zuvorgekommen zu sein. Der dramatische Dichter konnte mich mit gutem Gewissen dem Comité des College St. Barbe nicht empfehlen, und die freie Stelle wurde dem Protegé eines ehemaligen Ministers, ebenfalls eines Barbisten, gegeben. Ich war brodlos, und aus meiner Heirath mit Alice konnte nichts werden, selbst wenn sie den Verworfenen der Frau von Castel noch gemocht hätte. Ihre Mutter wurde von all Dem in Kenntniß gesetzt, und sie kam von London herüber, um Alice, die traurig war, abzuholen. Die Mutter pries das Geschick, daß ich noch zeitig genug enthüllt worden. Sie hatte die Ehe mit dem Flüchtling — sie war sehr torystisch gesinnt — nie gebilligt, um so weniger, als sie Aussicht hatte, ihre Tochter mit einem berühmten Künstler zu verheirathen.

Dieß alles erfuhr ich von dem dramatischen Dichter, der mir die Begebenheit mit einem gewissen Mitleid mittheilte, da er aus meinem Gesichte die Geschichte meiner letzten schmerzlichen Zeit herauslas. Ich begnügte mich, ihm zu versichern, daß man mich falsch beurtheile, und verwies ihn auf die Zukunft.

So, meine Freunde, wurde ich ein alter Junggeselle. Alice hat den berühmten Künstler, der ihr den Hof machte, weil in ihrer Familie ein großer Schriftsteller war, der ihm nützen konnte,

nicht geheirathet, denn er verließ sie nach einiger Zeit, um eine alte, aber reiche Erbin heimzuführen. Als ich sie nach Jahren wieder sah, erzählte sie mir mit Thränen in den Augen von dem Briefe der Frau von Castel und deren Bestrebungen, mich aus dem Hause zu entfernen. Es konnte mir nicht mehr einfallen, das alte Verhältniß mit Alice wieder aufzurichten, aber ich konnte ihr einige Aufklärungen geben; denn Frau von Castel hatte indessen Paris und die Welt verlassen und war zu Dijon mit ihrem ganzen großen Vermögen ins Kloster gegangen. Dort starb sie vor einigen Monaten als Superiorin und im Rufe der Heiligkeit. — Durch Alice hat der dramatische Dichter meine Aufklärungen kennen gelernt und war beschämt, daß er, der so viele Intriguen erfunden, dieses Geheimniß und diese Charaktere nicht durchschaut habe. Aber Madame, seine Frau, glaubt noch heute dem Briefe der Frau von Castel mehr als mir, und ich lasse sie bei ihrem Glauben.

V.

Warten.

Der alte Birkner erzählt:

Ich kann es nicht leugnen, ich war ein verzogenes Muttersöhnlein; doch war ich dabei, als es hieß: „Franzosen zum Land hinaus!“ Und ein stattlicher Jäger war ich, das läßt sich auch nicht leugnen, obwohl man es heute, beim Anblick meines wirklichen kommerzienräthlichen Bäuchleins auch nicht glauben sollte. Es war an einem Nachmittage nach dem Kaffee, nachdem der französische Oberst, unser Tischgenosse, hinausgegangen war, daß mein Vater zu der Mutter sagte, und zwar mit einer Stimme, die sehr resolut klingen sollte, in der That aber ein wenig zitterte:

„Nun, Alte, unser Eduard wird nun auch fort müssen!“

„Wohin denn?“ fragte meine Mutter und that, als ob sie nicht verstünde, während ihr abgewandtes Gesicht verrieth, daß sie wohl verstand.

„Nun, meine Alte, du verstehst mich wohl,“ sagte er und legte die Hand auf ihre Schulter. „Eduard weiß, was ich meine,“ fügte er hinzu.

Ich nickte mit dem Kopfe; die Mutter sah mich mit einem unaussprechlichen Blicke an, dann zog sie einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Kommode, und indem sie auf eine reiche Ausstattung von Hemden, Taschentüchern, Nachtleibchen und andere Wäsche zeigte, sagte sie: „Ihr seht wohl, daß ich längst daran gedacht habe und daß Alles vorbereitet ist!“

„Gute Mutter," lächelte mein Vater, „deine Fürsorge ist zu reich ausgefallen; bewahre Das alles für seine Heirath; er kann nur so viel mitnehmen, als in einen Tornister geht."

Meine gute Mutter blieb schweigend vor der geöffneten Lade stehen und sah die Wäsche an, ohne ein Wort zu sagen, ohne nur einen Seufzer auszustoßen.

Mein Vater wandte sich zu mir: „Jetzt, Eduard, sei vorsichtig — geh zum Dr. Schrader, der wird dir sagen, was du zu thun hast."

Die alte Margareth, unsere Hausmagd, die mich auf den Knieen geschaukelt, ein treues Hausmöbel, das zur Familie gehörte, und vor der meine Mutter kein Geheimniß hatte, trat in die Stube, und da sie die Lade offen und den ernsten Ausdruck auf unseren Gesichtern sah, lächelte sie einverständlich und murmelte ein: „Endlich, endlich!" zwischen den Zähnen.

„Hast du denn gar kein Herz, Margareth?" fragte meine Mutter vorwurfsvoll.

„Ob ich ein Herz hab', Frau Birkner, das wissen Sie wohl, und ob ich den Eduard lieb hab', das wissen Sie auch; aber was nützt Das alles, die Franzosen müssen fort!" rief Margareth und streckte den Arm so energisch und unabhängig in die Luft, wie sie es in Gegenwart ihrer Herrschaft vielleicht in ihrem Leben nicht gethan.

Am Abend schlich ich mich zu Dr. Schrader, einem Gelehrten, der seit einigen Wochen die Flora unseres Gebirges studirte und vor der Stadt in einem kleinen Häuschen wohnte. Aber die besten Deutschen unserer Stadt wußten, daß er ein Abgesandter des Tugendbundes, daß das kleine Häuschen ein Werbebureau sei. Wir waren westfälisch, und die größte Vorsicht that noth. Dr. Schrader, der von Allem vortrefflich unterrichtet war, sagte mir, ich müsse von allen Freiwilligen der Letzte sein, der die Stadt verlasse, damit der französische Oberst, der in unserm Hause wohnte, auf das Verschwinden der jungen Leute nicht aufmerksam werde. Das that meinem Ehrgefühl sehr wehe, daß

ich von allen Patrioten, die zur Vertheidigung des Vaterlandes auszogen, der Letzte sein sollte. Die wenigen Tage, die ich in meiner Vaterstadt noch verbrachte, wurden mir eine wahre Hölle. Alle meine Altersgenossen waren verschwunden; wenn man mich so allein durch die Gassen schlendern sah, zuckte man die Achseln. So oft ich ausging, um bei einem alten Soldaten einige geheime Exerzierstunden zu nehmen, setzte Margarethe voraus, daß ich endlich abreise und daß ich nur der vielen französischen Soldaten wegen, die sich in unserem Hause herumtrieben, nicht offen Abschied nehme, und sie lächelte mir einen liebevollen Gruß zu. Kam ich aber des Abends wieder zurück, so rief sie ganz laut: „Noch nicht fort?“ und schüttelte den Kopf über mich, wie über einen verlorenen Menschen.

Endlich, endlich kam der Tag, da ich, nach kurzem Abschied, auf preußischen Boden entweichen durfte.

Na, ich will unsern Feldzug nicht erzählen; den kennt ja Jeder, oder es sollte ihn wenigstens Jeder kennen, um was daraus zu lernen für künftige Zeiten, die vielleicht nicht zu fern sind. Auch meine Heldenthaten und Schlachten will ich nicht erwähnen, und wie ich überall mit heiler Haut davon kam. Nur ein eigenthümliches, rührendes Vorkommniß will ich erzählen.

Wir waren schon am Rhein, als meine Schwadron den Befehl bekam, schnurstracks zurückzureiten und in einer gewissen Gegend Westfalens Posto zu fassen. Ich glaube, wir sollten dort eine Kriegskasse erwarten, um sie dann weiter an die französische Gränze zu begleiten. Das verdroß uns ein wenig, weil wir uns auf Paris gefreut hatten — aber die Alliirten zogen ja in Frankreich ein, und das war die Hauptsache, und wir waren im Ganzen lustig und guter Dinge. In Westfalen, mitten in einer großen Ebene, welche die Heerstraße in gerader Linie durchschnitt, wurden wir in einzelne Höfe, die über das Land zerstreut lagen, einquartiert. Mir und noch fünf meiner Kameraden wurde ein kleiner Hof angewiesen, der unmittelbar an der Landstraße lag. Als wir daselbst mit unsern Zetteln in

der Hand vorritten, kam uns ein altes Mütterchen entgegen, das uns überaus freundlich anlächelte und mit Kopfnicken, ohne eigentlich ein Wort zu sprechen, willkommen hieß. Sie wollte uns jeden Einzelnen aus dem Sattel heben und hätte es gewiß gethan, wenn wir nicht rasch abgesessen wären.

„Mutter Schleinitz," sagte ich, „hier ist unser Quartierzettel."

„Das bin ich nicht; die Mutter Schleinitz wohnt im oberen Hofe, dort oben; ich bin die Mutter Lene," sagte die Alte, immer lächelnd.

Wir sahen, daß wir uns geirrt hatten, und wollten wieder aufsitzen, um weiter zu reiten. Aber Mutter Lene flehte: „Das thut ja nichts; bleibt Kinder, bleibt hier; Ihr sollt's gut haben, wahrlich sehr gut! Kaspar," rief sie, und ein Knecht kam aus dem Hofe. — „Kaspar, führ' die Pferde in den Stall. — Kommt, Kinder, bleibt hier!" bat die Alte wieder, nahm Zwei von uns am Arm und zog sie in die Stube; die Andern folgten unwillkürlich. Wir wußten gar nicht, wie uns geschehen war; die Alte bat so innig, daß wir nicht widerstehen konnten. In der Stube öffnete sie eine Kammerthür, und wir sahen Würste, Schinken, Eierkörbe und allerlei andern Mundvorrath schön geordnet aufgehängt und aufgestellt. „Mein Keller," sagte sie, „ist auch gut bestellt. — Ihr sollt es gut bei mir haben, Kinder. — Ihr müßt nicht sparen, und leben, so gut ihr wollt."

Graff aus Hamburg machte hinter dem Rücken der Alten mit der Hand eine Bewegung vor der Stirne, als wollte er andeuten, daß es bei ihr nicht richtig sein müsse. Indessen ließen wir uns die gastliche Aufnahme gern gefallen und blieben bei der Mutter Lene. Kaspar brachte unsere Pferde unter, und die Magd deckte den Tisch mit reinlichem Linnen, während die Alte sehr emsig am Herde beschäftigt war, uns eine Mahlzeit zu bereiten. Aber diese Beschäftigung hielt sie nicht ab, uns, als wir uns an das Putzen unserer Uniformen und Waffen machten, hie und da hülfreiche Hand zu leihen und Manches herbeizubringen,

was unsere Arbeit erleichtern konnte. Wir waren erstaunt. Bei manchem Patrioten waren wir gastlich aufgenommen worden, aber solche Güte und Gastlichkeit, wie bei der alten Bäuerin, hatten wir noch nicht erfahren.

„Ja, das Volk, das Volk!“ rief der Eine, „ich sage es ja immer, das Volk, nur das Volk!“

Und der Andere: „Wie müssen die Unterdrücker und der Herr Hieronymus hier gehaust haben, wenn die Befreier so geliebt werden!“

Bei Tische trug sie selber auf und bediente uns wie eine Magd; dann setzte sie sich zu uns und sah lächelnd zu, wie wir mit jugendlichem Appetit in ihre Speisen einhieben, und munterte uns auf, fortzufahren. Sie saß mir gerade gegenüber, und da bemerkte ich erst, daß ich kein gewöhnliches Gesicht vor mir hatte. Es lag etwas wie ein Schleier darüber, wie ein Schleier, der ein Geheimniß verdeckt.

Wie braun und gehärtet auch die bäuerlichen Züge erschienen, hatte doch das ganze Gesicht etwas unsäglich Mildes; nur zwei kummervolle Falten, die die Stirn von oben nach unten durchschnitten, machten den Eindruck, als wären sie nie glättbar, und doch wieder, als warteten sie fortwährend einer Freude, die mit weicher Hand darüber fahre und sie verwische. Eigenthümlich war es, in wie geringer Verbindung Mund und Augen standen; denn während jener immer lächelte, blickten diese eben so unausgesetzt mit einem unsagbar sehnsüchtigen Ausdrucke und immer, als blickten sie in weite, verschwommene Ferne. Die Gestalt der alten Mutter Lene war kräftig, aber von der Last der Jahre und, wie man sich sagen mußte, von einer anderen unsichtbaren Last etwas zusammengekrümmt. Je länger ich sie ansah, desto freundlicher, fast möchte ich sagen, desto zärtlicher wurde meine Stimme, wenn ich mit ihr sprach, und desto trauriger wurde ich im Innern meines Herzens, und ich konnte bemerken, daß es meinen Kameraden eben so erging. Es war unsern heitern und jugendlichen Gemüthern förmlich eine Last vom Herzen genommen,

als sie, da die Schwarzwälder Uhr drei schlug, plötzlich aufstand und rasch zur Thüre hinaus schritt, um nicht wieder zurück zu kommen.

Nach Tische sahen wir nach unsern Pferden, die wir gut versorgt fanden, und gingen dann, uns im Hause einzurichten. Obwohl uns Mutter Lene die Stube ganz überlassen, wollten wir die gute Gastfreundin doch nicht aller Bequemlichkeit berauben und sahen uns im Hause um, wo wir unser Nachtlager aufschlagen könnten, ohne ihr beschwerlich zu fallen. Ich stieg zu diesem Zwecke die schmale Treppe hinauf, die vom Vorhause auf den Boden führte. Oben angekommen, hatte ich einen sonderbaren Anblick. Vor einer Dachluke auf einem Strohsessel saß Mutter Lene, die seit mehr als einer Stunde verschwunden war, und sah unbeweglich vor sich hin. Ich hielt sie für schlafend, da ich mich aber näherte, sah ich ihre Augen weit geöffnet. Sie starrte unabwendbar der Landstraße entgegen, die wie ein gerader weißer Strich die Ebene durchschnitt und sich in weiter Ferne am östlichen Horizonte verlor. Ich stand neben ihr, ich sah in ihre weit offenen Augen, aber sie bemerkte mich nicht, obwohl ihr ganzes Leben in diesen Augen konzentrirt schien. Ich hätte sie, ohne den ungewöhnlichen Glanz der Augen, für todt gehalten, so aber glaubte ich, sie befinde sich in irgend einem krankhaften Zustande, und fragte sie mit lauter Stimme: „Mutter Lene, fehlt Ihr was? Was macht Sie hier?"

Ein abwehrendes „Sch" war die einzige Antwort; ihre Augen wandten sich dabei von der Straße nicht ab.

Ich legte meine Hand auf ihre Schulter und schüttelte sie leise. Eine ungeduldige Bewegung sagte mir, daß ich ein unberufener Störer war, brachte aber ihren Blick nicht eine halbe Sekunde lang aus seiner Richtung.

Ich wußte nicht, was aus all Dem zu machen, und rief die Kameraden, die auf ein gegebenes Zeichen auf den Fußspitzen herankamen. Da standen wir nun im Halbkreise um die Alte herum, sahen sie an, zuckten die Achseln, schüttelten die Köpfe

und schlichen endlich fort, ohne auch nur von ihr bemerkt zu werden.

Im Hofe trafen wir Kaspar, den Knecht, und fragten ihn, was das zu bedeuten habe.

„Bah," sagte Kaspar, „so sitzt sie jeden Tag; sie erwartet ihren Sohn, ihren Wilhelm."

„Sie hat einen Sohn?" fragten wir.

„Ja, sie hatte einen Sohn. Die Franzosen haben ihr ihn vor drei Jahren fortgenommen, da er noch nicht siebzehn Jahre alt war, und haben ihn nach Rußland geführt. Na, man weiß, was aus den Franzosen und aus den Deutschen in Rußland geworden ist, aber die Alte läßt sich's nicht ausreden, daß ihr Wilhelm noch einmal heim kommt. Sie erwartet ihn jeden Tag und sitzt da oben an der Dachluke, wo sie die Landstraße übersehen kann; denn von da, bildet sie sich ein, müsse er herkommen, weil er auf dem Wege fortgegangen ist. Sie besorgt ihr Hauswesen, arbeitet den ganzen übrigen Tag, damit ihr Wilhelm, wenn er heimkommt, sein väterliches Erbe in guter Ordnung finde, aber wie's drei schlägt, läßt sie Alles stehen und liegen und steigt da hinauf und wartet."

„Also darum liebt sie die Soldaten, weil sie selbst einen Sohn unter den Soldaten hat?"

„Ja, freilich darum. Sie war mit den Franzosen, wie sie hier durchgekommen sind, gerade so gut und freigebig, wie mit euch. Das ist ihr ganz gleichgültig, Deutsche oder Franzosen, wenn's nur Soldaten sind."

„Daß sie uns aber von ihrem Wilhelm noch gar nicht gesprochen hat?"

„Das kommt daher, daß sie sich schämt und fürchtet. Es haben sie schon viele Leute ausgelacht und ihr gesagt: ihr Warten sei überflüssig und ihr Wilhelm werde nie wieder nach Hause kommen, und da haben sie ihr erzählt, was Alles in Rußland vorgegangen, und haben ihr gesagt, es sei verrückt, noch länger zu warten. Der Napoleon freilich, der ist entwischt, und unser

Hieronymus, der hat sich noch früher aus dem Staube gemacht, bevor das Unglück und die große Kälte gekommen sind; aber die armen Soldaten — Nun schämt sie sich, daß man sie für verrückt hält, und fürchtet sich, daß man ihr sagen werde, daß ihr Wilhelm auch umgekommen, und da spricht sie nicht mehr darüber."

Die ganze Geschichte machte uns sehr traurig, und als wir Abends in der Stube um den Tisch saßen und spät nach Sonnenuntergang die Alte murmelnd die Treppe herunterkommen hörten, wurden wir ganz still. So bemerkte sie uns gar nicht, als sie eintrat, und wir hörten deutlich, wie sie, die Hände ineinandergelegt, vor sich hinmurmelte: „Er ist nicht gekommen; nun, er wird wohl morgen kommen; gewiß, er wird morgen kommen."

„Er wird kommen!" rief unser Kamerad Helffrich, der Sohn eines Pastors und Studiosus Theologiä, „glaube, liebe und hoffe, du gute Mutter."

Aber die Alte hatte nur die ersten Worte gehört; mit strahlendem Gesichte wandte sie sich zu uns und rief: „Nicht wahr, er wird kommen? Gewiß, er wird kommen!" Dann setzte sie sich zu uns, stützte beide Arme auf den Tisch, sah uns lächelnd an und sprach mit halber Stimme, vertraulich, als ob sie von Anderen nicht hätte gehört sein wollen: „Seht, Kinder, hier zu Lande glaubt Niemand mehr, daß er wiederkommen werde, die Leute hier verstehen nichts von Kriegssachen; ihr aber, ihr seid Soldaten, ihr versteht's. Und was meint ihr, wie geht es ihm in Rußland?"

„Nun," sagte Graff, „es geht ihm wohl so gut, wie es Einem in Feindes Land gehen kann."

„Feindes Land?" lächelte die Alte, „du bist ein närrischer Mensch; mein Wilhelm ist keines Menschen Feind; das ist ein gutes Kind, mein Wilhelm, und das werden sie ihm überall ansehen. Er ist ja auch nur mitgegangen, weil er hat mitgehen müssen, sonst hätten sie ihn erschossen. Da habe ich selbst gesagt: Wilhelm, gehe lieber mit, du wirst schon wieder gesund und

frisch heimkommen. Gut werden sie auch überall gegen ihn sein. Warum sollten sie nicht? Ich bin ja auch gut gegen die Soldaten. Immer, wenn Soldaten kommen, behandle ich sie, als wären's meine Söhne. Ich muß ja heimzahlen, was man anderwärts für meinen Wilhelm thut, und wenn man anderwärts hört, wie hier zu Lande die Soldaten gut behandelt werden, wie Kinder im eigenen Hause, wird man sie dort zu Lande auch so behandeln. Ist das nicht richtig?"

Wir nickten mit den Köpfen, denn Keiner von uns war im Stande, ein Wort hervorzubringen. Die Alte fuhr fort: „Na, und wann er morgen nicht kommt, so kommt er gewiß, wenn Friede ist. Nach der Schlacht bei Leipzig sagten sie hier, daß nun gewiß Friede wird, aber das war wohl nicht der rechte Friede? Ihr müßt ja das verstehen als Soldaten."

„Nein," sagte Helffrich, „das war nicht der rechte Friede!"

„Das sage ich auch. Mit dem rechten Frieden kommt mein Wilhelm gewiß. Ach Gott!" rief sie und sah uns dabei mit glückseligem Gesichte an, „wie mir das wohl thut, einmal so recht über diese Dinge zu sprechen, so recht verständig und mit Leuten, die sich darauf verstehen."

Sie nickte uns voll Liebe zu und sah Einen nach dem Andern schweigend an, immer lächelnd, ohne zu bemerken, daß uns die Augen voll Wasser standen und daß es uns schwer war, ihren Blick auszuhalten. Nach einer langen Pause erst legte sie das Gesicht in beide Hände und sagte: „Wenn nur erst der rechte Friede käme! — Ja, der Napoleon! Wozu macht man denn alle die Kriege? Der rechte Friede, wenn nur erst der rechte Friede käme! So immer zu warten, das könnte Einen ganz krank machen. Es ist ein rechtes Elend!"

Helffrich stand auf und holte eine kleine Bibel, die er immer mit sich führte, setzte sich der Alten gegenüber und begann mit lauter Stimme aus dem Buche Tobias zu lesen: „Und Tobias sprach zu ihr: Schweige und sei getrost! Unserem Sohne geht es, ob Gott will, wohl, er hat einen getreuen Gesellen mit sich."

„Sie aber wollte sich nicht trösten lassen und lief alle Tage hinaus und sah auf alle Straßen, da er herkommen sollte, ob sie ihn etwa ersähe."

Die Alte erhob ihren Kopf aus den Händen und sagte: „Das ist ein tröstliches Buch, das Buch des Tobias!" — Und ehe Helffrich weiter lesen konnte, sagte sie auswendig: „Hanna aber saß fast täglich am Wege auf einem Berge, daß sie könnte weit um sich sehen. Und als sie an dem Orte nach ihm sahe, ward sie ihres Sohnes gewahr von ferne und kannte ihn von Stund' an —"

Darauf sagte sie mit zitternder Stimme den Lobgesang her, und wir sahen mit Staunen, daß sie das ganze „tröstliche Buch" Tobias auswendig wußte. Sie nahm Helffrich die Bibel aus der Hand, legte sie vor sich nieder, zog das Licht näher, legte die Stirn in beide Hände und begann zu lesen und vergaß uns und die ganze Umgebung. Es wurde spät; sie las noch immer. Wir schlichen uns vom Tische, legten uns, müde vom Ritte, auf unsere Lager und schliefen längst den festen Schlaf der Jugend, als sie noch da saß und im tröstlichen Buche von der Wiederkehr des geliebten Sohnes las.

Am anderen Morgen war sie wieder eine gute Bäuerin, wie viele andere. Sie wirthschaftete in Haus und Hof umher und sorgte dafür, daß uns nichts fehle. Aber Nachmittags war sie wieder verschwunden. Wir stiegen Einer nach dem Andern einen Theil der Treppe hinauf, so daß nur der Kopf über den Boden des Speichers hervorragte, und sahen uns die Mutter Lene an, wie sie ruhig, unbeweglich dasaß und der Straße, die nach Osten führte, entgegensah. Wir schlichen wieder fort, ohne sie zu stören, und unwillkürlich gingen wir während des Nachmittags in den unteren Räumen des Hauses auf den Fußspitzen umher, als wäre ein Kranker im Hause, oder als würde eine heilige Handlung vorgenommen.

In später Dämmerung erschien sie wieder und murmelte: „Er ist nicht gekommen; nun, er wird wohl morgen kommen; gewiß, er wird morgen kommen."

So verging ein Tag um den andern; jeder Tag sah sie um dieselbe Zeit auf ihrem Wartepoſten; jeder Tag brachte uns dieselbe mütterliche Pflege von ihr. Nach und nach bekamen wir vor ihrem heiligen Wahnſinn eine ſolche Scheu, daß wir die Stunden, die ſie vor der Dachluke zubrachte, auf unſeren Pferden im freien Felde verweilten, um während dieſer Zeit dem Hauſe und ihr die ganze ungeſtörte Ruhe zu laſſen. Auch ritten wir immer nach der entgegengeſetzten Seite der Landſtraße, gegen Weſten, da es uns etwas unheimlich geweſen wäre, unter dieſem ſtarren, konzentrirten Blicke der wartenden Mutter hinzureiten oder gar vor dieſem Blick wie ein Hinderniß zu erſcheinen.

So vergingen nahe an zwei Wochen, bis wir Befehl erhielten, uns wieder auf den Weg zu machen, und zwar Frankreich zu. Mutter Lene füllte uns noch alle Taſchen mit Lebensmitteln, und in der innerſten Seele gerührt, nahmen wir Abſchied. — „Schade," ſagte ſie, „daß ihr nach der Seite reitet und nicht nach der anderen; da wäret ihr vielleicht meinem Wilhelm begegnet. Na, wenn ihr aus Frankreich zurückkommt, haltet euch nur hier auf, da werdet ihr ihn ſchon kennen lernen und ſehen, daß es ein ſo ſtattlicher Soldat iſt wie ihr."

Wir verſprachen, auf unſerem Rückwege, wenn nur irgend möglich, gewiß wieder bei ihr einzukehren, und ritten unter ihren Segenswünſchen und von ihrem Lächeln begleitet davon, Frankreich und dem Feinde entgegen.

Wir hielten Wort. Die Schlachten auf franzöſiſchem Boden waren geſchlagen, der Friede war ſeit mehreren Monaten geſchloſſen, und wir ritten als Sieger mit glücklichem und gehobenem Gefühl der Heimat zu. Wir kamen wieder nach Weſtfalen; aber wir ſollten dieß Mal eine andere Straße reiten. Doch nahm man es mit uns Freiwilligen, die wir halb und halb ſchon entlaſſen waren, nicht ſo genau, und man erlaubte uns, einen Umweg zu machen, der uns geſtattete, die alte Mutter

Lene wieder zu sehen. Wir hatten uns vorgenommen, mit einem der damaligen Sieges- und Freiheitslieder in den Hof einzureiten; aber wir hatten die Zeit schlecht bemessen, und es war schon ziemlich spät am Nachmittage, also um die Zeit ihres Wartens, als wir daselbst ankamen. So ließen wir das Singen sein, stiegen hundert Schritte vom Hause ab und führten die Pferde sachte und am Zügel in den Hof.

Im Stalle sahen wir den Knecht Kaspar, der uns froh willkommen hieß. „Was macht die Alte?" fragten wir beinahe einstimmig.

„Schlecht, schlecht!" antwortete er kopfschüttelnd. „Seit man hier im Lande überall große Feuer angezündet und den Frieden verkündigt hat, geht's schlecht. Sie ging von Hof zu Hof und fragte, ob das der rechte Frieden sei, und seitdem hat sie Alles liegen lassen und sitzt nun den ganzen Tag vor ihrer Dachluke und wartet; denn jetzt, meint sie, müsse ihr Wilhelm kommen. Und da er nach dem rechten Frieden doch nicht kommt, scheint ihr das etwas quer, und nun, glaub' ich, macht sie's nicht mehr lange. So eine Hoffnung in so einem alten Haus ist wie ein Stützbalken; nimm den Balken weg, das alte Haus stürzt zusammen. Ich glaube, daß ihr Balken angefault ist."

Wir wollten doch wenigstens die Alte sehen und stiegen, wie ehemals, die halbe Treppe hinauf. Da saß sie richtig auf ihrem Posten. Aber es fiel uns auf, daß sie nicht mehr, wie sonst, gerade vor sich hinstarrte, der Landstraße entgegen, und daß ihr Kopf auf die Brust herabgefallen war, wie bei einer Person, die sich nicht aufrecht halten kann. Besorgt schlichen wir näher. Da sahen wir, daß sie die Augen geschlossen hatte. Bei unserem Herantreten öffnete sie dieselben, und da sie uns erkannte, lächelte sie freundlich, wie ehemals, aber bei Weitem schmerzlicher. Es fiel uns auf, wie arg in dieser kurzen Zeit ihr Gesicht verfallen war, und daß sie sich uns zuwandte, während es damals nicht möglich war, ihre Augen von der Landstraße abzulenken.

„Seid ihr da, Kinder," sagte sie mit schwacher Stimme.

„Ihr kommt von der anderen Seite, von dieser Seite kommt Niemand. Und ist doch der rechte Friede geschlossen? Oder ist's noch nicht der rechte Friede? Wo ist Der, der mir aus dem tröstlichen Buche Tobias vorgelesen und der mir vom rechten Frieden gesprochen?" Sie suchte Helffrich mit den Augen — da rief sie: „Aber Einer fehlt! Wo ist denn der Lange, Schwarze?"

In der That fehlte Graff in unserer Mitte; in Lothringen hatte ihn eine Kugel aus dem Hinterhalte hingestreckt.

Wir antworteten nicht.

„Ich weiß," sagte die Alte, „ich weiß. Dessen Mutter wird auch lange warten." So sprechend, wandte sich ihr Gesicht wieder der Luke und der Landstraße zu. „Ich werde nicht länger warten," sagte sie weiter und lächelte. „Seht ihr dort — er kommt!"

So sprechend, stand sie auf und streckte den Arm der Straße entgegen. In demselben Augenblicke aber stürzte sie in den Stuhl zurück, und die Augen weit geöffnet, noch immer wartend und auslugend, saß sie da und — war todt.

Wir blieben einen Tag länger, als unser Urlaub gestattete, um der guten Mutter Lene die letzte Ehre zu erweisen. Hoch zu Roß folgten wir ihrem Sarge. Helffrich hatte sich vom Pastor die Erlaubniß ausgebeten, an seiner Statt ihr die Grabrede zu halten. Aber er war noch nicht genug Pastor, und brachte vor Rührung kein Wort hervor.

Novellen.

Die Glocke.

Jetzt läutet's, es ist Mittagszeit;
Einst scholl's so hold in dieser Stunde,
Der Glocke Ton, er war der Neid
Von tausend Dörfern in der Runde.

Ach, das ist nicht der alte Klang,
Der mild und hell das Herz erfreute,
Auch sie ward älter und zersprang —
Sie läutet sich ihr Grabgeläute.

In der Heimat (vgl. I. Bd.: Zeitlosen).

Nachfolgende Briefe fand ich, während eines kurzen Aufenthaltes in Deutschland, unter dem Speicher eines Frankfurter alten Hauses, als ich meine daselbst im Jahre 1849 zurückgelassenen Papiere zusammensuchte, um sie in die Fremde fortzunehmen. — Die Briefe bildeten ein kleines Paket mit der Ueberschrift: Max. — Als sie mir in die Hände fielen, tauchte eine ganze alte, vergessene Geschichte in mir auf, und es war mir, als hörte ich eine melancholische Dorfglocke läuten. Ich las sie durch und fand, daß sie zusammenhängend eine ganz sonderbare, etwas räthselhafte Geschichte erzählten, und ich kopirte sie und ließ Manches weg und gebe sie jetzt dem Leser, als ob es eine Novelle von mir wäre. Das ist das Recht des Novellisten. Nach vollendeter Lektüre wird es vielleicht den Leser interessiren, wenn ich ihm sage, daß diese Briefe von einem Jünglinge geschrieben sind, der jetzt als einer der größten Unternehmer, als einer der besten Köpfe der hohen Industrie Oesterreichs berühmt ist.

Den 3. April 184 . .

Mein Freund! Wenn wir es dereinst mit unseren Liebesschwüren nicht ernster nehmen, als mit unseren Freundschaftseiden, dann bedaure ich unsre zukünftigen Geliebten und fürchte ich für uns große Strafgerichte. Aber ich hoffe, daß Jupiter die Studentenschwüre ebenso wenig beachte, wie Liebesbetheuerungen. — Bald schreiben! riefst du mir noch in den Wagen nach, und ich legte die Hand aufs Herz, als ob ich sagen wollte, daß ich das als die heiligste Pflicht anerkenne, und siehe da, nun sind Monate vergangen, du hast meine Schrift, ich hab deine nicht gesehen. Ich weiß, was du zu sagen hast: du warst mit deinem Examen beschäftigt. Wisse du, daß ich indessen auch manche schwere Prüfung bestanden. Ich will es dir in wenigen Worten sagen. Mein Bruder ist todt. Als ich das Schreiben erhielt, in welchem mein Vater mich von der Universität abberief, war der gute Bruder schon seit mehreren Wochen begraben. Die Mutter wollte nicht, daß man mich früher von dem Unglücksfalle in Kenntniß setze, auch nicht, daß ich früher nach Hause komme, da sie mir die Theilnahme an der traurigen Stimmung im Hause ersparen wollte. Die Rückberufung sollte, wie du dich erinnerst, nur auf einige Monate gemeint sein, aber kaum in meinem Dorfe angekommen, sah ich wohl ein, daß ich der Wissenschaft, oder vielmehr der Universität und euch, ihr lieben Freunde, für immer Lebewohl gesagt habe. Die juristische Carrière, zu der mich mein Vater bestimmt hatte, war zu Ende, ich sollte nun meinen geschiedenen Bruder ersetzen, meinem Vater in seinem Geschäfte und in der Verwaltung der Eisenhämmer beistehen und eine Schule bei ihm durchmachen, die mich befähige, Geschäft und Gut dermaleinst als einziger Erbe zu übernehmen. Auch soll ich die Leere, die im Hause entstanden, ausfüllen und durch meine Gegenwart die gute, tiefbetrübte Mutter trösten. Das ist Alles nur verständig und billig, und meine gebieterische Pflicht ist es, mich dem Schicksal und den Anordnungen des Vaters willig und mit gutem Herzen zu fügen. — Mein Bruder, von dem mich ein großer

Altersunterschied trennte, war mir immer ein Fremdling geblieben. Als er vor mehreren Jahren von der polytechnischen Schule heimkehrte, verließ ich das Haus, um die Universität zu beziehen. So sah ich ihn nur in meinen Knabenjahren, wenn er in seinen Jünglingsjahren auf Ferien nach Hause kam. Sein Tod betrübte mich tief, tiefer aber der Schmerz, den er der guten Mutter verursachte. Sie ist aber, bei allem weichen Gefühl, ein starker Charakter, der das Unvermeidliche zu tragen versteht. Der äußerliche Umstand, daß sie immer nur einen Sohn in ihrer Nähe gehabt, trägt gewiß auch dazu bei, sie seit meiner Heimkunft die entstandene Lücke weniger schmerzlich fühlen zu lassen. So ist denn nach dem großen und plötzlich hereinbrechenden Unglück nach fünf Monaten Alles wieder so ziemlich ins Gleiche gekommen, und es ist zu hoffen, daß die Wunden im Vernarben sind. Meinen Vater beschäftigte es auf wohlthuende Weise, mich in die Geheimnisse seines Geschäftes und der Gutsverwaltung einzuweihen, Geheimnisse, die leicht zu durchschauen sind, der gute alte Mann aber für viel bedeutungsvoller hält. Geschäft und Verwaltung sind so gut geordnet, daß Alles wie am Schnürchen von selber geht und ich — nichts, sage gar nichts zu thun habe — und dieser höchst unangenehmen Muße — gestehe ich's nur offen und unverschämt, — verdankst du diesen ersten Brief. — Hast du, lieber Georg, seit unserer Trennung nur irgend welchen erfreulichen Fortschritt in der unerfreulichen Kenntniß des menschlichen Herzens gemacht, so hast du auch schon errathen, daß ich dich um irgend etwas bitten will. — Ich bitte dich um Bücher, ja, ja, um Bücher, um recht viele Bücher, und zwar nicht um Romane oder dergleichen, sondern um ächte, wissenschaftliche Bücher. Seit ich die Wissenschaft verlassen, ist sie mir theuer geworden — nicht eben die Juristerei, die ein caput mortuum ist, wenn sie nicht von einem Professionisten getragen wird, aber die Wissenschaft überhaupt. Ich will die Sprachen, die Geschichte, die Literaturen der Völker studiren — denn ich lebe in der beständigen Angst, zu verbauern, und ich langweile

mich. — Im Hause ist es noch immer etwas düster, und von einem Umgange außer dem Hause ist nicht die Rede. Dorf und Thal liegen mitten im Walde und sind nur von stumpfsinnig gewordenen Bauern und von rohen Eisenschmieden bewohnt. Umsonst habe ich diese ganze Zeit nach der Poesie des Dorflebens gesucht; umsonst bin ich von Haus zu Haus gegangen und habe ich nach Bauerngenies à la Hofschulze und Buchmeier geforscht. Ich glaube nicht an diese Poesie. Unser Bauer ist in Armuth und Arbeit stumpf geworden; was ihm an Geist übrig geblieben, hat sich in List verwandelt. Er ist viel unmoralischer, als der verschrieene Städter. Nur an Sonn- und Feiertägen sehe ich Leute, die wie zivilisirte Menschen aussehen — aber auch nur aussehen. Es sind das die kleinen Beamten mit ihren Frauen und Töchtern aus der benachbarten kleinen Stadt, die uns, als den Reichen der Gegend, den Hof machen. In ihrer Gesellschaft sehne ich mich nach den Bauern, die ich soeben verleumdet habe. — Weißt du, was mir an diesen Leuten vor Allem fehlt? — Die Anmuth! — Die Anmuth, die, wie uns die Poesie einreden will, sich vorzugsweise auf dem Lande finden soll, denn sie sei die Schwester oder erstgeborene Tochter, oder Gott weiß, welche nächste Verwandte, der Naivetät. Die Beamtentöchter und Frauen sind in ihrem Benehmen geziert, oder steif und immer lächerlich; in ihrem Gemüth kleinlich, boshaft, neidisch, klatschsüchtig. Die Bäuerinnen sind plump, roh an Körper, Geist und Gemüth, wenn von Geist und Gemüth überhaupt die Rede sein kann. Weiß der Himmel, wie ich jene Episode, die jedem Menschen meines Alters aufgespart ist, ich meine die Liebe, hier in diesem verödeten Erdwinkel durchmachen werde! O mein Freund! wie sehr steigen alle die Putzmacherinnen, mit denen wir so lustige Donnerstage beim Tanzmeister zugebracht haben, in meiner Achtung! Agnes, Hedwig, Adele, Tine, Olympia, wo seid ihr? Selbst die dicke Rosalie oder das ellenlange Julchen erscheint mir in der Erinnerung wie der Charitinnen eine. — Mir bleibt nur die eine Hoffnung, daß ich unglückseliger Städter selber verbauere; aber du begreifst,

daß man sich gegen eine solche Metamorphose so lange als möglich sträubt. Dieses Sträuben soll mir durch die Bücher erleichtert werden. Ich habe bemerkt, daß Menschen, die sich mit Abstraktem beschäftigen, lesen, allerlei Studien treiben, selbst auf dem Lande und in der ungebildetsten Umgebung etwas städtisch Feines bewahren; ihre Haut wird nicht elephantenhaft, ihre Hände bleiben schön, und ihre Bewegungen, wenn auch unbeholfen, werden doch nicht bauernhaft und zu derb. Also, mein Freund, Bücher! Bücher! und zum dritten Male Bücher. Wie der lechzende Hirsch nach Wasserquellen, schreie ich nach Büchern. Erlöse mich aus dieser Langeweile, bewahre mich vor Verbauerung, daß ich würdig bleibe, zu sein dein Freund Max.

Den 25. April.

Du bist ein guter Freund! Ich hungerte und schrie auf zu dir, und du reichtest mir schnell, was mir damals das Brod des Lebens schien. Wie wirst du dich verwundern, daß ich alle deine Historiker und Dichter, die du mit so viel Geschmack und Kritik für mich ausgewählt, kaum eines Blickes gewürdigt — und daß ich heute bereit bin, Alles zu leugnen, was ich vor kaum vier Wochen als unumstößlich wahr gedacht und gefühlt habe. Daß man auf dem Lande nur Rohheit und Plumpheit finde, daß man verbauern müsse, daß man die Bücher nicht entbehren könne, daß die Langeweile die nothwendige Genossin eines Beatus ille procul negotiis sei — alles Das ist heute nicht mehr wahr. Ich bin bereit, die entgegengesetzte Thesis mit aller in mir zu Grunde gegangenen Advokatenberedtsamkeit und mit aller Poesie deiner mir übersandten Dichter zu vertheidigen. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, habe ich doch schon erkannt, daß man keine Wahrheit als die absolute hinstellen und daß man nicht auf vierzehn Tage voraus sein Leben bestimmen könne. Eine einzige kleine, unbedeutende Entdeckung oder Bekanntschaft hat mich plötzlich aus jener Lebensleere und Einförmigkeit herausgerissen, die dich aus

meinem letzten Briefe mit weit aufgerissenen Kiefern angähnte. — Ich war auf der Vogeljagd — um sich zu zerstreuen, wird der gelangweilte Mensch auf dem Throne wie in der Hütte ein Verfolger — und streifte hinter dem Dorfe auf den Feldern umher. Da läutete die Mittagsglocke, die in unsern patriarchalischen Verhältnissen zugleich, wie Byron sagt, the tocsin of the soul ist — das heißt, zum Mittagstische einladet. Ich eilte von den Feldern, die im vollen Frühlingssonnenscheine dampften, zurück und kam eben dort an, „wo die letzten Häuser stehen!" — Plötzlich höre ich eine überaus liebliche Stimme, die irgend Etwas mit zärtlichsten, verführerischsten Liebkosungen lockte. „Jakob! Jakob! komm doch zurück! komm zurück, du guter Kerl! Kobi! Kobi! Koberl! komm zurück, du böser Kerl! Schau Kobi, Semmel! Semmel mit Butter!" Nun heiße ich zwar nicht Jakob, aber ich folgte doch der Stimme und sah ein allerliebstes blondes Mädchenköpfchen, das aus einer Gartenhecke aufs Feld und auf einen Baum sah. Ich folgte ihren Blicken und erkannte, daß ihr Locken einem Raben galt, der kein anderer war, als besagter Jakob, Kobi, auch Koberl genannt. Es war, wie ich auch aus den Blicken Kobi's und aus seinem Gekrächze, das sich dem Mädchen wie antwortend zuwandte, ersah, ein zahmer Rabe, der seiner Herrin entflohen war. — Soll ich schießen? fragte ich, indem ich mich dem Mädchen näherte. — Um Gotteswillen nicht! schrie das Mädchen und sah bestürzt zu mir auf. Er wird schon wiederkommen, wenn er Hunger hat. — Nachdem sie so gesprochen, erröthete sie und machte Miene, ihr liebes Köpfchen wieder durch und hinter die Hecke zurückzuziehen. Ich fühlte das Bedürfniß, sie zurückzuhalten, was mir auch gelang, indem ich mich instinktmäßig mit dem Raben zu beschäftigen anfing. Es interessirte sie, meine Bemühungen, des Raben habhaft zu werden, zu beobachten, und sie blieb und lachte manchmal über das zankende Gekrächze, das mir das possirliche Thier vom Baume herunter schickte, als ich ihn von demselben in den Garten zurückzujagen strebte. Am Liebsten hätte ich ihn gefangen. Ich würde den Vogel

dann, wie der Jäger im Nachtlager von Granada, seiner Besitzerin zurückgebracht haben; wir hätten ein Duett gesungen, und Alles wäre gut gegangen. In der That war ich geneigt, dem schönen Geschöpfe die zärtlichsten Arien zu singen; da das aber nicht anging, blieb ich am Baume, schüttelte ihn, drohte dem Raben mit dem Kolben meiner Büchse, und da er sich trotz all Dem nicht rührte, kroch ich endlich am Stamm hinan, in die Zweige. Während dieser ganzen Zeit wurden zwischen mir und dem Mädchen allerlei Reden, Rathschläge, Protestationen, Danksagungen, Ausrufungen gewechselt. Endlich saß ich rittlings auf einem Aste, dem Raben grade gegenüber und streckte die Hand aus, ihn zu fangen, und hoffte schon auf Verwirklichung jener Opernpoesie, als der Rabe sich vor meiner Nase erhob und graden Weges seiner Herrin entgegen und ihr auf den Kopf flog. Sie lachte, streckte eine nette kleine, etwas rothe Hand aus der Hecke hervor, faßte den Raben, rief mir ein freundliches: Danke! zu und verschwand hinter der Hecke. Von der Höhe meines Baumes sah ich eine reizende Gestalt, rasch und anmuthig wie ein Reh, durch den Garten, über den Hof dem Hause zulaufen und darin verschwinden. In demselben Augenblicke trat ein Mann mit langem weißem Schnurrbart in den Hof und in das Haus. Ich beneidete den alten Wachtmeister — denn dieser, der Glöckner des Dorfes, war es — und saß wie ein Narr auf dem Baume und wußte nicht, mit wem ich es zu thun hatte, und es schien mir, als stünde ich am Anfange neuer und unbekannter Dinge. Die Glocke hatte längst zu läuten aufgehört: die Eltern erwarteten mich zu Hause, und ungern stieg ich wieder auf platten Boden hinab. Meine Mutter war erfreut, mich bei Tische so munter zu sehen, während ich nur etwas aufgeregt war, und fragte mich, ob ich eine gute Jagd gehabt. Ich glaube es, dachte ich bei mir, denn es war mir, als wäre ich nicht mehr so einsam in dem Dorfe.

Was mich vor Allem beschäftigte, war vorerst die Neugierde. Ich kenne jedes Kind im Dorfe, aber ich kannte jenes Mädchen

nicht. Sie war gewiß eine Fremde. Ihr Gesicht, die Art ihres Ausdruckes, ihr ganzes Benehmen, ihr Wuchs, Gang, Blick, selbst ihre Aussprache, Alles so ganz anders, als wie man es in hiesiger Gegend findet — Alles an ihr so fein, zart gebildet. Den Mann, bei dem sie wohnte, den Wachtmeister, kannte ich wohl. Er ist ein Sohn dieses Dorfes und zog sich nach beinahe dreißigjähriger Dienstzeit als ausgedienter Soldat mit einer kleinen Pension hierher zurück, bekleidet nun, wie es sein herkömmliches Recht, als eines ausgedienten Soldaten, ist, alle kleinen Gemeindeämter, die so wenig als möglich einbringen; er ist Glöckner, er ruft die verlorenen Sachen aus, er klebt die Verordnungen des Magistrats der nächsten Stadt, unter deren Verwaltung und Jurisdiktion wir gehören, an das Brett vor der Kirche. Sonst sieht und hört man ihn nicht. Er sitzt den ganzen Tag zu Hause, bearbeitet seinen Garten und liest Bücher, alte Geschichten des Landes und Allerlei. Man spricht nicht von ihm, aber man respektirt ihn, und die stolzesten Bauern ziehen den Hut vor ihm, dem sie doch Jeder eine Viertel Metze Weizen und zu Weihnachten einen Kuchen ins Haus schicken müssen. Jeder Andere würde unter diesen Umständen von ihnen mit aristokratischem Stolze betrachtet und de haut en bas behandelt werden. Es muß also etwas Rechtes, so was wie ehrenhafter Stolz, oder männlicher Kern in ihm stecken. Aber was kümmerte mich der Alte! mich interessirte es, zu wissen, wer das holde Mädchen war, das in seiner rauhen Nähe blühte, wie das Blümchen Augentrost neben einer knorrigen Eiche. Doch wollte ich nicht fragen und beschloß in der Nacht, mich an die beste Quelle, an sie selbst zu wenden. Aber wie Das anfangen? Offenbar kam auch sie aus ihrem Bezirke nicht heraus, sonst hätte ich sie in dem Dorfe schon sehen müssen, und so ins Haus zu fallen, das ging mir, dem reichen Sohne reicher Familie, überall an, nur nicht bei dem alten Wachtmeister, der auf dehors sieht und sich stolz vor aller Welt verschließt. Aber er ist ja Glöckner, er muß jeden Tag dreimal in das alte Schloß; dort in der Mitte des Schloßgartens

steht die kleine Kirche mit der Glocke; er muß, um dahin zu gelangen, durch das ganze Dorf, das Läuten dauert über eine Viertelstunde — ich habe also im Ganzen nur über eine halbe Stunde Zeit, die Gelegenheit aufzusuchen, um an das Mädchen zu gelangen. Morgen Mittag, um dieselbe Stunde, da ich heute die Bekanntschaft gemacht, sollte sie fortgesetzt werden.

Wie beschlossen, so ausgeführt. Gegen Mittag saß ich, wie König Artus oder Marke lauschend, in demselben Baume, in dem ich gestern gesessen hatte, und blickte in den Garten und in den Hof des alten Haller, unsers Glöckners. Im Garten arbeitete das Mädchen, und zwar war sie nicht poetisch mit Blumen, sondern offenbar höchst wirthschaftlich mit einem zukünftigen Kohl- oder Mohrrübenbeete beschäftigt. Ihr blaues Kleidchen hatte sie vorn aufgeschürzt und die Aermel bis über den Ellenbogen zurückgeschoben. Ich sah ein kleines Füßchen, einen sanftgerundeten weißen Arm, ein gar liebes Händchen, in das der Spaten ebenso wenig paßte, wie die ganze Arbeit zu dem feinen, sinnigen Profil. Von Zeit zu Zeit erhob sie sich, richtete sich auf, wischte den Schweiß von der Stirn und sah zum Himmel auf, der schon maienhaft blau wie ihre Augen niederlächelte, voll einer schönen Zukunft. — Ich versichere dich, lieber Freund, ich fing an, mich über diese Hecke hinüber zu sehnen, als wüchse in diesem Gärtchen mein Glück — und als der Alte das Haus verließ und dahinter verschwand, um läuten zu gehen, war ich mit zwei vorsichtigen Sprüngen an der Hecke. Hände und Herz zitterten mir ein wenig, als ich das Gebüsch auseinanderbog, um an derselben Stelle, wo sie gestern ihren Kopf herausgesteckt, heute den meinigen hineinzustecken. Sie hörte die Bewegung, sah darnach, und meine Augen trafen sofort mit den ihrigen zusammen. „Guten Morgen!" rief ich in einiger Verlegenheit. Meine Position mag ihr etwas komisch vorgekommen sein, denn sie lachte auf, faßte sich aber doch schnell, ließ das Kleidchen fallen, streifte die Aermel ab und fuhr sich in jenem bekannten Eitelkeitsinstinkt der Mädchen mit beiden Händen ordnend über die Scheitel, während sie den

Spaten im Boden stecken ließ. — „Kann ich heute mit nichts helfen?“ fragte ich. „Danke, mit gar nichts!“ erwiederte sie. „Vielleicht doch, bei der Arbeit, sagte ich und drang mit einem Rucke durch die Hecke und stand neben ihr.

Lieber Freund, erinnerst du dich, daß ihr mich schon vor Jahren unverschämt genannt habt, von wegen der Sicherheit, mit der ich mich in Damengesellschaft, auf Bällen und bei Thee bewegte? Dieser euer unverschämter Freund stand wie ein dummer Junge vor dem Mädchen vom Lande da, und warum? Weil dieses Mädchen bei meiner jetzigen Unverschämtheit ein wenig die Stirn runzelte und unzufrieden vor sich hin sah. Ich brachte kein Wort hervor, obwohl ich das größte Bedürfniß fühlte, mich zu entschuldigen, und so standen wir Beide da, mit niedergeschlagenen Augen und ich mit klopfendem Herzen; ich hatte nicht einmal den Muth des Davonlaufens. — Da ertönte die Glocke. Wie ein Alp fiel es von mir; wir athmeten Beide auf; sie lächelte, ich streckte unwillkürlich die Hand nach der ihrigen aus; sie wollte es nicht sehen, und so fragte ich, ohne zu wissen, was ich fragte, und mit sehr unterthäniger Stimme: „Wie heißen Sie?“ — Sie sah mich einen Augenblick an und sagte: „Marie.“ — Dann wieder Stille; die Glocke läutete und läutete. — Der Spaten, der halb aufgerichtet gestanden hatte, fiel um; ich hob ihn auf und gab ihn ihr. Maria nahm ihn, dankte mit einer Kopfbewegung und wandte sich gegen das Haus. Ich ging einige Schritte mit ihr, da blieb sie stehen, und ich sagte: „Man sieht Sie ja niemals im Dorfe, Fräulein Marie?“

„Ich bin ganz fremd hier,“ sagte sie.

„Ich auch!“ versetzte ich.

Marie sah mich erstaunt an: „Wie, sind Sie nicht Herr Max K., der Sohn des Fabrikanten und Gutsbesitzers?“

„Ja, aber ich bin hier fremd geworden und ganz einsam.“

Sie sah mich mit einem Blicke voll Verständniß an und ging wieder einige Schritte bis an den Eingang des Gartens. Ich blieb stehen, als ob ich ihr etwas zu sagen hätte, und ich sagte

nichts. Da hörte die Glocke auf, zu läuten; wir fuhren Beide zusammen; die Zeit war so schrecklich schnell vergangen. „Leben Sie wohl!" sagte ich und hätte gern: „Auf Wiedersehen!" hinzugefügt, aber ich hatte nicht den Muth und lief mit großen Schritten aus dem Hofe nach Hause.

Ich war sehr unzufrieden mit mir und meinem Benehmen, aber im Grunde doch sehr glücklich. Bei der Erinnerung an jenen Tag kocht und brodelt Alles in mir, und meine Hände zittern. Ich kann nicht weiter schreiben und lasse den Brief abgehen, obwohl noch viel zu erzählen ist, denn auf diesen Tag folgt ein zweiter und ein dritter. Morgen erzähle ich weiter. Glaubst du nun eine Entdeckung gemacht zu haben, indem du ausrufst: Er ist verliebt, so mache ich dir die Priorität streitig, denn diese Entdeckung habe ich längst gemacht; ja, ich habe noch mehr entdeckt: ich bin nicht verliebt, sondern ich liebe.

Den 29. April.

Am folgenden Tage, da die Mittagsglocke läutete, war Marie nicht im Garten; so ging ich geraden Weges bis an die Thür des Häuschens. Da stand sie am Herde und bereitete ihr und des Oheims Mittagsessen. Und wieder am folgenden Tage stand ich neben ihr am Herde. Ich will es dir nicht erst beschreiben, wie ich den ungeheuren Raum zwischen Thür und Herd durchmessen und besiegt habe, wie ich die Zeit von einer Mittagsglocke zur andern verbracht, wie ich keine der vorbereiteten Reden, die ich jeden Tag mitgebracht, gehalten habe, wie es mich schmerzlich durchzuckt, wenn der letzte Glockenton verhallt und ich fort muß; ich will dir nur sagen, was ich von Marie über sie selbst erfahren und welche Umstände mir die Annäherung erleichterten.

Marie ist die Nichte des Glöckners, die Tochter seiner Schwester, die er an einen Kameraden verheirathet hatte. Dieser, damals Wachtmeister, war glücklicher als er und brachte es zum Offizier und wurde später Postmeister in einem kleinen Städtchen.

Postmeister, das ist ein Mann, der an seiner Thür einen Briefkasten hängen hat, den er jeden Tag oder auch nur zwei, drei Mal die Woche leert und dessen Inhalt er an die nächste wirkliche Poststation sendet, und ferner ein Mann, der die drei oder vier Briefe, die er bei dieser Gelegenheit von der Station zurückerhält, im Städtchen austheilen läßt. Die Funktionen sind, wie du siehst, nicht sehr bedeutend, aber der Mann, der sie ausübt, ist trotzdem kaiserlicher Beamte, wird mit Recht oder Unrecht von der Bevölkerung Herr Postmeister genannt und gehört zu den Honoratioren der Gegend, oder, wie man sich bei uns auszudrücken pflegt, zu den Herrschaften, und wenn er eine Tochter hat, so ist diese Tochter ein Fräulein. Als ein solches Fräulein ist Marie aufgewachsen; sie gehört zur vornehmen und gebildeten Gesellschaft ihrer Gegend, ist von Natur an Leib und Seele zart gestaltet, und da sie alle ihr zugänglichen Bildungsmittel mit empfänglichem Sinne und weiblichem Takte benutzt hat, ist sie in der That ein Mädchen geworden, das sich mit unsern liebenswürdigsten Städterinnen in Allem, was Anmuth, Zartheit des Benehmens betrifft, messen könnte, nicht zu gedenken der Einnigkeit ihres Wesens, das sie vor den gebildetsten Städterinnen voraus hat. Ein solches Wesen muß sich hier sehr einsam fühlen, und sie war gezwungen, sich hierher zu verbannen, da ihr beide Eltern starben und der Glöckner ihr einziger Verwandter auf Erden ist. — Merkst du's, daß wir zwei Einsamen einander nothwendig sind? Fühlst du, was mir den Weg von der Thür zum Herde erleichtert hat? Ich bitte dich herzlichst, mache dir das klar, stelle dir das ganze Unglück der Verlassenheit in den wahrsten Farben vor, erkenne, wie nothwendig es einem liebevollen, zarten, gemüthsreichen Geschöpfe ist, sich anzuschließen, mitzutheilen, geliebt zu werden, vielleicht auch zu lieben, auf daß du nicht den leisesten Gedanken in dir aufkommen lässest, wenn ich dir sage, daß Marie und ich, daß wir heute gute, intime Freunde sind, deren höchstes Glück sich in der kurzen Stunde des Glockenläutens konzentrirt. Mache dir auch klar, wie groß das Bedürfniß des

Anschließens in mir gewesen und wie zudringlich, vielleicht überredend mich dieses Bedürfniß gemacht hat. So ein gutes Geschöpf ist ja waffenlos gegen solche wohlwollende und gut gemeinte Zudringlichkeit. Außerdem bringe ich ihr Bücher, erzähle ihr von der Welt, beantworte ihre wißbegierigen Fragen und bin gewiß eine Quelle der Zerstreuung und der geistigen Beschäftigung für sie. Wäre die Tugend, die ein solches Zusammenleben verbieten wollte, nicht sehr grausam? Und doch müssen wir es verbergen und auf die kurze Zeit des Mittagsläutens beschränken. Freilich wird auch des Morgens geläutet und des Abends wieder. Aber des Morgens darf ich zu Marie nicht kommen, wegen der zu frühen Stunde, und des Abends nicht wegen der Dämmerung. Ist unser Glück ein Geheimniß, so sieht es doch der helle Tag; es soll sich nicht wie ein Verbrechen in die Schleier der Dämmerung verstecken. So ist das Gefühl Marie's, und ich will auf nichts bestehen, was ihrem überaus sensitiven Seelenleben widerstrebt.

Nun weißt du ungefähr Alles. Lebe wohl! — Ich bitte dich, verurtheile ein Mädchen nicht, weil es Rendezvous hat.

Dein Max.

Den 25. Mai.

Das Glück der Liebe ist schweigsam wie der Tod. Vielleicht sind Beide so, weil sie viel zu viel zu sagen hätten. Ich bin glücklich; ich bin würdig des wunderschönen Monats Mai. Eine kleine Veränderung irgend eines kleinen Umstandes, welche große Veränderung kann sie in unserm Gemüthe hervorbringen. Ein Schritt über die Stubenschwelle hat mich um tausend Schritte in meinem Glücke weiter gebracht. Jetzt sitze ich mit Marie die kleine halbe Stunde lang in der Stube, und ich kann es dir nicht ausdrücken, welch unendliches Behagen ich empfinde, wie wonnevoll ich mich fühle, wenn ich so in der kleinen Stube dasitze oder, den Arm um ihren Hals gelegt, in dem dämmerigen

Raum umherwandle und mich mit allen Gegenständen vertraut mache, die sie jeden Tag und jede Stunde ansehen. Es ist so nett, so lieblich in der Stube. „Nicht jedes Mädchen hält so rein."

Die Möbel unterscheiden sich nur wenig von den gewöhnlichen Möbeln in unseren Dorfhäusern: ein massiver, etwas ausgeschweifter brauner Tisch mit einer kleinen, sehr ursprünglichen Malerei in der Mitte: dahinter eine rothe Bank mit rother Lehne; daneben ein harter, ungepolsterter Lehnstuhl; einige gewöhnliche Stühle; ein schwarzer Kachelofen, der in eine Art Thurmspitze im Jesuitenstyle endet und die Decke berührt; das Bett des Oheims, so einfach wie ein Feldbett, aber von blauen, schöngefältelten Vorhängen umschattet. An den Wänden in schwarzen Holzrahmen einige Schlachtbilder in Holzschnitt, welche eigentlich nur Illustrationen zu den ringsumher in gothischer Schrift gedruckten Kriegsliedern und Balladen sind. Da ist der Prinz Eugen, der edle Ritter, mit der Belagerung von Belgrad, da ist der General Laudon und sein Ueberfall der Preußen bei Olmütz, da die Schlacht bei Leipzig mit Napoleon auf der einen und den alliirten Potentaten auf der andern Seite. Auch einige Heiligenbilder sind da mit einem kleinen Weihkesselchen und einigen frischen Zweigen von Ostern. Du weißt, ich liebe die Attribute der Frömmigkeit nicht; aber hier gefällt mir das Weihkesselchen eben so sehr, wie die Resedatöpfe vor den Fenstern, welche klein und niedrig nur ein dämmerisches Licht hereinlassen. Wir sind in der Wohnstube; die Schlafstube Mariens ist unter dem Dache. — Da sitze ich nun, und die Glocke läutet, und ich bin sehr glücklich. Das ist mein Schmerz, daß ich nicht länger bleiben kann, als die Glocke läutet, ja, nicht einmal so lange; denn sobald die kleinere Glocke das kurze Geläute beginnt, das man hier das Ave Maria nennt, fängt Maria an, Abschied zu nehmen, und mit Schmerzen sage ich oft: Ave Maria, gratia plena ..., was sie mir als eine Blasphemie strenge verweist. Sie ist überhaupt fromm, und wie klug, wie verständig und klar sie auch alle weltlichen Dinge beurtheilt, wie schnell sie auch bei der

kleinsten Andeutung Alles erräth, was zur geistigen Bildung beitragen kann, so beharrlich treu bleibt sie Allem, was sie in ihrer Kindheit lieben gelernt. Ich nehme das als ein Zeichen der Treue und freue mich, dieß Symptom auf unsere Liebe zu übertragen. Indessen umwölkt dieser Mystizismus doch manche Minute meiner glücklichen halben Stunde. Oft macht sie sich Vorwürfe darüber, daß das Glockengeläute, das Andere zur Andacht ruft, von ihr zu liebendem Geplauder mißbraucht werde. Glücklicherweise gehen diese Schatten schnell vorüber, denn sie sagt sich selbst, daß diese Vorwürfe nur aus Gewohnheit entspringen und daß sie sich im Grunde doch glücklich und nicht im Mindesten in ihrer Liebe und in ihrem Glücke sündhaft fühle. Ernsthafter sind die Gewissensbisse, die sie sich in Bezug auf den Oheim macht. Daß der alte, würdige, brave Mann selber das Zeichen geben müsse zu unserm heimlichen Glücke, das scheint ihr hinterlistig, und in der That, wenn ich es ganz ruhig betrachte, ist es auch so; ja es hat sogar etwas Komisches, das einem so braven, guten Kerl gegenüber zur Sünde wird. — Aber ist Das alles unsre Schuld? — Würde er, wenn er um unsere Liebe wüßte, uns so ruhig und glücklich zusammen lassen? würde er nicht jeden von uns wieder in seine traurige Einsamkeit und Verlassenheit zurückjagen? würde er nicht durch Verbot und Ueberwachung unser so reines Verhältniß trüben und durch Verdächtigung beflecken? und sollen wir dieser kleinen Rücksicht unser so großes, so ungeheures Glück opfern? — Wahrlich, das Opfer stünde in keinem Verhältniß zu den Zwecken. —

Du siehst, daß in unserm lichten Gemälde auch kleine Schatten sind. Aber wo sind nicht Schatten? — Der Maler, der zuerst mit Schatten malte, hat die Kunst auf den höchsten Gipfel gehoben, denn sie machen das Licht erst zum Lichte. Und so will ich auch nicht klagen; ich wäre der undankbarste Mensch, wenn ich klagen wollte. Neben allem Glücke gibt mir diese Liebe so viele Erfahrungen über mich selbst und über das menschliche Gemüth, lehrt sie mich das Schöne der Beschränkung und des

Maßes — lehrt sie mich ihre hohe Alchymie, die aus scheinbar Geringem pures Gold und Edelsteine schafft, daß ich in ihr einen Schacht von Schätzen besitze. Außerdem ist das ganze Verhältniß wie für mich gemacht. Nur in der Stille und Einsamkeit, nur zu Zweien konnte ich so glücklich werden; in der Welt hätte mich eine so heiße Liebe, bei meiner eifersüchtigen Natur, in beständige, häßliche Unruhe versetzt und mir das Leben verbittert. So habe ich mich über nichts zu ärgern, als über das Ave Maria, das zum Aufbruch mahnt und uns scheidet.

Alles, was zu dieser Liebe gehört und in der kaum sechs Wochen alten, aber unendlich reichen Geschichte meiner Liebe eine Rolle spielt — Alles ist schön, selbst der Ton der Glocke, der unsre Reden und — unsre Küsse begleitet. Er ist bei aller Fülle und Kraft, bei allem Ernst und aller Tiefe hell und klar wie reines Silber und füllt das ganze, waldumfaßte Thal mit Harmonie; bei gewissen Verhältnissen der Atmosphäre zittert er lieblich und melancholisch über die Hügel und Wälder hinweg, bis in die benachbarten Dörfer, die uns um diesen Schatz beneiden. Es ist auch keine gewöhnliche Dorfglocke. Sie ist das Geschenk eines Prager Fürsterzbischofs, der im siebzehnten Jahrhundert in unserm Dorfe geboren worden. Der gute Erzbischof! Gott habe ihn selig. Wie viele Generationen hat sein Geschenk schon erfreut, wie viele wird es noch erfreuen. Er hatte gewiß nur die Absicht, die Gläubigen zum Gebete einzuladen, und dachte nicht im Traume daran, daß seine Glocke eine Liebe einläuten und begünstigen und hold durchtönen sollte. Möge ihn die theilweise Verfehlung seines Zweckes und die Profanation in seiner Gruft zu St. Veit nicht beunruhigen — meine Liebe ist so innig, wie das gläubigste Gebet, und die Liebe Mariens ebenfalls, deß bin ich gewiß. — Wenn ich ehemals in den Ferien heimkam, fühlte ich mich erst recht zu Hause, wenn ich die Glocke ertönen hörte; was Wunder, daß es mir scheint, als ob ich bei Marien für immer in den Hafen eingelaufen sei... Lebe wohl....

Den 10. Juni.

Die Nachricht, daß ich bei Marien in der Stube sitze, daß ich, den Arm um ihren Hals, mit ihr auf und nieder gehe, hat dich aufgeschreckt, und du kommst mit Warnungen, du treuer Eckart. Du bist ein guter Freund, thust deine Pflicht und hast in deinem Sinne Recht. Aber die anders denken, weil sie anders fühlen, haben auch Recht. — Du kommst mit deiner Warnung zu spät, und wärest du früher gekommen, sie hätte auch nichts gefruchtet. Die Liebe, eine wahre Liebe geht ihren unwiderstehlichen Lauf, wie das Schicksal; die Umwege macht oder sich durch Verstand, Rücksichten oder äußere Verhältnisse den Weg verlegen, die sich irgendwie in der Mitte abschneiden läßt, die ist es nie gewesen. Ihr höchstes Streben ist die Vereinigung; erst mit der Vereinigung ist der Kreis geschlossen, ist das Unendliche und Unmeßbare da, das man Liebe nennt, das diesen Namen verdient. Alles Vorhergehende ist nur Vorbereitung, nur Einweihung, Leben in den Propyläen. Der Mann kommt früher nicht zu jener Ruhe, die ihn allein zum Manne macht, die ihm die Kraft gibt, Entschlüsse zu fassen und zu handeln. Das fühlt das Weib, und sie gibt sich als Opfer hin, und wehe Dem, dem sie in diesem Augenblicke und von diesem entscheidenden Augenblicke an nicht heilig ist. Ich bin ein anderer Mensch, ich weiß, daß Marie mein ist; ich bin ein Mann, und ich durfte nicht erst Entschlüsse fassen. Es ist Alles fertig in mir. Nenne du Marie immerhin meine Geliebte; sie ist es, sie ist mein Weib. Ich erwarte deine Antwort mit Ruhe.

Den 15. Juni.

Freilich will ich sie heirathen: Es ist nicht wahr, daß man „eines solchen Verhältnisses“ müde wird. Was du von „Achtung,“ „Reinheit,“ „Profanation“ rc. sagst, ist dummes Zeug. Du bist ein unerfahrener Mensch, der sich auf seine negative Tugend etwas zu Gute thut und seine Weisheit aus schlechten moralischen

Büchern holt, welche jedes wahre Gefühl und die schönste Menschlichkeit verleumden. Müde werden? „Verlöschen?“ Ich fühle einen Vorrath von Wärme in mir, daß selbst, wenn von einem Ausgeben und nicht von einem beständigen Empfangen die Rede wäre, ich getrost bis in das späteste Alter wandern kann, ohne ein Auskühlen zu befürchten. Gluthen genug, um das kalte Alter an ihren Kohlen zu erwärmen. — „Achtung?“ — Welch ein reines Weib ich an Marie besitze, weiß ich erst, seit ich sie besitze. Ich bitte dich, sprich nicht hergebrachtes Zeug. Die Sonne steht, und wir sagen nach hergebrachter Weise, sie geht auf und unter. In der moralischen Welt sind die Täuschungen noch größer. Mit Widerwillen denke ich an meine tugendhafte Studienliebe, an Adele, die zu mir sagte: Seien wir wie Bruder und Schwester! und mit der innersten Verehrung denkt jeder meiner Gedanken Mariens. Was ich immer denken mag, der Gedanke an sie steht immer daneben; er ist der Begleiter aller meiner andern Gedanken; ich denke zweifach. — Lieber Freund, sei nicht tugendhaft, wie es geschrieben steht, und predige mir nicht mit allen Mitteln der Rührung. Warum hast du mich der Unannehmlichkeit ausgesetzt, nach jedem deiner Sätze ein innerliches Connu! Connu! auszurufen, als hätte ich ein banales Buch gelesen? — Was sprichst du mir pathetisch von Vater und Mutter?. Ich soll ein vortreffliches Geschöpf, das besser ist als alle Schwiegertöchter, die sich meine Mutter aussuchen könnte, das sich mir mit Leib und Seele hingegeben, das mir alle Minuten meines Lebens mit Glück und Schönheit ausfüllt, ich soll es den Vorurtheilen meiner Eltern aufopfern? — und nicht lieber diese Vorurtheile besiegen? — Das hast du nicht gewollt, mein Schweizer! Geh in dich und thue Buße und schreibe in deiner liebenswürdigen Weise, daß du deine Pflicht gethan, wie's hergebracht, und daß du eine Dummheit gemacht hast.

Ich will dir erzählen, auf daß du erkennest, wie Alles zwischen mir und Marie eine eigenthümliche Weihe hat; daß unsre Liebe, ebenso wie sie holdestes Glockengeläute durchtönt, in Allem

auf die geheimnißvolle, fast möchte ich sagen, mystische und große Weise durchwebt ist.

Es war ein tropisch-heißer Tag, der aller Welt unheimlich vorkam, weil er plötzlich auf einen anhaltenden, vierzehntägigen Regen folgte, der die Bauern um ihre Saaten besorgt machte. Der Himmel war bis gegen zwei Uhr wie ein glühendes Erz, wie der Himmel über einer afrikanischen Wüste. Plötzlich verwandelte er sich in das schwefelhafteste Gelb, und die Luft wurde unheimlich drückend, als ob man irgend einem großen Naturereignisse entgegengienge. Wie auf einen Schlag war der ganze Horizont von den dunkelsten Wolken umgeben, während die Sonne auf ihrer Höhe noch von einem großen gelben Hofe umschlossen war und die glühendsten Strahlen herabschickte. Die Wolken rückten immer höher, und es sah aus, als ob sich Heere sammelten, um eine gewaltige Schlacht zu liefern. Dort und da, an den verschiedensten Seiten rollte schon ein einzelner Donner, zuckte ein verlorener Blitz, während die Sonne in ihrem immer enger werdenden Bereiche zu brennen und grell zu leuchten fortfuhr. — Die Bauern des ganzen Dorfes sammelten sich, wie immer, wenn sie rathlos sind, vor dem Hause meines Vaters und sahen stumm zum Himmel hinan. Sie fürchteten übermäßige Gewitterregen, die den Rest ihrer Hoffnungen nach den vierzehntägigen Wolkenbrüchen zu nichte machen würden. Plötzlich rief Einer, warum man denn nicht die Glocken läute, um die Gewitterwolken zu zerstreuen? Und sofort setzten sich Mehrere in Bewegung, um den alten Haller zu holen. Als gebildeter Mensch wollte ich Einspruch thun gegen diesen alten Aberglauben, aber es fiel mir ein, daß ich einmal zu ungewöhnlicher Stunde Marie sehen konnte, und zwar etwas länger als sonst, und ich ließ sie ziehen und den alten Haller holen. Auch hatte ich Marie seit vier Tagen nicht gesehen; ich war eben mit meinem Vater von einer Geschäftsreise heimgekehrt, und meine Sehnsucht nach ihr war unendlich. Ohne das Gewitterläuten hätte ich bis morgen Mittag warten müssen. Ich ließ also die Bauern bei ihrem

Aberglauben und näherte mich auf einem andern Wege, durch die Gärten, dem Hause des Glöckners. Die Bäume mit ihren Blättern und Blüthen, die Gräser zitterten; dort und da neigte sich ein einzelner Baum etwas tiefer als die andern, als hätte er ein besonderes Leben; das Vogelgezwitscher war überall verstummt; geraden Weges, mit einem lang anhaltenden Tone flogen wenige verspätete Bienen ihren Stöcken zu. Alles hatte Angst. Ich dachte, wie die kleine empfindliche, sensitive Marie Angst haben müsse, sie, die sich so gern in die Schauer alles Unerklärlichen versenkt, und ich konnte es nicht erwarten, zu ihr zu gelangen und sie zu beruhigen. Mit den ersten Tönen, die die Glocken von sich gaben, man läutete beide, die schöne große Glocke und das kleine Glöcklein, mit dem das Ave und die Agonie geläutet wird — sprang ich aus dem Garten und in das Haus. — Es war indessen ganz dunkel geworden, so daß ich die Gegenstände in der Stube des Glöckners kaum unterscheiden konnte. „Marie!“ rief ich — keine Antwort — sie war nicht da. — Auch in der Küche nicht. — Da stand ich an der Treppe, die hinaufführt in ihr Stübchen. Ich lehnte mich ans Geländer und aufgeregt, wie ich war — durch die Gewitterluft, durch das ganze metereologische Phänomen, durch die Hoffnung des Wiedersehens und durch die Zaghaftigkeit, sie in ihrer Stube aufzusuchen — zitterte ich wie jene Bäume in den Gärten, die ich eben kopfschüttelnd betrachtet hatte. Ich hatte nicht den Muth, die Treppe hinaufzusteigen. Da fiel ein furchtbarer Donnerschlag, und er war noch nicht verhallt, als ich schon in Mariens Stübchen stand. Sie lehnte an ihrem kleinen Fensterchen und sah entsetzt hinaus in die schauerliche Welt, der Untergang drohte. Mit einem Freudenschrei wandte sie sich und lag in meinen Armen. — „Wie lieb, wie gut, daß du gekommen bist,“ sagte sie mit blassen Lippen: „ich wäre vor Angst vergangen. Das ist ja ein schrecklicher Tag. Aber jetzt fürchte ich mich nicht mehr.“ — So sprechend, schloß sie mich mit solcher Inbrunst in ihre Arme, schmiegte sie sich so eng an mich, daß ich es mit Glück fühlte,

wie viel ich ihr war — ihr Freund, ihr Schutz, ihre Hülfe, ihr Trost — und ich schwor mir, es ihr immer zu sein. — Ich streichelte ihr die Scheitel, wie man einem bangen Kinde thut, und konnte kein Wort hervorbringen vor Rührung. — Sie sah mich an und mochte wohl so was in meinem Auge entdeckt haben und lächelte, und der seligste Kuß ließ uns die Welt und den donnernden Himmel vergessen. — Dann sah ich mich in der kleinen Stube um. Mein Freund, es gibt nichts Schöneres, nichts Rührenderes als so eine kleine Stube eines armen, schönfühlenden Geschöpfes; so ein Stübchen, wo der Mangel und die Dürftigkeit mit Anmuth verhüllt und zu Harmonie geordnet sind. Die Blumen waren vom Fensterbrett vor dem Gewitter gerettet und standen in einem Winkel, den alten Freund Jakob verbergend, der sich hinter ihnen versteckte und nicht wagte, einen unharmonischen Ton hören zu lassen. An der einen Wand die wenigen Kleidchen neben einander hängend und von einem weißen Tuche bedeckt; an einem Balken des Dachstuhles ein kleines Spiegelchen, kaum so groß wie Mariens Gesicht; doch versuchten wir es, uns zu gleicher Zeit Wange an Wange darin zu sehen. „Jetzt hast du auch hineingesehen," sagte sie, als ob sie sagen wollte: Jetzt ist der Spiegel etwas werth — und fügte dann in demselben Sinne hinzu: „Jetzt bist du auch in meiner Stube gewesen." — Links dem Fenster gegenüber ein kleines, kleines Bett, von einer großen Decke bedeckt; daneben ein Tischchen mit der Silhouette ihrer Mutter und einige Bücher von mir und ein Bleistift, den ich in einem der Bücher hatte stecken lassen. Wieder einen Kuß für diesen Ehrenplatz, den der Bleistift einnahm, und einen noch wärmeren Kuß für die getrockneten Feldblumen, die ich einmal von der Jagd mitgebracht und die jetzt über dem Bett an einem Bande hingen. Da saßen wir, vor diesem Bett, und die Stube wurde immer dunkler, die Donner rollten wie tausend Schlachten, und blaue und gelbe Blitze tauchten uns in die grellsten Lichtströme, und die Glocken läuteten wie rasend, und wir hörten nichts und sahen nichts. Wir hörten nur die Liebe und das Glück und

die Jugend. Die Welt kämpfte und war bange und zitterte; wir waren auf einer seligen Insel — die Welt vergessend und vergessen von der Welt, ganz nur uns angehörend und untergehend in der Seligkeit des Nehmens und Gebens.

Später.

Ich hätte dir noch Vieles zu sagen, aber denke ich jenes Nachmittags, schwinden mir alle andern Gedanken. Jener donnernde, blitzende Nachmittag mit seinem Abend hat so große Seligkeiten für mich, daß ich ihn in meinen Gedanken noch nicht erschöpft habe; erinnere ich mich sein, bin ich zu nichts Anderm fähig — am Wenigsten, ihn zu beschreiben. Sein Andenken wird mich ewig begleiten, und Alles, was darauf folgte, ist seiner vollkommen würdig.

Den 22. Juni.

Du fährst beharrlich fort, ein Philister zu sein. Ich verzeihe dir, weil du diese Tugend der Beharrlichkeit auch in der Freundschaft übst. Du findest Leichtsinn, Frivolität darin, daß wir so glücklich sein, daß wir Alles vergessen konnten, während die Elemente im Aufruhr, die Menschen voll Bangen und Zagen, die Hoffnungen Tausender bedroht waren. Das klingt sehr schön, besonders in einer Predigt. Aber ich bedaure, daß du den hohen Ernst, der mit einem hohen Glücke verbunden ist, noch nicht kennst. Wahrlich, ich sage dir, nichts ist so rein, so hoch, so erhebend wie das Glück. Des schönsten Glückes Kern ist gewiß der schönste Ernst. Ueber deinen Vorwurf bin ich ganz ruhig. Marie ist heiter. Das ist mir genug. Wäre in jenen glücklichen Stunden irgend eine befleckende Sekunde, auf dem reinen Spiegel dieser Seele hätte sich eine Trübung geäußert. Aber sie ist heiter und fleckenlos glücklich. — Fahre du fort mit deinen Ermahnungen, wie du willst; aber Eines verbiete ich dir mit dürren Worten: Keine, auch nicht die leiseste Verdächtigung gegen Marie;

erlaube dir nicht irgend eine, auch nicht eine berechtigte Berechnung bei diesem uneigennützigsten, hingebendsten Geschöpfe vorauszusetzen. — Sie liebt, das ist Alles. — Du hast gut von Opfern sprechen, die ich ihr bringen müßte. Als ob das so leicht wäre, ihr ein Opfer zu bringen, ihr, die zu jedem bereit ist und jedes dargebrachte zurückweist. — Als ich ihr von Heirath gesprochen, schüttelte sie den Kopf. — „Die Verhältnisse," sagte sie, „sind zu verschieden; sind nicht nach Heirath."

„Glaubst du, daß ich den Widerstand meiner Eltern nicht besiegen könnte?"

„Gewiß könntest du das, aber du sollst für mich keine Hindernisse besiegen; du sollst nicht in den geringsten Widerstreit gerathen um meinethalben; ich soll in deiner Familie, in deinem Leben nicht das kleinste Wölkchen machen."

„Hast du nicht ein Recht darauf, meine theure Marie, daß ich Alles für dich thue und dulde?"

„Ja, ich habe dieses Recht, und ich schenke es dir. Wozu Verdruß und Hin- und Herreden und alle diese häßlichen Sachen? Sind wir nicht so glücklich?"

Kenntest du sie, mein Freund, sähest du ihr nur eine Sekunde ins Auge, du wüßtest, daß Das alles so wahr ist, wie das Lallen eines Kindes — leider zu wahr für mich, denn ich bin entschlossen, sie zu meinem Weibe zu machen, und fürchte die Hindernisse nur von ihrer Seite. Sie ist ein eigenthümlicher Charakter. Jeder Gedanke, jedes Gefühl, jeder Entschluß, den sie faßt, schlägt so schnell und so starke Wurzel, umrankt ihr ganzes Wesen mit einer solchen Energie, daß sie ihm angehört und sich seiner Herrschaft nicht mehr entziehen kann. So weiß ich, daß sie jetzt ganz ihrer Liebe angehört, so fürchte ich, daß sie von unserm Glücke, wie es jetzt ist, nicht lassen kann, daß sie irgend eine andere Form desselben nicht annehmen würde. In der That ist es so schön als möglich. Die letzten Tage haben wir auf die herrlichste Weise verlebt.

Der alte General Graf P . . . hat auf sein sechs Meilen von

hier gelegenes Schloß zu seinem siebenzigsten Geburtstag alle in dieser Gegend noch lebenden Kriegskameraden von Anno 13 geladen. Der alte Wachtmeister Haller, ehemals ein Liebling des Generals, durfte nicht fehlen. Mit seinem Kreuz auf dem Invalidenrock marschirte er ab, nachdem er seine Glocken einem andern alten Soldaten übergeben, und blieb volle fünf Tage aus. O diese fünf Tage, für mich fünf Jahrhunderte der Wonne, der reichsten Genüsse.

Gleich am ersten Tage verabschiedete ich mich von meinen Eltern unter dem Vorwande einer geologischen Wanderung und ging zu Marien. Mit dem ersten Schritte über ihre Schwelle gab ich der Welt hinter mir einen Stoß, ungefähr wie Tell dem Schiffe des Landvogts, als er ans Land sprang. Ich schob den Riegel vor die Thür, und meine Welt war abgeschlossen. — Ein glücklicheres Paar ist wohl selten zu sehen hier unter dem wandelnden Mond. Das Schönste war die Ruhe, mit der wir uns freuten; das Glück des Zusammenseins genügte uns. Die Grundmelodie unseres harmonievollen Idylls war wohl die Melodie zu:

Hand in Hand und Lipp' auf Lippe,
Liebes Mädchen, bleibe treu.

Wie Philemon und Baucis saßen wir ruhig neben einander auf der Ofenbank und ließen draußen die Sonne scheinen, die Blüthen duften und die Vögel singen. Was wir so lange vergebens gewünscht hatten, uns ruhig, ohne Beschränkung der Zeit, ohne Hast ausplaudern, Eins das Andere in Ruhe genießen, ansehen, anhören zu können, etwas mit einander zu lesen, Das alles war uns nun in vollem Maße gegönnt. Auch den hohen Genuß, schweigend und sinnend, sich in sein Glück vertiefend neben einander zu sitzen, haben wir gekostet. Wie oft dachte ich dein mit einer gewissen Schadenfreude, dein und deiner Bedenken, ob ein solches Mädchen vom Lande mit seiner Bildung und seinem Benehmen zu mir und in die Gesellschaft, in der ich zu leben

bestimmt bin, passe. Die Dichter, die ich ihr vorlas, nahm sie mit einem Verständniß auf, daß ich mir hundert Mal sagte, wie sie nach kurzer Zeit alle die Damen eurer gebildeten Gesellschaft beschämen würde. Ihre Anmuth, um die sie, wie um ihre Hände und Füße, jede Herzogin beneiden könnte, war mir längst bekannt — diese Bildungsfähigkeit, oder besser, diese ursprüngliche Bildung des Geistes und des Gemüthes dazu, und ich fordere diese ganze Gesellschaft, die ich mit ihr entbehren kann, in die Schranken. — Gegen Mittag ging man an die Bereitung einer kleinen Mahlzeit, und ich half treulich mit in der Küche. Da ertönte die Glocke. Aus alter, lieber Gewohnheit umarmte und küßte man sich, so lange die Glocke tönte, und als das Ave kam, lächelte man, daß man sich nicht zu trennen brauchte. — Dann saß ich vor einem schön gedeckten Tische und durfte nicht von der Stelle und mußte mich bedienen lassen. Wir aßen Beide mit frischem Appetit, wie Kinder, wenn sie im Spiele Mahlzeiten halten. Nach Tische stiegen wir hinauf in das liebe kleine Stübchen, das ich seit jenem Gewittertage, seit jenem glücklichen Tage nicht gesehen hatte. Ich mußte mir sagen, daß ich heute noch glücklicher bin, und ich dachte unwillkürlich an Goethe, der diese höchste Poesie des ruhevollen Glückes versteht, weßhalb er so oft mißverstanden wird von den Leuten, die nicht wissen, daß Ruhe so viel bedeute, wie Tiefe — daß nur im Maße sich das Unendliche fasse, und daß die unruhige Leidenschaft nur das Vergängliche, das Momentane darstelle.

So tiefe Ruhe, wie da träumt der Fromme,
Daß sie nach letztem Kampf ihn überkomme,
So tiefe Ruh, wie junge Liebe denkt,
Daß sie nach erstem Kuß sich niedersenkt —

solche tiefe Ruhe, ihrer selbst bewußt, deßhalb doppelten und dreifachen Genusses fähig, gab unsern Tagen den Ton und die Stimmung. Ich weiß nicht, welchen von ihnen der Preis gebührt; erzählbar ist nur der letzte. —

Ich erhob mich, der Verabredung gemäß, schon vor Tagesanbruch vom Lager, und als ich zu Marien kam, fand ich sie schon angekleidet und zum Ausbruch gerüstet. Wir wollten ungesehen aus dem Dorfe kommen und den Tag in Wald und Feld verbringen. Das ganze Dorf lag noch im tiefsten Schlafe, als wir an den letzten Häusern dahinhuschten; nur die Brunnenröhre murmelte, und die Schwalben zwitscherten. Ein Kalb, das man im Dorfe die Nacht durch weiden ließ, blökte uns freundlich an und machte uns einige Freudensprünge vor. Marie drückte mir den Arm und lachte vor Seligkeit. Sie war so frisch und blühend, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. Sie trug ihr Sonntagskleid von blauem, leichtem Merino; über den Kopf hatte sie eine Art von schwarzem Schleier oder Tuch geworfen, das sie nach der Weise unserer Bäuerinnen vorn unter dem Kinn zusammenband. Schwarz und Blau scheint mir die schönste Farbenkombination, besonders seit ich ihr blaues Auge mit den schwarzen Wimpern und Brauen kenne; denn sie hat schwarze Wimpern und schwarze, feine Augenbrauen, trotz dem blonden Haar. — Laufend kamen wir ins freie Feld, wo schon die Lerchen sangen und die Thaue zu glänzen anfingen, obwohl der kleine Bach noch so laut plauderte, wie er nur in dunkler Nacht zu thun pflegt. Wir eilten, so fern als möglich vom Dorfe zu kommen, und sprachen wenig; nur daß wir uns von Zeit zu Zeit ansahen und lachten und die gute Idee dieser Wanderung nicht genug preisen konnten. Jeder suchte das Verdienst der Erfindung dem Andern zuzuschieben. — Auf einem Hügel angekommen, blickten wir zurück und überschauten die Gegend und unser Dorf. Unsre Gegend ist nicht schön; es hat Alles einen kleinen Charakter und nichts Erhebendes; aber in der Morgenbeleuchtung, hier und da von Nebeln verhangen, hatte sie doch etwas Romantisches, und Friede wehte aus allen Winkeln. Das Haus meines Vaters mit dem rothen Dache und den blechernen Thürmchen ragte stolz aus dem Dorfe hervor, stolzer als das kleine Schloß; links im Thale lagen nach einander den Bach entlang seine Hämmer mit dem großen, alten

Verwaltungsgebäude, das noch vom vorigen Jahrhundert her roth und weiß angestrichen ist und mit breiten Rundbogenfenstern glänzt. Auf einem fernen Hügel, uns gegenüber, machte sich eine große Meierei breit, die ebenfalls meines Vaters Eigenthum ist. — „Siehst du," sagte ich zu Marie, auf deren Schultern mein Arm lag, „siehst du, Das alles soll dein sein!" — „Weiche von mir, Versucher!" lispelte sie und zuckte die Achseln und wurde traurig. — Zum Glück fing eben die Morgenglocke zu läuten an; diesem Zeichen konnte unsere holde Gewohnheit nicht widerstehen, und sie lag in meinen Armen, so lange die Glocke läutete — zum ersten Male bei der Morgenglocke.

Dann ging es weiter den Hügel hinab, und das Dach verschwand, und wir waren in einer ganz neuen, fremden Gegend, fern von unserer Welt. Noch über eine Reihe von Hügeln, dann begann ein schöner Laubwald, der uns in seine Dämmerung verschlang, eben als die übrige Welt in der schönsten Morgensonne zu leuchten begann. Zu uns kam die Sonne nur in gebrochenen Strahlen, oder im Wiederschein eines Thautropfens, oder als goldene Blättchen, die auf dem Wege lagen. In den Zweigen huschte, raschelte und sang es. Käfer und Mücken suchten den Weg in die Sonnenstrahlen und summten ungeduldig, daß sie mit ihrem Zickzackfluge immer wieder von den Lichtpfaden abkamen. Wie mit raschem Entschlusse erhoben sie sich plötzlich und fuhren laut summend wie im Triumphe graden Weges aus der Dämmerung heraus in die Sonne. Marie sah und hörte Alles; nicht der geringste Vorgang im Leben der Blätter, Gräser und der kleinen Thierchen entging ihr; sie errieth alle ihre Wünsche und Schicksale und sprach mit einer Ueberzeugung davon, wie ein glückliches Kind, und mit einer märchenhaften Einsicht, als wäre sie die kluge Frau des Waldes. Nie war sie wegen der Erklärung irgend welcher Erscheinung in Verlegenheit und brachte so manchen holden Unsinn hervor, der mich laut lachen machte; das ermunterte sie nur, und der holde Unsinn wurde zu ganzen Märchen, die sich an Blumen, Steinen, Bäumen und Ameisen

auf unserem Wege fortspannen. — Es ist wunderbar, wie in ihr, neben dem klarsten Verstande, Phantasie und Gemüth unabhängig fortarbeiten und ihr Alles bedeutend machen, was in ihr Leben tritt, und sei es das Aeußerlichste und Zufälligste. Sie hat das, wie ich aus mancherlei Erzählungen entnahm, von ihrer Mutter. Diese starb, weil sie bei einem Besuche am Grabe ihres Mannes stolperte und auf das Grab fiel. Sie nahm das als Vorbedeutung und starb in demselben Jahre, nachdem sie Alles mit Ruhe geordnet hatte. Ihrer Tochter hinterließ sie die Regel, sich von der Welt fern zu halten, denn jede Berührung mit dieser, jede Veränderung im Leben habe verhängnißvolle Folgen, die unberechenbar und unabwendbar seien. Es gebe Menschen, die gewaffnet seien gegen die gewaltigsten Ereignisse, andere erliegen einem Stecknadelstiche, ja dem Glücke sowohl, wie dem Unglücke. Sie, Marie, gehöre zu den letztern. Daß ein Rabe der Vermittler unserer Bekanntschaft gewesen, hat ihr schon manche trübe Stunde gebracht, und der arme Vogel hat ihre Freundschaft verloren und ist endlich verschenkt worden. Umsonst arbeite ich gegen diese Art, die Dinge zu sehen; sie wurzelt tief in ihr, wie Alles, was sie einmal in sich aufgenommen. Hätte ich sie als verständiger und vorsorglicher Vater zu erziehen gehabt, ich hätte ihr vielleicht eine rein mathematische Erziehung gegeben, um diesem Wesen ein Gegengewicht zu bieten und sie vor sich selbst zu schützen.

Doch das schreibe ich jetzt mit kaltem Blute; auf jener Wanderung im Walde hätte ich um alle Schätze der Welt ihren symbolisirenden Uebertreibungen nicht Einhalt gethan; sie berauschten mich, sie umwoben mich mit einer Atmosphäre, daß ich in einem Märchen zu leben glaubte; sie vergoldeten und erhoben mir die Welt, daß sie mir lieb wurde, daß ich sie in einem Lichte sah, wie niemals.

Die Sonne stand schon hoch, als wir auf einer Lichtung ankamen, von der aus man das Land nach zwei Seiten hin überblicken konnte. Marie war müde, denn es war heiß geworden,

und sie war früh aufgestanden. So lagerten wir uns in das Moos unter einem alten knorrigen Eichenbaum. Sie lehnte ihr liebes Köpfchen an meine Brust, plauderte immer weiter, und während sie plauderte, näherte sich der Schlummer, den sie diesen Morgen zu früh verlassen hatte, machte seine Rechte geltend und drückte sanft seine Hand auf die beiden blauen, lieben Sterne. Während sie schlief, hatte ich mit Anschauen des holden Gesichtes genug zu thun — aber je länger ich es ansah, desto trauriger wurde ich, ohne zu wissen, warum. Neben der holden Ruhe lag ein Zug von Melancholie darauf, der mir zu Herzen ging, und dämonischerweise kam mir einmal übers andere der Gedanke: So würde sie aussehen, wenn sie todt wäre. Und im vollsten Genusse meines Glückes erinnerte ich mich an alles Elend, das dieses Leben erfüllt oder bedroht, und da schien mir ein solcher friedlicher, ewiger Schlummer unendlich wünschenswerth, für mich und für sie. Wie der Chor in der griechischen Tragödie, der beim höchsten Glücke vor dem Neide der Götter zu warnen anfängt und jene selig preist, die ausgekämpft — so stand Etwas neben mir und außer mir, das solche Lieder sang. Ich schüttelte mich vor Schauer, und Marie erwachte. Ein Blick in ihre Augen, und die behagliche, unheimliche Stimmung verschwand.

Wir wanderten weiter, Arm in Arm, den Berg hinab, durch ein breites Thal, in der Geisterstunde des Mittags, da die Gegenstände keinen Schatten haben und eben darum unwahrer erscheinen, so zu sagen, abstrakt. Alles schwieg; die hohen Saatfelder rechts und links standen aufrecht und ruhig, und die Aehren glühten. Man horchte vergebens nach einem Laut. In einem Kornfelde lag ein Wanderbursche mit dem Gesicht zur Erde gedreht und schlief; auf der Schläfe, die sichtbar war, standen große Schweißtropfen. Marie ging auf den Fußspitzen, schloß sich enger an mich, und wir wandten uns einem Gehöfte zu, das freundlich hinter Linden versteckt lag. Unter einem der Bäume waren Tisch und Bänke angebracht; dahin setzten wir uns und wurden, da uns der Hund ankündigte, von einer hübschen jungen

Frau, so einer Goethe'schen Pächterin, sehr gastlich empfangen. Ich stellte uns als Bruder und Schwester vor, und daran anknüpfend erfand Marie gleich eine ganze Geschichte, im übermüthigsten Tone, wie unser Vater, Verwalter des Grafen P..., von einem Gute auf das andere versetzt sei — die Pächterin hatte richtig von der Versetzung sprechen hören — wie unsre Habseligkeiten auf der großen Straße dahingebracht würden, wir es aber vorgezogen hätten, durch das schöne Land abseits von der Straße zu wandern, um bei dieser Gelegenheit die Ruinen des Schlosses Kaiser Karls IV. zu sehen ꝛc. Wie ich, der Bruder, der eigentlich zur Advokatur bestimmt gewesen, nun auch in die Landwirthschaft eintreten werde, weil ich als Student auf der Universität tolle Streiche gemacht und nichts gelernt hätte. Darauf kam eine lange Reihe toller Streiche, die sie mit ausgelassenster Phantasie ersann und in deren Aufzählung sie sich durch nichts stören ließ. Aber nach und nach wurden aus tollen Streichen wahre Großthaten und ich aus einem Taugenichts ein romantischer Held, der das Unerhörteste gethan und sich immer für seine Freunde aufs Großmüthigste geopfert. So nimmt in diesem Kopfe Alles, Dichtung und Wahrheit, am Ende eine Wendung zum Ernsthaftesten und Romantischsten. — Für diese Märchen bewirthete uns die gute Frau, so gut sie konnte, mit Allem, was eine solche Meierei aufzubieten vermag. Zuletzt brachte sie uns noch ihr Kind, einen hübschen weißköpfigen Jungen von drei Jahren, der für Marie sofort eine lebhafte Neigung faßte. — Wie sie ihn auf dem Schooße hielt, sah sie aus wie eine vorraphaelische Madonna, und wie sie mit ihm spielte und ihm Geschichten zu erzählen anfing, hatte ich allerlei ernsthafte und schöne Gedanken. Sie mochte Aehnliches gedacht haben, denn von Zeit zu Zeit hielt sie im Spielen und Erzählen inne, sah den Knaben lang und ernsthaft an und erröthete, ohne sich nach mir zu wenden. Endlich, da die Schatten länger wurden, mußten wir aufbrechen, wir nahmen herzlichen Abschied und gingen. Lange hörten wir noch den Jungen, der nach Marien schrie. „Na, sieh mal das

Kind!" sagte sie gerührt und blieb mehrere Mal stehen, um ihm noch einen Gruß zuzuwinken.

Wir wanderten dem Bache nach, der aus dem Querthal in das Hauptthal führte, an dessen Ende unser Dorf liegt. Wirklich war es, wie Marie der Pächterin sagte, unsre Absicht gewesen, das Schloß Kaiser Karls IV. zu besuchen, aber jetzt war nicht mehr daran zu denken, und in der That, wir bedurften keines Reisezweckes und keines äußern Gegenstandes, um den Tag abzukürzen oder auszufüllen. Ich mußte Marien von meiner Vergangenheit, von unsrer Häuslichkeit, von meiner Mutter erzählen; sobald ich aber auf unsre Zukunft kam und mit ihr schwärmen wollte von den Tagen, die da kommen sollten, lenkte sie das Gespräch immer wieder auf die Vergangenheit. — Der Abend war da, ehe wir uns dessen versahen, aber wir hatten keine Ursache, deßhalb schneller vorwärts zu schreiten. Wir schlenderten so fort in angenehmer Dunkelheit und kamen erst spät in der Nacht am Dorfe an. Ich stand mit Marien an der Thür ihres Hauses; sie griff unter die Schwelle, wo der Schlüssel versteckt war und schloß auf. In der Thür stehend, legte sie beide Arme auf meine Schultern und sagte mit bebender Stimme: „Max, mein Freund, mein theurer Max — wie glücklich —" Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen; ich wollte sie beruhigen, aber bevor ich ein Wort gesprochen, war die Thür zugefallen und der Riegel vorgeschoben.

Ende Juni.

Mein Freund! Es wäre schrecklich, wenn jene schönen Tage der Höhepunkt unsers Glückes gewesen wären; wenn es jetzt abwärts ginge in dunkle Schluchten ohne Sonne und Blumen! Das ist eine der traurigsten Seiten unsers Lebens, daß es von einer Stunde zur andern nicht die geringste Sicherheit gibt! Das ist ein Gemeinplatz, aber wenn man selber die Erfahrung macht, ist sie immer neu und traurig. Zwar berechtigt mich nichts

Positives zu diesen Jeremiaden, aber ich bin verdrießlich. — Seit ich dir geschrieben, habe ich Marie kaum gesehen. Der Oheim kam von seinen Invalidenfesten und dem langen Marsche ganz ermüdet zurück und überließ sein Glöckneramt auf unbestimmte Zeit dem Stellvertreter. Da tönen mir nun die Glocken nutzlos und zwecklos, und ich stehe am Fenster und ärgere mich, so lange es läutet. Nur einen Augenblick in allen diesen Tagen gelang es mir, Marien im Garten zu sprechen, und da hatte sie mir auch nichts zu sagen, was mich aufgerichtet hätte. — Der alte General Graf P. hat durch den Oheim erfahren, daß noch eine Tochter seines Lieutenants da sei, und will nun für sie sorgen. Seine Tochter, die Baronin L., soll sie zu sich in die Stadt nehmen, und zwar schon nächsten Winter — für ihre Bildung sorgen, ihr vielleicht einen Mann verschaffen — Freilich ist Das alles so in die Luft gesprochen; der Oheim läßt Marien volle Freiheit, zu thun und zu lassen, was sie will, und ich kann ja auch dem ganzen Plane ein Ende machen. Doch ärgert es mich, daß sich fremde Menschen und Pläne in unser Leben drängen, und schrecklich ist es mir, daß ich von Marien nicht erfahren kann, was sie zu alle Dem denkt. — Als ich sie fragte, antwortete sie nur mit gebrochenen Sätzen: — „Wer weiß — es wäre vielleicht am Besten" — „wenigstens für dich" — „denken wir nicht an die Zukunft." — Dann mußte sie mich wieder verlassen, und ich sitze da und ärgere mich und kann es nicht erwarten, sie wieder zu sehen, sie zu umarmen und die ganze trübe Stimmung all der Tage in einen glücklichen Moment zu versenken.

Den 14. Juli.

Eine Ewigkeit habe ich geschwiegen, und doch schreibe ich dir in keiner glücklicheren Stimmung. Der Tag nach meinem letzten Schreiben war der Tag meiner Erlösung, aber er war vom Zufall schlecht gewählt. Der Ohm trat bei einer unglücklichen Gelegenheit wieder sein Amt an. Das ganze Dorf war in Trauer ver-

setzt. Eine junge, schöne, von Allen geliebte Bäuerin, Mutter von vier Kindern, die in den glücklichsten Verhältnissen lebte, wurde plötzlich vom Tode dahingerafft. Das Todtenglöcklein versetzte die ganze Gemeinde in die größte Niedergeschlagenheit; überall Klagen und Weinen, das sich wiederholte, als sich sechsunddreißig Stunden später beide Glocken in Bewegung setzten, um mit ihrem Heimatsklange den Sarg zu begleiten, der, vom halben Dorf gefolgt, auf den Kirchhof der nächsten Stadt gebracht wurde, da wir in unsrer kleinen Gemeinde selbst keinen haben. Das Geläute dauert bei solcher Gelegenheit so lange, bis man von der Höhe des Thurmes die Beerdigung auf dem fernen Friedhofe als beendigt erkennt — d. i. beinahe zwei Stunden, da sich ein solcher Zug sehr langsam bewegt. — Ich hatte Marien seit so vielen Tagen nicht gesehen, ihre Erzählung von den Plänen des alten Grafen, die Art, wie sie dieselben aufnahm, alles Das beunruhigte mich, versetzte mich während der ganzen Zeit in die fieberhafteste Aufregung, so daß ich von dem Unglück des ganzen Dorfes kaum berührt wurde und an nichts dachte, als wie ich wieder zu Marie gelangen könnte. — Was Wunder, daß, als das Grabgeläute erscholl und ich wußte, daß der Oheim wieder an der Glocke war, ich mich sogleich aufmachte und zu Marien eilte. — Aber ich fand die Thür verschlossen, und als ich pochte, öffnete sich das Fenster, und Mariens lieber Kopf erschien hinter den Resedatöpfen.

„Ich wußte, daß du kommst, sobald die Glocken läuten,“ sagte sie in vorwurfsvollem Tone, — „und seien es auch Todtenglocken, und habe mich darum eingeschlossen. Heute darfst du nicht herein, lieber Max, — sieh, die gute, schöne Marianne wird begraben.“

„Wie!“ rief ich, „nachdem ich dich so viele Tage nicht gesehen und gesprochen, kannst du mich hier vor deiner Thür so stehen lassen? — schiebst du mir den Riegel vor?“

„Ach,“ seufzte sie und legte die Hand aufs Herz, „das ganze Dorf ist so traurig, und die armen Kinder — und Alles denkt

jetzt an Tod und Kummer, und wir sollen glücklich sein — das ist so herzlos, so hart."

Wie sie sprach, sah sie unsäglich gut und lieb aus, daß ich ihr unwillkürlich die Arme durchs Fenster entgegenstreckte, aber sie zog sich in die Stube zurück, und unwiderstehlich angezogen, sprang ich ihr durch das Fenster über die Resedatöpfe nach. Voll Angst, daß ich bei dem hastigen Sprunge falle, fing sie mich mit beiden Armen auf, und halb lächelnd, halb grollend sagte sie: „Das ist nicht recht, Max, das ist gewiß nicht recht."

„Böses Mädchen!" rief ich, ganz glücklich, sie wieder in meinen Armen zu halten — „kannst du mich nach so vielen Tagen der Trennung so behandeln? — nachdem ich all die Zeit aufs Schmerzlichste über deine Kälte, mit der du mir die Pläne des alten Grafen mittheiltest, gebrütet habe! Hast du denn gar kein Herz mehr für mich? War jener Tag im Walde ein Abschiedstag?"

Obwohl Das alles scherzend gesagt war, erkannte sie doch die innere Bewegung, die mich diese Worte sprechen ließ, und gab es auf, mich gegen die Thür zu drängen. Ich war so glücklich, wieder bei ihr zu sein! Ich war wie berauscht; ich nahm sie auf meine Arme und trug sie wie ein Kind in der Stube auf und ab.

„Gewiß," wiederholte sie, „es ist nicht recht, so glücklich zu sein — ein Glück, zu dem die Todtenglocken das Zeichen geben! — Ist das nicht eine Sünde?"

„Kannst du nicht auch sündigen für mich?" fragte ich.

Gegen dieses Wort war sie waffenlos. Ein dunkler Wunsch, mich zu überzeugen, daß sie mir nicht verloren sei — nachdem sie mir all die Tage so fern gerückt schien, sie neu zu erringen — ein wilder Drang, mich vor mir selbst als den Herrn aller ihrer Aengstlichkeiten, aller ihrer Gefühle zu bewähren, und der Rausch, in den mich ihre traurige, umhüllte Anmuth und das Glück des Wiederzusammenseins versetzte, machten, daß ich mich ganz und ihre gefühlvollen, gewiß berechtigten Rücksichten ebenso sehr vergaß, wie ich den Ton der Grabesglocke überhörte. — Als sie mich

eine Stunde später zur Thür hinausdrängte, sagte sie, auf der Schwelle stehend, ruhig, aber blaß und die Hand an die Stirn legend: „Heute haben wir eine Sünde begangen. Ich nehme die Strafe und die Folgen auf mich."

Ich kam am folgenden Tage wieder. Es wollte keine rechte Freude zwischen uns aufkommen. Marie war schwermüthig. Sie setzte sich mit mir auf die Bank, nahm meine Hand und schwieg, so lange die Glocke läutete. Mir ist ganz bange zu Muthe, als ob mir ein Kampf mit Schatten bevorstände.

Den 17. Juli.

Mein Freund, ein Unglück! — Eine Kleinigkeit, eine Thorheit, eine äußerliche Zufälligkeit, und doch — ich kann's nicht anders nennen, Etwas wiederholt es mir fortwährend: es ist ein Unglück. Es geschah heute, vor wenigen Stunden. Ich war bei Marien; die Glocke läutete — sie war wieder heiter. Sie stand am Herd, ich neben ihr, den Arm um ihren Hals. Wir plauderten. Plötzlich ein schauerlicher, unheimlicher, durch und durch häßlicher Ton. Die Glocke war gesprungen. Marie fuhr zusammen; ich fühlte, wie ihr Leib unter meinem Arm durch alle Nerven erzitterte; der letzte Blutstropfen floh aus ihrem Gesichte, sie fuhr sich mit beiden Händen über Stirn und Scheitel und sah mich starr an mit entsetzten Augen. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Ich faßte mich schnell und suchte sie zu beruhigen, aber sie hörte nicht und antwortete nur mit einem schmerzlichen Lächeln: „Siehst du's nun? Siehst du's? — Ich nehme Alles auf mich." So sprechend, ging sie ruhig in die Stube. Ich stürzte fort und fand das ganze Dorf in Aufruhr. — Die geliebte Glocke, der Stolz des Dorfes, sein schönster Schatz war ja dahin! Alles stürzte der Kirche zu, um den kaum sichtbaren Sprung zu betrachten. Bei der Gelegenheit erfährt man, daß die Glocke beinahe zweihundert Jahre lang zu Leid und Freud des Dorfes geklungen. Seit Stunden spricht man nur von dem Unglück, und

Jeder knüpft seine Betrachtungen daran, und Niemand weiß, was sie mir gewesen — und mir ist, als wäre ein schöner Ton aus meinem Leben geschieden für immer.

Den 21. Juli.

Der Ton der Glocke ist gräßlich. Man fährt fort, sie zu läuten, weil man keine andere hat; manchmal versucht man es mit dem Todtenglöckchen, mit dem ehemals im alltäglichen Leben nur das Ave Maria geläutet wurde. Und die zersprungene Glocke, wie das Ave Maria-Glöckchen — ich erinnere lieber an seine heiterere Bestimmung — geben den Ton unserer Liebe an, sind die Stimmgabeln für unsere Harmonie geworden. Ist das nicht schrecklich? — Bin ich nun bei Marien, horchen wir unwillkürlich dem Geläute. Ist es die gesprungene Glocke, denken wir Beide, daß unser Glück einen Riß bekommen, wenn wir es uns auch nicht sagen; ist es das Ave Maria-Glöckchen, dann denken wir aus alter Gewohnheit nur an Scheiden. Der Oheim ist verdrießlich geworden, denn es hat sich im Laufe der Jahre zwischen ihm und der schönen Glocke ein intimes Verhältniß gebildet, und er kann ihren Tod nicht verschmerzen. Er bildet sich ein, Mariens Traurigkeit entspringe aus dem langweiligen Leben mit ihm, und spricht davon, sie nächstens dem alten Grafen vorzustellen, daß er sie nach der Stadt zu seiner Tochter schicke. — Ich habe Marien vorgeschlagen, dem Unbehagen ein Ende zu machen und meinen Eltern meine Liebe und den Entschluß, sie zu heirathen, mitzutheilen. — „Um Gotteswillen nicht!" — rief sie entschieden — „warum den Kummer deiner Eltern noch zu meinem Unglücke fügen?"

„So bist du unglücklich, Marie?" —

„Nicht durch dich, nicht durch unsere Verhältnisse; ich bin es durch mich. Du bist es auch seit einiger Zeit, und du bist es durch mich. Siehst du, so wäre unsere Ehe; sie ist nicht gut eingeläutet! Darum soll auch nichts daraus werden, aber ich kann ohne dich nicht leben."

Sie schwieg; dann fuhr sie fort: „Erinnerst du dich des holden Kindes, mit dem ich bei der Pächterin gespielt habe? Das Glück der Pächterin ist mir nicht beschieden, — vielleicht ist das eine Strafe, vielleicht ein Verhängniß."

Solche Andeutungen verrathen mir ihre geheimsten Gedanken, denen sie nicht klare Worte zu geben wagt. Was andere Mädchen bei einem so innigen Zusammenleben ängstigen würde, ängstigte sie im entgegengesetzten Sinne — zugleich mit der Erinnerung an jene sündhaft glückliche Stunde, da man die arme Marianne begrub. Beide Gedanken spielen ineinander, und es entsteht ein vages Gefühl von Tod, Sünde, Strafe, Unglück, die einen Schleier von Schwermuth um ihr Leben, Phantasmagorien vor ihre Augen weben. Alle meine Bemühungen, sie aus diesem Zustande zu reißen, sind vergeblich, denn jeder Anhaltepunkt ergibt sich als unfaßbar. — Aber nach und nach werde ich mit ihr mystisch. So hoffe ich jetzt viel von einer neuen Glocke, und da die Subskriptionsliste zu meinem Vater kam, bewog ich ihn, eine große Summe zu zeichnen, damit die Angelegenheit so schnell als möglich erledigt werde. Wenn nur erst das Todtenglöcklein und das Todesgeröchel der alten Glocke verhallt sind, die uns gespensterhaft verfolgen! Vielleicht wird Marie bei einem frischen Tone wieder aufblühen und wieder heiter. Freilich, der alte Ton wird es nicht wieder sein; das fürchte ich, das weiß ich.

Den 19. August.

Wieder habe ich lange geschwiegen und dieß Mal nicht, weil ich zu glücklich war. Anfangs, weil ich einen Entschluß gefaßt hatte und dir nur den ausgeführten, und wie ich hoffte, freudig und als glücklicher Verlobter mittheilen wollte. Das hat sich leider nicht verwirklicht, und ich fürchte, dich mit meinen ferneren Klagen zu langweilen. Marie wird immer schwermüthiger. Nur ein entscheidender Schritt, sagte ich mir, kann sie aus diesem Zustande reißen; es hat sich immer als heilsam bewährt, wenn man

schwankende Zustände in feste, genau umschriebene verwandelte. — So blieb ich denn — es sind heute fünf Tage — nachdem die arme Glocke ausgeläutet und Marie kaum zehn Worte gesprochen hatte, und erwartete den Oheim festen Fußes. Marie sah mich fragend an, ließ mich aber gewähren. Der Oheim, als er mich in der Stube fand, war etwas erstaunt, zog seine alte Soldatenmütze, rief sein Parbleu! — eines der wenigen Wörter, die er aus Frankreich mitgebracht und häufig anwendet — und fragte mich höflich, was ich wollte.

„Parbleu!“ rief ich dagegen, „wir wollen die Sache soldatisch kurz abmachen; ich bin in Ihre Nichte, in Fräulein Marie, verliebt.“

„Parbleu!“ rief wieder der Oheim und sah seine Nichte an, die ruhig in der Thür stand. „Parbleu!“ wiederholte er, „glaub's wohl! nettes Kind! Parbleu! Und dann?“

„Nun, ich möchte sie heirathen.“

„Die Tochter eines braven Offiziers, Parbleu! Und Ihre Eltern?“

„Um ihre Einwilligung ist mir nicht bange, wenn Sie nur erst die Ihrige versprochen haben.“

Der alte Wachtmeister strich sich den Schnurrbart, sah mich mit einem prüfenden Blick an und murmelte:

„Parbleu! netter Kerl, gute Partie — guter Ruf — Nichts dagegen. Parbleu! Aber ist Mariens Affaire —“

Ich wandte mich zu Marien. Sie faßte meine Hand und zog mich über die Schwelle und schloß die Thüre hinter sich. Sie schlang beide Arme um meinen Hals, und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Danke, mein Freund, mein theurer Freund,“ schluchzte sie, „aber höre, was in mir fest steht und unerschütterlich. Du wärest nicht glücklich mit mir. Ich habe dich durch alle die Monate ausgehorcht; ich kenne dich besser, als du dich selber kennst; du mußt in der Welt leben, du mußt das Leben genießen und thätig sein im Großen, im Gewühle der Welt und der Unternehmungen.

Anders ist kein Glück für dich; ich bin für die Einsamkeit gemacht, nur für Den, den ich liebe, und für mich. Wir können nicht zusammengehen. Wie du dich hier, bis wir uns zusammenfanden, gelangweilt hast, so würdest du dich bald mit mir langweilen. Das alles sehe ich klar. Aber es ist noch Vieles da, das ich nicht klar sehe und das eben so wichtig ist und uns eben so sehr, vielleicht noch stärker trennt. Was ich an Glück in dieser Welt genießen sollte, habe ich genossen; was davon noch übrig ist, werde ich genießen, dann wird es aus sein. Ich weiß noch nicht recht wie, aber es wird zu Ende gehen. Dir danke ich Alles — so viel Glück, als Andere in einem langen Leben nicht kennen lernen, und wenn du mich jetzt von dir stießest, anstatt um mich zu werben, ich wäre dir dankbar bis zum Tode. — Mache dir niemals Vorwürfe meinetwegen, was auch immer kommen möge. — Ich bin glücklich, alle Schuld mit mir zu nehmen.

„Welche Schuld?" fragte ich erschüttert.

„Ach, schweigen wir davon, nennen wir es nicht — es ist ja Alles gut" — sagte sie abwehrend. — „Wir werden," fuhr sie fort, „noch so glücklich sein und noch so lange, als es geht. — Du kannst jetzt kommen, so oft und wann du willst — aber denke nicht an Heirath, mein Freund. — Einst wirst du heirathen und glücklich sein, ich verspreche es dir. Ich bin zufrieden, das vorübergehende Glück deiner Jugend gewesen zu sein; das war meine Bestimmung." — Sie brachte Das alles so schnell, so aufgeregt und doch so entschieden hervor, daß es mir unmöglich war, ihr ins Wort zu fallen. Endlich, da sie ermüdet und tief athmend ihren Kopf auf meine Brust fallen ließ, sagte ich:

„Aber, Kind, welche Schuld? Welche böse Träume plagen dich?"

Sie erhob ihren Kopf, sah mich mit großen, vorwurfsvollen Augen an und sagte, indem sie sich wie in Frost schüttelte: „Denkst du nicht jener Stunde? Die Todtenglocken läuteten; ein liebes gutes Weib trug man zu Grabe, vier Waisen waren in

unserer Nähe, Alles weinte, Alles war von Todesschauern, von Mitleid, von Barmherzigkeit erschüttert — wir vergaßen Gott und Menschen, alle Gesetze, alles Leiden der Andern, und wir freuten uns und waren glücklich. Ist das keine Schuld? Das ist schlimmer als ein Mord — gewiß, das muß gesühnt werden. Das ist gewiß, o so gewiß!"

Mit Schrecken erkannte ich die Krankheit dieser zarten, empfindlichen Seele. Sie mißverstand den Ausdruck meines Gesichtes und sagte lächelnd mit einem beruhigenden Tone:

„Sei getrost! das Sühnopfer ist gefunden und auserwählt."

Mein Freund! Der Seidenwurm, der vom Zweige fällt, an das er sein zartes Gespinnst hängen wollte, macht keinen zweiten Versuch, hinaufzusteigen; er rollt sich in sich zusammen und stirbt. Eben so thut er, wenn man sein zartes Gespinnst unsanft berührt. Man erzählt auch von der Schwalbe und von andern Vögeln, daß sie den Bau ihrer Nester unterbrechen und aufgeben, wenn eine fremde Hand irgend einen störenden oder unreinen Gegenstand herbeigetragen. Solche Seelen gibt es, die sich aufgeben, wenn in den reinen Bau, in das zarte Gespinnst ihres Lebens etwas geworfen wird, das ihnen fremd, das eine Schuld ist. Ja, es ist genug, daß es nur den Schein einer Schuld trage. Du kannst mit der Schwalbe und mit dem Seidenwurm nicht rechten, du kannst sie nicht aufwecken zu einem neuen Bau, zu einem neuen Leben — ihnen gebietet ihre Natur, und sie geben ihr Nest auf und ihr Leben.

Und so schreibe ich dir betrübt und hoffnungslos, da ich gehofft hatte, dir als glücklicher Verlobter schreiben zu können.

Den 1. September.

Unglück, sollst willkommen sein, kommst du nur allein! Ein Sprüchwort, ein Wahrwort. Aber das Unglück wächst nur in Familien wie gewisse Bäume. Wo eines aus dem Boden sprießt, kann man sicher sein, bald ein anderes nachwachsen zu sehen!

Es war für Marien an jenem unglückseligen Begräbnißtage und an der gesprungenen Glocke genug. Nun mußte noch etwas hinzukommen. Erinnerst du dich der schönen Pächterin, von der ich dir geschrieben und die wir vor zwei Monaten auf unserer glückseligen Wanderung kennen lernten? — Doch ich muß dir erzählen, wie wir wieder zu ihr kamen.

Die gesprungene Glocke wurde aus dem Thurme genommen. Mit ihr und mit der gesammelten Summe wurde der Oheim in die Stadt geschickt, um beim Glockengießer eine neue einzutauschen oder zu kaufen. Wir waren wieder allein, ganze Tage allein wie damals; wir waren wieder glücklich, aber es war ein verschleiertes, ein dunkel verschleiertes Glück. Wir sind ja Beide nicht mehr so hoffnungsvoll wie damals. Marie immer voll Liebe und Güte und Anmuth, ja selbst immer lächelnd, aber immer auch wie in ein Schicksal ergeben. Ich hoffte, die alte Stimmung in ihr zu wecken, wenn ich sie wieder dieselben Wege führte, und ich schlug ihr vor, die Pächterin und ihr Kind zu besuchen, von dem sie immer mit Liebe gesprochen hatte. Sie nahm den Vorschlag mit Freuden an, und ich richtete es so ein, daß Alles so war wie damals. Mit Tagesanbruch gingen wir, ich suchte dieselben Wege auf, und es war ein eben so heiterer Tag wie damals. Nur die Saaten fehlten; hie und da sahen uns traurige Stoppelfelder an. In der Natur war nicht mehr jene Fülle des Lebens, und Marie erzählte nicht so viele Märchen. Wir sprachen viel und ernst — über Gegenstände, die uns nichts angingen. Wir fühlten Beide den Unterschied zwischen einst und jetzt, und troß manchem Scherz waren wir Beide gedrückt. Wie, um mich um Verzeihung zu bitten, gab mir Marie von Zeit zu Zeit einen Kuß, und wie, um mir zu sagen, daß sie mir jetzt nicht ferner stehe als damals, drängte sie sich, an meinem Arm hängend, eng an mich und nannte sie mich mit den liebevollsten Namen. — Um Mittag saßen wir wieder auf der Bank unter der Linde; wir schlugen in die Hände, um Jemand herbeizulocken. Die Pächterin kam — aber wie war sie verändert —

blaß, eingefallen, um zehn Jahre gealtert. — „Was ist Ihnen geschehen," rief Marie erschrocken und eilte auf sie zu — „wo ist Ihr Kind?" fragte sie rasch weiter ...

„Sie haben es schon errathen," antwortete die Frau, indem sie resignirt die Hände in einander legte. — „Mein Kind ist todt. Es starb kaum vierzehn Tage nach Ihrem Besuche ..."

Marie wandte sich mit Heftigkeit zu mir, und aus ihren Blicken erkannte ich, daß sie das Unglück wieder auf sich bezog. Sie schüttelte bitter lächelnd den Kopf und setzte sich, die Hand der Frau ergreifend, mit dieser auf die Bank. — Schweigend saßen wir lange da, schweigend nahmen wir Abschied, und schweigend wanderten wir nach Hause. Bei hellem Tage kamen wir am Dorfe an; Marie ließ sich dadurch nicht beirren; sie bemerkte es kaum, und an meinem Arme schritt sie durch die heimkehrenden Männer und Frauen, die uns erstaunt betrachteten und lächelnd grüßten.

„Ein schönes Paar!" rief eine Gevatterin; „auf wann die Hochzeit?"

Marie hörte es nicht; sie war in sich versunken, blaß und stumm. ... Mein Freund, ihr Gemüth ist gefährlich krank, und unglückseligerweise kommt so jeden Augenblick etwas hinzu, die Gefahr zu steigern. Die ganze Luft scheint mir voll von unsichtbaren bösen Geistern. Schon ist mir der Gedanke gekommen, ob nicht irgend eine gewaltige Krisis, vielleicht sogar eine regenerirende Krankheit zu wünschen wäre. Doch nein! Gott bewahre. Dieses zarte Gebäude würde einem unholden, tobenden Gaste nicht widerstehen können. Ich bitte dich herzlichst, schreibe mir bald und gib mir einen Rath. Hätte ich es bei Marien mit Leidenschaften, mit Unverstand oder etwas der Art zu thun, ich würde damit fertig — aber diese Ahnungen, diese Schwermuth, diese Unfaßbarkeiten des Gemüthes finden mich ganz und gar hülf- und waffenlos. Verdammt sei die Romantik unserer ganzen Bildung, die uns Allen in den Gliedern steckt und die einem Blätterrauschen, einem Quellenmurmeln, einem Glockenton mehr

Gewalt einräumt, als dem vernünftigsten Gedanken. Kämpfe du mit Schatten, die unsterblich sind und deren Glieder, nach jedem Schwerthieb, sich wieder aneinander schließen. Lebe wohl!

Den 20. September.

Du drängst und willst Nachrichten, und ich habe dir eigentlich nichts zu sagen; oder vielmehr, was zu sagen ist, weiß ich nicht in Worte zu fassen. Es kommt der Tag, und der Tag vergeht, und nichts verändert sich, nur daß es immer herbstlicher und daß Marie immer bleicher wird und immer milder und sanfter und dabei immer starrer, immer verstockter in ihren fixen Ideen. — Da stehen wir am Fenster, sie an meinen Arm gelehnt, und sehen zu, wie zum Klang der Glocke die Blätter fallen. — Man hat sich nämlich, als man die Glocke abnahm, überzeugt, daß der Glockenstuhl morsch und daß für die neue Glocke ein neuer Stuhl nothwendig geworden. An diesem arbeitet man jetzt im Thurme, und die Axt des Zimmermanns erschallt von dort. Das Todtenglöcklein, das jetzt alle Aemter verrichtet, hat man indessen in die hohe Linde, unweit von Mariens Hause, aufgehängt. Wenn es nun gezogen wird, fallen die losen Herbstblätter und zittern, vom Klange des Todtenglöckleins begleitet, zur Erde nieder. Diesem Spiele sehen wir vom Fenster aus zu; wahrlich, es ist nicht erheiternd. Da hast du unser Leben.

Den 2. Oktober.

Nun wissen auch Andere, was ich längst gewußt habe, daß Marie sehr krank ist, denn sie liegt im Bette und sieht aus wie eine Sterbende. Meiner Mutter habe ich die Geschichte meiner letzten sechs Monate erzählt, und die gute Frau sitzt mit mir am Krankenbette und pflegt sie wie ihre Tochter. Sie wollte Marien zu uns ins Haus nehmen, um besser für sie sorgen zu können, aber sie will ihr Stübchen nicht verlassen. — Mein Freund,

welche Tage, welche Nächte ich verlebe — es ist nicht auszudrücken. Es ist mir manchmal, besonders wenn Marie so liebevoll und so voll Hoffnung für meine Zukunft spricht, als müßte mir das Herz zerspringen, und ich warte und harre, daß dieß geschehe. Ich weiß nicht, wie ich es ertragen werde. — Der Oheim sieht mich an wie einen Feind; doch drückt er mir manchmal die Hand, als ob er sagen wollte: Uns Zweien, uns Zweien geht es herzlich schlecht. —

Den 15. Oktober.

Wenn du kommen kannst, wie kannst du noch fragen, ob du sollst? — Ich werde dich nicht mehr Freund, ich werde dich Wohlthäter nennen. Du wirst mir theuer sein mein ganzes Leben, wenn du sie gesehen hast, wenn sie dir, den sie seit so lange kennt, die Hand gedrückt hatte. — Dein Onkel soll die ganze Klinik im Stiche lassen und mit dir kommen. Er kennt meinen Vater sehr genau; sage ihm, es handle sich um dessen Schwiegertochter, meine Braut. — Aber beeile dich; komme bald!

April 184 . .

Viel Glück, mein Freund, zum überstandenen letzten Examen. Nun ist es Zeit, mit dem Vorschlag herauszurücken, den ich seit lange in petto habe. Die Carriere, die du erwählt hast, ist nichts für dich; du bist arm und müßtest dich durch Jahre voll Entbehrung schlagen, bis du zu einem nur halbweg erträglichen Loose gelangtest. An mir hast du in jenen verhängnißvollen Wochen, vor und mehr noch nach dem Tode Mariens, des Guten so viel gethan, daß ich es dir mit einem sorgenlosen Leben, mit einer guten und einträglichen Stellung nur schlecht bezahle. Ich werde immer dein Schuldner bleiben, und ich sträube mich nicht dagegen — bin ich doch der armen Marie verschuldet bis zu meinem letzten Hauche. Du kommst zu uns; wir stehen an der

Spitze einer großartigen Unternehmung, bei der du mit deinen juristischen Kenntnissen uns und dir nützlich sein kannst. Halte dich an das Positive, mein Freund; nur im Positiven, nur im Schaffen, das einen direkten, ausgesprochenen Zweck hat, ist das Heil. Ich habe einen Schauer vor allem Unbestimmten, vor all den Gemüths- und Phantasiedämmerungen, in denen man wie in Wolken wandelt, wie der Byron'sche Kain im Bodenlosen und Leeren. Ich halte mich an das Nächste und studire Landwirthschaft, Geologie, Hütten- und Maschinenwesen. Ich hoffe, daß mit der Zeit etwas Rechtes aus mir wird, besonders in deiner Gesellschaft. Komme bald! Heute ist es ein Jahr, daß ich Marien kennen gelernt; bald wachsen Blumen auf ihrem Grabe. Komme bald zu deinem

Max.

Die alte Jungfer.

I.

Das Dorf liegt auf einem niedrigen Plateau und sieht ärmlich und schmucklos aus, ja selbst etwas finster, wie die meisten ächtböhmischen Dörfer. Die Bauernhütten stehen in einem großen Kreise; in der Mitte klaffen tiefe, mit Regenwasser angefüllte Lehmgruben, in denen Gänse und Enten ein einförmiges Leben führen. Auf dem großen Rasenplatze erhebt sich ein wilder Kastanienbaum, der mit seinen breiten Zweigen einen sandsteinernen, weiß, schwarz und roth angestrichenen heiligen Johannes von Nepomuk beschattet. Anders ist es in dem Thale, welches mit seinem Bache das Plateau auf zwei Seiten begränzt. Hier wohnte von jeher ein handeltreibendes Völkchen, und man erzählt, daß die Federnhändler dieses Thales sich schon unter der Kaiserin Maria Theresia bis über die Gränzen des Landes und bis auf die Leipziger Messe gewagt haben. An die Fremde und an Reisen gewohnt, hatten einige junge Leute zur Zeit der Franzosenkriege, besonders als diese über die Gränzberge Böhmens drangen, Muth genug, sich der Armee Kaiser Franzens anzuschließen und als Lieferanten ihr Glück zu machen. Die einzige Schlacht von Kulm und Arbesau mit ihren Vor- und Nachspielen hatte ihnen so viel eingebracht, daß sie als wohlhabende Leute in ihr Thal zurückkehren und sich noch ihr Leben lang als Gläubiger des

Kaisers rühmen konnten. Von ihren Reisen brachten diese unternehmenden Leute nebst dem Gewinne noch Mancherlei mit, das zur Bequemlichkeit gehört und bisher in diesen Gegenden unbekannt gewesen; die Häuser, die sie sich bauten, entfernten sich von dem bäuerlichen Style des Dorfes, und der Hausrath bekam ein ganz städtisches Aussehen. Aber die größte und gründlichste Veränderung datirt aus jener Zeit, da die Industrie unter dem Schutze eines sicheren Friedens — Kulm und Arbesau, sagte man stolz im Dorfe, haben nicht wenig zur Sicherheit dieses Friedens beigetragen — sich auf dem Kontinente auszubreiten begann und die Reisenden ihre Wunder in der Fremde anstaunen konnten. Die Berge rings in der Gegend waren von Eisenerzen angefüllt; die Wälder boten prächtiges Bau- und Brennholz; in einem benachbarten Bezirke fristeten reiche Steinkohlenbergwerke, überflüssig, wie sie schienen, ein ärmliches Leben, und das Flüßchen, das lustig das Thal durchrauschte, verschwendete leichtsinnig eine höchst kostbare Wasserkraft. Spekulative Köpfe, und unter ihnen hervorragend der kleine Handelsmann Justinus Liebert, einer der Helden von Kulm und Arbesau, bemächtigte sich dieser unbenützten Schätze und Kräfte, eröffnete Eisengruben, baute Straßen nach den Steinkohlenlagern, legte Eisenhämmer, Schaufelschmieden, Walkmühlen 2c. an, führte Häuser auf, wie sie aufblühenden k. k. ausschließlich privilegirten Fabrikanten würdig schienen, und nach wenigen Jahren war es den Einwohnern selbst schwer, in dem lebensvollen Thale voll niedlicher, eleganter Wohnungen ihre ursprüngliche Heimat zu erkennen. Sie datirten die große Veränderung von jenem Zeitpunkte her, da am Eingange des Thales, an den Eisenhütten des Herrn Justinus Liebert, jene himmlische Esse aufgeführt worden, welche alle Zainhämmer und Streckhämmer der Umgegend überflügelte oder, wie man sich ausdrückte, aufs Maul legte und ihren Besitzer in sehr kurzer Zeit zu einem ansehnlich reichen Mann machte. Damals, als die Esse aufgeführt wurde, erregte sie außerordentliches Aufsehen; an Sonntagen strömten alle Umwohner herbei, um das Riesen-

werk anzustaunen, und die alten Leute sagten, das sei unerhört, das hätten sie selbst in Prag und Leipzig nicht gesehen, und als man die ältesten Federnhändler fragte, versicherten sie, sie hätten deßgleichen in Frankfurt am Main nicht gesehen, und es war ausgemacht, daß mit dem Baue dieser Esse, wie mit dem Baue des babylonischen Thurmes, eine neue Zeit beginne. Ob eine gute oder böse neue Zeit, das wisse Gott allein.

Es sah aber aus, als sollte die neue Zeit eine gute werden. Es wurde viel gebaut, trotz dem bis dahin in dieser Gegend viel geltenden Satze: Stützen soll man ein altes Haus und kein neues bauen.

Häuser, Hausart und Menschen wurden immer schmucker, doch behielt Alles einen ländlichen Charakter, da die Häuser nicht in Gassen gedrängt und gereiht standen, sondern einzeln, von Gärten umgeben, in denen die Töchter Blumen pflegten. Freilich waren diese Blumen erst nur noch Sonnenblumen, halbwilde Rosen — aber bei Lieberts waren auch schon Georginen angekommen, und es war Hoffnung vorhanden, daß sich die Nachkommen der Liebert'schen Georginen über die andern Gärten ausbreiten würden. Man lebte ja sehr friedlich und gemüthlich unter einander, theilte einander gerne mit, und Käthchen Liebert war besonders froh, wenn sie alles Schöne, womit sie ihr Vater umgab, mit Andern genießen konnte.

In der That sah man schon im Herbste nach Ankunft der Georginen mehrere ihrer Töchter über die graue Stakete der Tabaktrafikantin Rosalie glänzen und liebäugeln. Das Flüßchen war regulirt und für Zeiten des Wassermangels in angemessenen Entfernungen mit Bassins versehen worden, welche von Weiden oder schnell wachsenden Akazien umgeben waren. Auf einem der Wasserbecken schwamm ein grün angestrichener Kahn, ein in dieser Gegend nie gesehenes Fahrzeug. Die kleine Stadt in der Nähe, die amtliche Hauptstadt des Bezirkes, welche früher das Dorf als zu ihren Domänen gehörig beherrscht hatte, strich die Segel vor den Annehmlichkeiten und dem Reichthum des Dorfes, und wie

man ehemals aus dem Dorfe in die Stadt gegangen, so ging man jetzt aus der Stadt in das Dorf, um Neues zu sehen und zu hören, und vor Allem, um sich gut zu unterhalten. Die Beamtenfrauen und Töchter ärgerten sich zwar über den Luxus der Dorfleute, aber die Herren liebten den guten Tisch und Keller der Fabrikanten und verwiesen den Frauen ihre Vorurtheile. Obenerwähnte Georginen sind nicht durch einen Wind des Zufalls aus dem Garten des Herrn Justinus Liebert in den Garten Rosaliens, der Tabaktrafikantin, verpflanzt worden; Käthchen Liebert selbst hat drei Setzlinge, an den drei Bassins vorbei, in ihren Händen dahingetragen und den kurzen und trockenen Dank dafür in Empfang genommen.

Wie Alles in der Welt seine Bedeutung hat, so war auch das Erscheinen der Liebert'schen Georginen im Garten Rosaliens nicht bedeutungslos. Rosalie mußte die Erstlinge von Allem haben, und was man ihr anbot, brachte man nicht wie ein Geschenk, sondern wie einen Tribut oder ein Opfer dar, und es wurde auch demgemäß von ihr angenommen. Sie war in alle Gesellschaften geladen, sie empfing ihr Theil von den besten und seltensten Schüsseln, die im Thale verzehrt wurden, besonders in jenen Häusern, in denen erwachsene Töchter dem Haushalt vorstanden; denn Rosalie war, wenn nicht die wichtigste, so doch nach Herrn Liebert die einflußreichste Persönlichkeit des Ortes, und sie wachte mit Eifersucht über ihr Ansehen und ließ es nicht einen Augenblick verfallen. Dieses Ansehen verdankte sie ihrer Herkunft, ihrer Stellung, ihrem Charakter, wie ihrem Alter und, in Folge ihres Alters, der Tradition.

Ihr Vater war ein braver Soldat gewesen, der als Feldwebel quittirte und für seine Dienste mit der Tabaktrafik belohnt wurde. Seine beiden Töchter Rosalie und Marianne wuchsen in großer Schönheit auf, aber er sah mit Schmerzen, wie Rosalie, die ältere, auf sein Ansehen und seine Verdienste, mehr aber auf ihre Schönheit bauend, einen Freier nach dem andern abfahren ließ, wie sie alle jungen Leute der Gegend als tief unter

ihr stehend betrachtete und, wie es schien, irgend etwas Großes und Ausgezeichnetes erwartete. Als ihr Vater starb, war sie tief in den Zwanzigern und Jungfrau, so wie ihre Schwester, vor der sie wie eine abwehrende, undurchdringliche Mauer stand, und welcher sie unter den abgefallenen Freiern, die sich manchmal zu Marianne wandten, nicht zu wählen erlaubte. Der alte Feldwebel, den man im Dorfe, um sich und ihn zu ehren, Herr Lieutenant titulirte, hatte, als er die Augen schloß, den Einen Trost, daß seine Kinder nicht unversorgt zurückblieben, denn er hatte es durchgesetzt, daß seine Tabaktrafik auf sie, als auf Soldatenkinder, überging, und die Einträglichkeit derselben wuchs von Tag zu Tag mit der Wichtigkeit des Ortes und mit der Anzahl der Arbeiter, welche das neue industrielle Treiben in das Thal und in die Gegend zog. Außerdem hatte ja Rosalie so viel Geist, so schrecklich viel Verstand, daß der zärtlichste Vater ihretwegen nicht besorgt sein durfte, und mit dem in der ganzen Gegend berühmten Verstande noch so große Ueberreste von Schönheit, daß man es kaum merkte, wie es eben nur noch Ueberreste waren. Seit dem Tode des Herrn Lieutenants waren schon wiederholt Jahrzehnte vergangen; Rosalie stand bereits in einem unnennbaren Alter; von jenen großen Schönheitsübermaßen waren nur noch kleine Restchen vorhanden; verheirathet war sie auch noch nicht, und doch war ihr Ansehen, ihre Wichtigkeit im Orte auf eine höchst merkwürdige Weise gestiegen. Dieß verdankte sie, neben ihren persönlichen Eigenschaften, vorzugsweise dem Tabakhandel, den Rosalie zu benützen wußte, um ihr Haus — ein nettes kleines Häuschen mit Hof und Garten — zum Mittelpunkte des ganzen Ortes und der Gegend zu machen. Zu diesem Resultate ist sie durch ein einfaches Manöver gelangt. Sie hatte den Schalter am Fenster abgeschafft, durch den ehemals die Tabakpäckchen aus der Stube hinausgereicht worden; jeder Käufer mußte nun in die Stube selbst treten, und da sah es so behaglich aus und standen so einladende Großvaterstühle umher, daß sich der Käufer, freundlich

aufgefordert, gerne hinsetzte und, von Rosalie geschickt ausgefragt, Alles erzählte, was er nur an Neuigkeiten, an Hochzeits-, Geburts- und Sterbefällen, an edlen und verbrecherischen Thaten, an politischen und Privatinteressen wußte. Rosalie kannte auf diese Weise das Innerste aller Häuser und Familien, und hatte man sich ehemals bei ihrem Vater versammelt, um alte Kriegsgeschichten zum hundertsten Male anzuhören, so wanderte man jetzt regelmäßig jeden Abend zu ihr, saß man im Sommer bis spät in die Nacht hinein auf den Bänken vor ihrem Hause, um neueste Nachrichten aus Osten und Westen kennen zu lernen.

Darum nannte man ihr Haus auch das Casino, und später, bei steigender Bildung und Berührung mit der Welt, den Klub, was Rosalie nicht ungern hörte.

II.

War Rosalie den Männern wichtig als Besitzerin und Vorsteherin des Klubs, war sie es den Frauen und Mädchen noch mehr als Putzmacherin — denn das war ihr eigentlicher Stand, für den sie sich ausgebildet und für den sie die natürliche Begabung hatte — und wie sie es verstanden hatte, im geeigneten Momente, da der Flecken sich zu modernisiren anfing, die Cigarren einzuführen und dadurch ihrem Handel einen neuen Aufschwung zu geben, so hatte sie es um dieselbe Zeit auch als Putzmacherin verstanden, aus den ländlichen Moden herauszutreten und sich in die städtischen hineinzuarbeiten.

Sie war immer zeitgemäß, und ihre Entwicklung als Putzmacherin hielt gleichen Schritt mit der Entwicklung der Industrie und des Wohlstandes.

Ihr also hatte man es vorzugsweise zu verdanken, daß sich die weibliche Bevölkerung ihres Auftretens nicht zu schämen brauchte, wenn von Zeit zu Zeit Reisende aus fernen Gegenden

und aus der Hauptstadt ankamen. Rosalie hatte das volle Gefühl Dessen, was ihr die ganze Heimat verdankt. „Wie würden sie mit all ihrem Gelde aussehen, wenn ich nicht wäre!" sagte sie oft zu sich und zu Andern.

Und es ist wahr, daß sie in dieser, wie in vielen andern Beziehungen, für diesen in der Genesis begriffenen Ort von unschätzbarem Werthe war, stellte sie doch auch den Arzt und Apotheker dar. Sie besaß so viele Hausmittel, sie verstand es, so manche Krankheit zu behandeln, daß sich viele Familien immer zuerst an sie wandten und den Arzt aus der Stadt nur bei besonders gefährlichen oder außerordentlichen Fällen holen ließen. Brauchte man wo eine Citrone, Heftpflaster, Salmiak, Thee oder dergleichen, — ohne weiter nachzudenken, wandte man sich an Rosalien, und besaß sie nicht das Verlangte, so hatte sie doch immer ein Surrogat oder irgend Etwas, was besser und dienlicher war, als Das, was der ländliche Verstand ihrer Mitbürger verlangte. So war sie denn das Faktotum bei Gesunden und Kranken, bei Männern und Weibern, bei Jung und Alt. Und wie man sie an allen Abenden der Wochentage dem Klub der Männer präsidiren sah, so sah man sie an allen Nachmittagen der Sonn- und Feiertage an der Spitze der weiblichen Jugend mit großen Schritten über Wiese und Feld, durch Thal und Wald gehen. Das war die Schwäche dieses starken Charakters: Rosalie, die eben so alt war, wie Herr Justinus Liebert, konnte sich doch von der Jugend nicht trennen und liebte es vorzugsweise, im Kreise der Mädchen ihre Herrschaft auszuüben, sich mit diesen zu zeigen und anzudeuten, daß sie noch zu ihnen gehöre. Jedermann fand Dieses lächerlich, nur nicht die weibliche Jugend, auf die sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte. Die Mütter beklagten das, und die Väter verloren manchmal die Geduld darüber, denn auf ihren Spaziergängen sowohl, wie zu Hause am Nähtische, wo sich Nachmittags ebenfalls die weibliche Jugend versammelte, soll, wie verlautete, Rosalie Grundsätze gepredigt haben, welche Väter und Mütter verderblich

nannten. Nicht Grundsätze, die man gewöhnlich unmoralisch nennt, Gott bewahre! — Niemand konnte Rosalien die geringste Immoralität vorwerfen — aber Grundsätze, die geeignet waren, aus all den jungen Mädchen, die sie umgaben und gläubig ihren Worten lauschten, alte Jungfern zu machen. Daß die Befürchtungen der Väter und Mütter begründet waren, das zeigte eine ganze zu Rosalie gehörige Schaar, die man im Geheimen ihre „alte Garde" nannte und die in der That nur aus reifen und überreifen Jungfrauen bestand und an deren traurigem Zustande, wie man allgemein behauptete, nur Rosalie Schuld war. Rosalie war nicht grundsätzlich eine Feindin der Ehe, sie wollte ja, wie sie es bei jeder Gelegenheit offen gestand, selbst noch heirathen, wenn sich nur ein Mann vorstellte, der ihrer würdig wäre. Seit fünfundzwanzig Jahren hat sich dieser Mann nicht gefunden, und es fand sich auch kein Mann, den sie für würdig gehalten hätte, der Gatte einer ihrer Landsmänninen zu werden. Sie hatte ein merkwürdig geübtes Auge, um an jedem Freier oder Liebhaber ihrer selbst oder ihrer Freundinnen die geheimsten Schwächen oder Fehler seines Charakters oder seiner Erscheinung herauszufinden, und noch eine merkwürdigere Begabung, ihn mit Einem Worte zu brandmarken oder lächerlich zu machen.

War eine ihrer Freundinnen noch so sehr geneigt, auf die Bewerbungen eines jungen Mannes einzugehen — nach der Kritik, der ihn Rosalie in voller Versammlung unterzog, und nach dem Urtheil, das sich am Ende meist in ein Wort konzentrirte, in ein ganz kleines, unvergeßliches Wörtchen, war Das geradezu eine Unmöglichkeit geworden.

Dazu kam, daß Rosalie die Geschichte jedes Einzelnen so genau kannte, daß es ihr ein Leichtes war, ein Charakterbild zusammen zu stellen, vor dem das unerfahrene, heirathslustige Mädchen schauderte. Die jungen Mädchen, meist auch ihre Schülerinnen in allen Handarbeiten, lernten ihr diese Kunst der prägnanten Charakterisirung bald ab und übten früh ihren

Scharfsinn in Auffindung der Schwächen und Fehler der jungen Männer, so daß sich oft Rosalie gar nicht die Mühe zu geben brauchte, ihnen ihre Bewerber zu verleiden. Nirgends vielleicht kam es so oft vor, wie in dem Thale, daß ein junges, unerfahrenes, siebzehnjähriges Geschöpf einem weitgereisten, gebildeten Mann, der es sich einfallen ließ, ihr den Hof zu machen, ins Gesicht lachte. Die Folge war, daß der Flecken bald einen schlechten Ruf bekam, daß die Einwohner für eingebildet und für Spötter galten, und daß die Freier und die Fremden, wie sehr auch der Wohlstand lockte, immer seltener wurden, daß die ganze Schaar der alten Garde ein ähnliches Schicksal durchmachte wie Rosalie, und daß der ganze Nachwuchs von einem ähnlichen Schicksale bedroht war. Die Mütter seufzten und behaupteten, Rosalie könne es nicht ertragen, daß eine Jüngere vor ihr heirathete, und sie verrathe Das, da sie an Allem Theil nehme, nur nicht an Hochzeiten. Die Töchter antworteten, Das sei wohl möglich; aber man könne nicht leugnen, daß Alles, was sie über Adolf, Heinrich, Hans, Albert ꝛc. sage, die reinste Wahrheit sei.

III.

Um jenes Käthchen Liebert, das die Georginenknollen zu Rosalie trug, thäte es uns leid, wenn sie demselben Schicksale verfallen sollte, wie schon die alte Garde und manche der jungen Garde. So eben, an einem schönen Frühlingsmorgen, trägt sie wieder Pelargoniensamen zu Rosalien, und wie sie so hingeht an den drei Bassins vorbei, den Blumensamen vorsichtig in der hohlen Hand tragend, mit fast noch kindlichem Schritt, und still vor sich hinlächelt, weil sie Jemand eine Freude machen will, sieht sie gerade so aus, als ob sie auch ein großes Glück für Andere, besonders für Einen, einen glücklichen Unbekannten, im Herzen trüge. In einem der Bassins strecken Karpfen ihre

breiten Mäuler aus dem Wasser; sie wirft ihnen einen Rest ihres Frühstückes zu und lacht, wie sie nach dem weißen Brode schnappen, und bleibt stehen, wie ein Kind, das seine Kommission vergißt. Ihre Taschen sind leer, und sie hätte fast Lust, den Blumensamen in den Teich zu werfen, um sich an dem Schnappen der Karpfen noch länger zu belustigen, aber derselbe gehört Rosalien, und sie wandert weiter. Aus dem andern Bassin läuft eine offene Rinne in den Bach; sie nimmt mit der linken Hand vorn ihr blaues Kleidchen zusammen, schließt die andere mit den Körnern zu einer kleinen Faust und springt mit einem Hopp, das sie vor sich hinsagt, über die Rinne. Aber die Körner waren doch zu viele, und einige sind bei dem Sprunge auf die Erde gefallen; sie kniet nieder oder kauert, so unbefangen, als ob sie zu Hause wäre, und sammelt die zerstreuten Körner wieder ein.

Rosalie stand auf der Höhe des Dammes, der ihr Haus vor den Ueberschwemmungen des Baches schützte, wie sie jeden Morgen pflegte, stützte beide Hände an die Hüften, daß die Ellenbogen weit vorragten, und übersah das Thal wie ein Fürst, der von der Höhe einer Zinne oder eines Berges sein Reich überblickt. Neben ihr stand Susi, eine von der alten Garde. Dort kommt Käthchen Liebert, sagte Susi. — Ich sehe es! antwortete Rosalie trocken. Wie sie über die Rinne springt — wie sie jetzt niederkauert — Das schickt sich doch nicht mehr für ein so großes Mädchen — fuhr jene fort.

Warum nicht? — verwies Rosalie — willst du Die auch schon zu einer großen Person machen? Käthchen ist noch ein Kind! wie lange ist's her, daß ich ihr die Hände gepatscht habe, wenn sie unartig war, und ich könnte es heute auch noch thun.

Das ginge doch nicht mehr an, lächelte Susi etwas spöttisch.

Und warum nicht? weil es Käthchen Liebert ist? weil es die Tochter Justinus Lieberts ist? Daran liegt mir viel! Ich habe Seiner Wohlgeboren Herrn Justinus Liebert, k. k. ausschließlich privilegirten Fabrikanten, gekannt, als er noch als ganz kleiner

Handelsmann von Dorf zu Dorf zog, und wenn ich gewollt hätte, wäre ich heute Frau Liebert, k. k. ausschließlich privilegirte Fabrikantin.

Und warum hast du nicht gewollt? fragte Susi noch spöttischer als zuvor, ja es drückte sich sogar starker Hohn und Schadenfreude bei dieser Frage in ihrem Gesichte aus. Susi war eigentlich die intimste Feindin Rosaliens, die sie im Innersten dafür verantwortlich machte, daß sie eine alte Jungfer geworden, von der sie sich aber trotzdem nicht trennen konnte. Die Gleichheit des Gemüthszustandes machte sie zu Bundesgenossen.

Weil ich ihn der guten Anna, der armen Anna, meiner Freundin, die närrisch in ihn verliebt war, nicht nehmen wollte! antwortete Rosalie groß und stolz. Man sagt, fuhr Susi immer lächelnd fort, daß er auch in sie so närrisch verliebt gewesen.

Bah! erwiderte Rosalie, Das weiß ich besser — ich weiß, was vorgegangen, ich weiß, welche Anträge er mir gemacht — das ganze Dorf wußte es damals.

Ich erinnere mich freilich nicht — ich war damals ein Kind! sagte die Andere so unbefangen als möglich.

Ein Kind! lachte Rosalie — ein Kind! achtzehn Jahre warst du alt!

Susi biß sich auf die Lippen und schwieg. Aber bald hatte sie eine neue Frage bereit, mit der sie sich für diese Antwort rächen konnte: Und wenn er dich so geliebt hat, warum hat er dich nach dem Tode seiner Frau nicht geheirathet? Damals war doch Niemand da, für den du dich hättest zu opfern brauchen? Und du warst ja schon bei ihm im Hause und hast, wie du selber sagst, bei seinen Kindern Mutterstelle vertreten. Warst du damals vielleicht nicht mehr jung genug? oder nicht mehr schön genug? — Rosalie streckte sich, lachte: Schön genug! haha! — und fügte laut und stolz hinzu: Du weißt, ich hasse ihn. — „Ja, du hassest ihn," fuhr Jene mit besonderem Vergnügen fort. „Du haßtest ihn zuerst, weil er dich das erste Mal nicht geheirathet hat. Aber du wärest zu versöhnen gewesen, wenn er dich nach

dem Tode seiner Frau geheirathet hätte, für die du dich so schön geopfert hast. Man sagt, daß du damals, als er dich ins Haus nahm, um seine Wirthschaft zu leiten, Das ziemlich lebhaft gehofft und daß du dich schon als Frau Justinus Liebert und als reiche Frau benommen hast, mehr als die verstorbene arme, gute Anna je gethan hat. Dein eigentlicher Haß, der ist erst später gekommen, erst vor zwei Jahren ungefähr, weil Justinus Liebert deine jüngere Schwester Marianne an seinen Hauslehrer verheirathet hat, weil er diese Heirath erleichterte, weil er alle Hindernisse, die von der Schwester gekommen sein sollen, beseitigt, weil er dem armen Hauslehrer, dem guten Fischer, eine Stelle an der Realschule in der Stadt verschafft und dir so die Beleidigung angethan, deine um zehn Jahre jüngere Schwester vor dir unter die Haube zu bringen." — Susi hatte, wie Das nur intimen Freundinnen möglich ist, mit feinstem Takte die zwei empfindlichsten Stellen in Rosaliens Herzen berührt.

Daß sie Herr Justinus Liebert nicht geheirathet, auch nach dem Tode seiner Frau, da sie doch seinem Hauswesen vorstand und die gegründetsten Hoffnungen zu haben glaubte, und daß er die Heirath ihrer jüngeren Schwester mit seinem braven Hauslehrer begünstigt — diese zwei Verbrechen konnte sie ihm nicht vergessen, betrachtete sie als tödtliche Beleidigungen — diese zwei Dinge wurmten sie mehr als Alles; um so mehr, als sie sich bei diesen Gelegenheiten Blößen gegeben, ihr Innerstes verrathen und im letzten Falle auch aufgehört hatte, für eine gute Schwester zu gelten.

Man erzählte noch im Dorfe, wie sie gewüthet habe, wie sie sich am Hochzeitstage auf den Damm gestellt und mit aufgehobenen Armen Verwünschungen gegen das Haus Liebert schleuderte, in welchem die Hochzeit gefeiert worden, und wie sie seitdem ihre Schwester nicht habe sehen wollen.

Susi wußte sehr gut, was sie that, als sie über Rosaliens Haß gegen den alten Liebert sprach, und sie hätte das Messer in ihrem Herzen gern noch einige Male umgekehrt, wenn nicht eben Käthchen in den Hof getreten wäre.

Guten Morgen, Rosalie! guten Morgen, Susi! klang es so freundlich und lieblich, daß der Ton viel mehr zu dem Vogelgezwitscher auf den Bäumen ringsumher, als zu dem eben beendeten Gespräche und zu dem bitteren Tone desselben paßte. — Sieh, Rosalie, fuhr der holde, junge Ton fort, da bringe ich dir frischen Blumensamen, zu Blumen, die wir hier noch nicht gehabt haben. Papa hat ihn aus Königswart, aus dem Metternich'schen Garten mitgebracht.

Gut! sagte Rosalie, leg's dorthin auf die Bank; ich habe gerade ein Plätzchen im Garten frei, wo ich den Samen brauchen kann.

Käthchen that, wie Rosalie ihr befohlen, und fuhr fort: Wart, Rosalie, künftig sollst du noch mehr bekommen, und von allen möglichen Gattungen. Papa will ein Treibhaus anlegen und einen Gärtner dabei anstellen: der gute Papa, das hat er mir zu meinem Geburtstage versprochen.

Papa wird wohl bald Myrten brauchen? fragte Susi.

Wozu? fragte Käthchen wieder.

Nun, für Fräulein Tochter, wenn Fräulein Tochter sich verheirathen.

Ach, nein, sagte Käthchen ganz ruhig lächelnd, daran ist noch nicht zu denken.

Und warum nicht?

Nun, weil ich noch nicht ein Bißchen verliebt bin, lachte Käthchen.

Ach! nicht in den jungen, dicken Herrn, der diese Woche zu Besuch hier war? Wer ist denn der dicke, junge Herr?

Ach, er ist nicht so dick, erwiderte Käthchen, und es ist ein ganz freundlicher, netter Mensch; sein Vater ist Gutsbesitzer bei Karlsbad.

Er besäet wohl selbst seine Felder, fuhr Susi fort, denn er geht, als ob er immer die Schürze voll Korn vor sich her trüge.

Käthchen lachte wieder. Das ist mir gar nicht aufgefallen, sagte sie; aber schöne Zähne hat er, wie aus Elfenbein.

Die konnte man gut sehen, sagte Rosalie achselzuckend; denn die Unterlippe hängt ihm übers Kinn, wie eine Schürze. Aber dummes Zeug, fügte Rosalie, zu Susi gewendet, ihrer Bemerkung hinzu, man muß dem Kinde nicht schon Heirathsgedanken in den Kopf setzen. Dem Herrn Weller ist es gar nicht eingefallen, auf Käthchen wie auf seine Zukünftige zu sehen.

Gewiß nicht, bestätigte Käthchen sehr treuherzig.

Er war hier, um Herrn Liebert eine Steinkohlengrube, die er auf seinem Gute hat, zum Kaufe anzubieten.

So? fragte Käthchen; ich habe nicht gefragt.

Gewiß, sagte Rosalie, ich weiß es! Der Engländer hat es mir gesagt. Lord John wird vielleicht dahin reisen, sie zu besichtigen. Herr Weller verlangt 30,000 fl. für eine dreijährige Ausbeutung; nach dieser Zeit kann der Pacht unter denselben Bedingungen auf sechs oder zehn Jahre erneuert werden; wo nicht, fallen alle Anlagen Herrn Weller als Eigenthum zu. Herr Weller hätte die Ausbeutung selbst übernommen, wenn seine Kapitalien in diesem Augenblicke nicht bei einem Holzgeschäfte engagirt wären. Auch brauchte er baares Geld, weil er seine zweite, nein, seine dritte Tochter verheirathet. Die machte eine schöne Partie! Sie nimmt einen Justiziär, der 800 fl. Gehalt hat. Freilich ist sie häßlich, wie ihr Bruder, und hat sie schon eine Geschichte gehabt mit einem unbeschäftigten Badearzt aus Marienbad.

So! sagte Käthchen wieder, das wußte ich nicht; ich habe nicht gefragt. Aber wie du Das alles weißt! fügte sie lachend hinzu; Rosalie weiß Alles! Weißt du, wie dich Papa heißt? Papa heißt dich die „Allgemeine Zeitung" oder den „Oesterreichischen Beobachter." Das ist auch eine Zeitung.

Sehr witzig! murmelte Rosalie.

Wie heißt die Zeitung? fragte Susi.

Der „Oesterreichische Beobachter!" antwortete Käthchen; aber was ich eigentlich noch sagen wollte. Wir haben Sonntag Gäste. Du weißt, Papa hat den großen Adler aus Prag bekommen,

der anzeigt, daß Papa's Fabrik eine k. k. privilegirte ist. Der wird Sonntags nach der Messe feierlich über der Thüre aufgehängt werden; dann ist großes Essen bei uns, und Abends werden wir tanzen. Es kommen über zwanzig Herren und Damen aus der Stadt. Nicht wahr, Rosalie, du wirst mir helfen? Ja?

Auf dieses bittende Ja, das mit dem Köpfchen auf der Seite gesagt war, antwortete Rosalie mit einem hölzernen: Ja wohl! Du könntest ja doch nicht fertig werden.

Da Käthchen so schrecklich viel zu thun hatte, ging sie auch bald und mit schnellen Schritten, nicht ohne sich wieder einige Minuten bei den Karpfen aufzuhalten. Die beiden Freundinnen sahen ihr nach, und jede dachte: wie gar schnell diese Dinger aufwachsen! man kann es nicht leugnen, sie ist eine große Person, ein dummes Ding, aber was kümmert Das die Männer — sie sind selbst so dumm — grad solche grüne, unreife Dinger gefallen ihnen.

Hätte mit ihnen noch ein dritter Wohlwollender dem lieben Käthchen nachgesehen, gewiß, er hätte ganz andere Gedanken gehabt, und man hätte sich überzeugt, wie verschiedene Gedanken verschiedene Menschen bei Betrachtung desselben Gegenstandes haben können. Der alte Müller, der, seine Morgenpfeife rauchend, aus dem Fenster sieht und von Käthchen durch den Teich getrennt ist, scheint ein solcher Wohlwollender zu sein. Fräulein Katti, Fräulein Katti! ruft er mit einer Stimme, die gewohnt ist, Mühlräder zu überschreien.

Was ist, Gevatter?

Da gehen zwei sehr schöne Mädels!

Wo denn? fragt Käthchen und sieht sich neugierig um.

Eine oben und eine unten im Teiche!

Käthchen versteht nicht gleich und sucht und sieht in den Teich — dann lachte sie, und der Müller lachte auch.

Der alte Müller wird witzig, sagt Susi.

Wenn die Alten zu reden anfangen, fangen die Jungen an, zu schweigen, sagt die erfahrene Rosalie. Komm, hilf mir, sagt

sie dann nach einigem Schweigen und geht ins Haus, wohin ihr Susi folgt.

Nach wenigen Minuten kommen Beide in den Hof zurück und tragen eine große Holzplatte, die sie auf die Bank gegen die Mauer stellen.

Ich weiß es seit lange, sagt Rosalie, daß Justinus Liebert einen Adler vor sein Haus hängen wird. Will er groß thun mit seinem kaiserlichen Adler? ich kann es auch. Seit dreißig Jahren könnte hier ein Adler hängen, wenn wir es gewollt hätten; jede Tabaktrafik hat das Recht, einen doppelköpfigen kaiserlichen Adler auszuhängen. Was Einer kann, kann ich auch, und Herrn Justinus soll die Freude, die Welt mit einem Adler zu überraschen, etwas geschmälert werden; ich will ihm zuvorkommen. So sprechend, hatte sie den rauchenden, hölzernen Türken in rothen Hosen, gelbem Kaftan und blauem Turban von dem Postament über dem Fenster, wo er seit dreißig Jahren prangte, abgenommen und an dieselbe Stelle einen gewaltigen Haken befestigt. Susi reichte ihr die Holzplatte, und nach wenigen Sekunden glänzte, wohl befestigt, ein riesiger, frischgemalter zweiköpfiger Adler mit Szepter und Reichsapfel in den Klauen, mit dem Querbalken und den österreichischen Lerchen in der Mitte, weit in das Thal hinaus. Eingefaßt war das ganze Bild von einem schwarz und gelben Rande, und über den Köpfen des Adlers war in einem Rundbogen und in goldener Schrift auf wolligem Grunde zu lesen: K. K. Tabaktrafik. Rosalie stand stolz davor, betrachtete den Adler und sagte: Was Einer kann, kann ich auch! Der Adler hat mich fünfundzwanzig Gulden gekostet, aber ich bereue das Geld nicht.

Dann ging sie wieder auf die Höhe des Dammes, stemmte beide Hände in die Seiten und sah herausfordernd ins Thal hinaus und hinauf gegen das Haus des Herrn Justinus Liebert mit seinen zahlreichen grünen Jalousien.

Nun hing der Adler auch schon über Herrn Justinus Lieberts breiter, von allerlei Erzgießerei bedeckter Thür. Er war bei

Weitem größer, schöner und besser gemalt, als der Adler Rosaliens; auch schützte ihn ein blechernes Dach, das wie ein schwarzes Band in Windungen über ihn hinlief, vor dem Regen. Die Feierlichkeit war vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, und die Bauern des oberen Dorfes standen noch mit offenem Munde betrachtend da, während Herr Liebert mit seinen Gästen, darunter der Kreiskommissär, der Bürgermeister der nächsten Stadt, die Räthe, der Bergrath, die Berggeschwornen mit ihren respektiven Ehegemahlinnen und anderen kleineren Beamten, oben im großen Saale eine gewaltige, homerische Mahlzeit einnahmen. Da floß nur so der Ungarwein, und die viel zu wenig bekannten Landsleute von Melnik und Czernosek kamen zu Ehren. Herr Liebert brachte einen loyalen Trinkspruch aus, welchem dann die Trinksprüche des Bergraths und des Bürgermeisters auf den edlen Wirth und auf die Fremden und Begründer der hohen Industrie folgten.

Während die Herren sprachen, was sie eigentlich nur aus Höflichkeit sprechen wollten, wurde es ihnen selber klar, wie wichtig in der That die Männer sind, die sie leben ließen, und unwillkürlich fühlten sie sich und ihre Größe Herrn Justinus näher gerückt und stiegen ein wenig herab von ihrer Höhe und wurden zuthunlicher. Was Herrn Justinus selbst betrifft, so hatte er in dieser Beziehung längst ein dunkles Gefühl seiner Wichtigkeit, wenn auch nicht seines Werthes, da er sehr wohl ahnte, was ihm, dem Autodidakten, fehlte, um Das zu werden, was ein großer Industrieller in unserer Zeit und im modernen Staate werden könnte. Längst hatte er es gemerkt, wie enge die Unternehmungen, die er als bloße Geldspekulation angefangen, mit dem Wohl und Wehe des Staates, mit Krieg und Frieden, mit allen Fluktuationen der allgemeinen Zustände zusammenhingen.

Er ahnte, wie eine große Industrie den ganzen alten Staat verwandeln, umschaffen, ja verjüngen und kräftigen könne, und wieder, wie sie von Verwaltung, Gerechtigkeitspflege, von der

Politik nach Außen und Innen abhänge. Das Staatswappen an seinem Hause war ihm das Symbol dieses Zusammenhanges seiner selbst mit dem großen Ganzen; er fühlte sich deutlich als ein Glied in der großen Kette, als ein Theil der großen Maschine, und dieß gab ihm ein stolzes Bewußtsein, eine würdige Heiterkeit.

Auch Käthchen, die am andern Ende der Tafel ihm gegenüber saß, war etwas feierlich gestimmt, aber wohl nur, weil sie zum ersten Male bei einem so großen Gastmahle und so vielen hohen Herrschaften die Honneurs machte. Sie fühlte sich als eine große Person, als das Fräulein vom Hause, und Das vielleicht auch zum ersten Male in ihrem Leben. Papa hatte sie auch für diesen Tag so schön angekleidet, daß sie sich förmlich schämte.

Aber stolzer, als Herr Liebert und Tochter, erschien Rosalie. Sie saß zwar nicht mit bei Tische, aber prächtig angekleidet, eine künstliche, hochrothe Rose im dunklen Haare, ging sie mit aufgerichtetem Haupte aus und ein, befahl sie den Dienern mit lauter Stimme und lehnte sich bald da, bald dort an den Stuhl einer der Damen und mischte sich lebhaft ins Gespräch, um fühlen zu lassen, daß sie hier nicht in untergeordneter Stellung, sondern als Freundin des Hauses walte. Den Stolz der Damen wußte sie zu demüthigen, indem sie ihn nicht bemerkte und das Gespräch mit ihnen durch den Ton der Gleichgültigkeit zu erzwingen verstand. Allzu aristokratische schlug sie mit einem Worte über ihre Toilette, für deren Geschmacklosigkeiten sie ein scharfes Auge hatte, nieder und bewog so die Nachbarin durch Schrecken und Mitleid, sie freundlicher zu empfangen. Die Reden der Männer hörte sie mit verschlungenen Armen an und gab ihren Beifall durch zustimmende Bewegungen des Kopfes zu erkennen.

Man muß gestehen, daß sie noch recht stattlich aussah; ein alter, heirathslustiger Wittwer und nach Umständen auch ein achtzehnjähriger Jüngling hätten sie sogar noch schön finden können. Ihre Züge waren etwas scharf, aber doch sehr regelmäßig; die Fältchen auf der Stirne und um die Augen, wenn

auch zahlreich, doch so sehr klein, daß das ganze Gesicht dadurch etwas Feines bekam; auf einige Entfernung waren sie gar nicht sichtbar. Sprechend zeigte sie eine Reihe schöner, kleiner Zähne. Die sehr runden, dunklen Augen hatten freilich einen harten, etwas abschreckenden Glanz, aber diesem widersprach sonderbarer Weise der Ausdruck der Mundwinkel, die viel mehr schmerzlich und bitter als boshaft herabgezogen waren. — In großer Gesellschaft wie heute konnte sie selbst sehr liebenswürdig sein, wie sie sich überhaupt in den gewöhnlichen Verhältnissen gegen Nachbarn und Bekannte zuvorkommend und hülfreich zeigte. Heute nahm sie vorzugsweise die Frau Rentmeisterin für sich ein. Diese folgte ihr nach Tische in die Küche und ließ sich von Rosalien alle Taschen für die lieben Kleinen anfüllen, wofür sie dieselbe mit sämmtlichen Neuigkeiten der Stadt bekannt machte.

Nach aufgehobener Tafel saßen die Herren unter den Bäumen vor dem Hause und tranken Kaffee und rauchten Cigarren. Die Cigarre war damals noch eine seltene und luxuriöse Erscheinung in jenen Gegenden, und mancher der Herren wußte nicht, welches Ende in den Mund zu stecken, und wartete ab, um sich keine Blöße zu geben, wie es der Herr Bergrath oder Herr Liebert machen würde. Der Herr Rentmeister konnte mit seiner Cigarre nicht fertig werden und schnitt sie endlich in Stücke und stopfte sie in die altgewohnte Pfeife. Andere zeigten, daß sie mit dergleichen umzugehen verstanden, und zogen sie vor dem Anbrennen der ganzen Länge nach drei- bis viermal durch den Mund und erklärten den Nachbarn den Nutzen einer solchen Prozedur. — Etwas abseits und allein an einem kleinen Tischchen saß der Maschinenmeister Herrn Lieberts, ein Engländer, der John hieß und den man im Orte Lord John nannte, weil man glaubte, daß alle Engländer Lords seien. Ein Engländer fand sich damals überall, wo eine hohe Esse und eine Dampfmaschine war; man glaubte beinahe, daß der Dampf keine Kraft habe, wenn ihn nicht ein Engländer überwachte, und daß eine Maschine nur unter den Augen eines Engländers fungiren könne.

So war auch Lord John eine wichtige Person im Orte; und er fühlte seine Wichtigkeit. Das sah man aus der breiten Art und Weise, wie er da saß, wie er sein rothes Gesicht starr und unbeweglich der Gesellschaft entgegenhielt und sie mit großen, hellblauen Augen anglotzte, ohne ein Wort zu sprechen. Er that am Liebsten, als ob er nicht deutsch verstünde, um sich nicht ins Gespräch mischen zu müssen, und so saß er den ganzen Nachmittag da und trank nach dem Kaffee mehrere Gläser Liqueur, nach dem Liqueur Bier und nach diesem Wein, ohne sich weiter viel aufzuregen, nur daß er, je länger er da saß, immer lebhafter, gleich einem Pferde, die breite Oberlippe oder vielmehr den großen, öden Raum zwischen Mund und Stumpfnase herauf und herunter bewegte, auf- und zuklappte. So saß er noch da, als es oben im Saale wieder lebendig zu werden begann. Nach Tische war das junge Volk aus der Stadt gekommen, Söhne und Töchter der Eingeladenen und junge Beamte des Magistrats und des Bergamtes; unter diesen letztern viele in ihrer sonntäglichen Bergmannstracht, dem schwarzen Kittel mit breiten Aermeln, ausgeschweiftem Kragen und glänzendem Ledergürtel, auf dem Kopfe das grüne Filzkäppchen. Man tanzte lustig darauf los.

Aber das arme Käthchen tanzte nicht; sie saß nur am Klavier und spielte zum Tanze auf, da der Schulmeister, den man eigentlich zu diesem Zwecke geladen hatte, nach Tisch unfähig war, Takt zu halten. So mußte sie sich denn als gastliche Tochter des Hauses um so mehr aufopfern, als unter den Söhnen und den Töchtern der Stadt Niemand da war, der einen Walzer hätte aufspielen können. Sie arbeitete gewissenhaft darauf los, bis ihr der Schweiß in hellen Perlen auf der Stirne stand. Doch sah sie manchmal auf und warf einen sehnsüchtigen Blick auf die Tänzer; was sie aber vorzugsweise beschäftigte, sie beinahe aus dem Takt gebracht hätte, war ein junger Mann in Bergmannstracht, den sie nicht kannte und der besonders schön tanzte und die Damen so anmuthig und zart in den Armen hielt, daß es wünschenswerth scheinen mußte, mit ihm einige Touren zu machen.

Er war mit dem ganzen Haufen junger Leute gekommen und von der Rentmeisterin nur Herrn Liebert und Rosalien vorgestellt worden, und Käthchen hätte für ihr Leben gern gewußt, wer denn der neue Praktikant sei. Er war gar zu hübsch, zu eigenthümlich, und er stach durch seine Manieren wie durch seine Physiognomie gar zu sehr von den Andern ab. Käthchen war ordentlich froh, als er zu tanzen aufhörte und im Saale umherging und die Kupferstiche besah. Sie blickte auf die Tasten nieder, als er endlich am Klavier stehen blieb und seine großen braunen Augen, wenn auch bescheiden, doch prüfend auf ihr ruhen ließ. Als er ihr gar auf die kleinen Finger sah, glaubte sie plötzlich aufhören zu müssen, und doch spielte sie schneller als früher, daß die Tänzer ihr gar nicht nachkommen konnten und ein großer Lärm im Saale entstand. Käthchen bemerkte es nicht, denn der fremde Praktikant näherte sich ihr plötzlich und sprach aufs Verbindlichste:

Mein Fräulein, Sie müssen schon müde sein; wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich Sie einige Zeit ablöse?

Gern und mit Dank! erwiderte Käthchen und wurde roth. Stimme und Aussprache klangen ihr so eigenthümlich. Er ist ein Ausländer, sagte sie zu sich selbst — wie liebenswürdig sind doch die Ausländer!

Aber wie nun der Fremde am Klavier saß und kräftig zu spielen anfing, stand sie ganz verdutzt da. Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie ja doch nicht mit ihm tanzen könne, und Das that ihr sehr leid, und sie war ganz verdrießlich, als nun sämmtliche junge Männer, wie es sich schickte, auf sie zueilten, um das Fräulein vom Hause einzuladen. Es lag ihr gar nichts am Tanze mit diesen Herren; am Liebsten hätte sie sich nach dem Fremden erkundigt, und Das konnte sie nicht, da sie nun fortwährend tanzen mußte und von Hand zu Hand ging. Endlich beschloß der Fremde den Walzer mit einem sehr kühnen Laufe, und die ganze Gesellschaft brach in Applaus aus: Bravo, Herr West, bravo!

West heißt er, murmelte Käthchen, West!

Der Applaus freute sie. Sie blickte nach West, und siehe da, er hatte sie eben auch angesehen, und Das mit so freundlichem Auge, daß sie sich tröstete, nicht mit ihm getanzt zu haben. Er stand auf und wollte offenbar auf sie zugehen, aber die Rentmeisterin stellte sich ihm in den Weg, faßte ihn an einem Knopf und überhäufte ihn mit so vielen Komplimenten über sein Spiel, daß er stehen bleiben mußte. Trotzdem er freundlich antwortete und sein Blick lächelnd auf die Hand, die seinen Knopf hielt, niederglitt, sah es ihm Käthchen doch an, daß ihm der Aufenthalt nicht recht war, und Das war ihr wieder angenehm, doppelt angenehm, denn sie fühlte, daß sie verlegen sein würde, wenn er sie anspräche. Sie hatte Angst, daß er es doch thun könnte, und flüchtete sich zu Rosalien.

Was ist Herr West, Rosalie?

Ein Praktikant und Kurmacher der Rentmeisterischen Ludmilla.

Das ist nicht wahr, sagte Käthchen heftig.

So? fragte Rosalie gedehnt und sah Käthchen mit prüfendem Blicke an. — Und woher weißt du, daß es nicht wahr ist?

Weil — weil ich gesehen habe, wie er mit ihr getanzt hat und daß er kaum ein Wort mit ihr sprach.

So? fragte wieder Rosalie — Das alles hast du gesehen?

Und, fuhr Käthchen fort, er tanzte erst mit ihr, als ihn die Rentmeisterin dazu aufforderte.

Das alles hast du gesehen! — spottete Rosalie — und ich dumme Person habe geglaubt, daß du in dein Spiel so sehr vertieft bist. Ich sage dir, fügte Rosalie kurz und schneidend hinzu, es ist Alles abgemacht; die Rentmeisterin hat es mir selbst gesagt — sie erwartet jeden Tag, daß er um Ludmilla anhalte.

So sprechend, kehrte ihr Rosalie den Rücken und ging, um Erfrischungen für die Gesellschaft zu bestellen. Käthchen blieb mitten in der Gesellschaft wie in voller Einsamkeit stehen. — Ludmilla, dachte sie, die paßt ja gar nicht zu ihm; er hat etwas so Edles, so Ausgezeichnetes in seinem ganzen Wesen — aber die Rentmeisterin ist so zudringlich, und sie setzt Alles durch.

Solches und Aehnliches denkend, und mit dem dunklen Gefühle, daß sie eigentlich ihre Pflicht versäume und daß sie mit den Gästen sprechen sollte, ging sie schweigend durch den Saal, bis sie mit Einem Male an der Hand gefaßt und zurückgehalten wurde.

So nachdenklich, mein Käthchen?

Es war ihr Vater, der sie zurückhielt und so sprach, ohne eine Antwort abzuwarten.

Ich stelle Ihnen hier meine Tochter vor — Käthchen, das ist Herr West, Bergpraktikant.

Beide verneigten sich; Käthchen stützte sich auf den Arm ihres Vaters, der ihr die Hand streichelte und im Gespräch mit Herrn West fortfuhr:

Das ist doch merkwürdig! — Sie sind also ein Schüler der Pariser polytechnischen Schule und der école des mines; — das ist sehr merkwürdig und sehr interessant. Unsere jungen Leute begnügen sich meist mit Chemnitz und gehen höchstens nach Freiburg in Sachsen. Wie kamen Sie dazu, Ihre Studien an diesen berühmten Schulen zu machen?

Der Fremde war etwas verlegen, was Käthchen nicht entging, und antwortete mit zaudernder Stimme:

Verschiedene Schicksale, eigenthümliche Verhältnisse — die Verbindungen meines Vaters. — Allerlei, was — ich kann Das nicht so kurz erklären.

Seien Sie froh, sagte Herr Liebert, daß es sich so gefügt hat. Ich habe von diesen Schulen so viel gehört — ich wollte, ich könnte meinen Jungen auch dahin schicken. — Sie waren wohl lange in Paris?

Ich habe beinahe meine ganze Jugend dort zugebracht.

Ah, daher der fremde Accent — rief Herr Liebert — Sie sprechen, als ob das Deutsche nicht Ihre Muttersprache wäre.

West erröthete und sah bei Seite.

Nun, sagte Herr Liebert, ich habe Ihnen nichts Unangenehmes sagen wollen — im Gegentheil; es klingt ganz hübsch,

es steht Ihnen ganz gut! — Nicht wahr Käthchen, die Aussprache des Herrn West ist ganz angenehm?

Gewiß! bestätigte Käthchen sehr rasch, — gewiß, fügte sie dann langsamer hinzu, und um das allzurasche „Gewiß" schnell vergessen zu machen, sagte sie: Sie sprechen wohl sehr gut französisch?

Als wäre es meine Muttersprache, antwortete West aufathmend, mit einer Wärme, die Käthchen auffiel.

Natürlich, sagte Herr Liebert, wenn man an diesen beiden Schulen studiert hat. Herr West, ich bin sehr glücklich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Sehen Sie, ich verstehe eigentlich sehr wenig von all dem Wesen, dem ich vorstehe und das mein Eigenthum ist; ich bin ein armer Autodidakt, der nur nachmacht, was er anderswo sieht. Ich fühle, daß so Manches in meinen Gruben und Hütten anders sein könnte und besser, aber ich weiß nicht, wie es anders zu machen. Ich bin immer sehr froh, wenn ich mit Männern von Fach zusammenkomme, und nehme gern und dankbar guten Rath an. Die Herren vom Bergamt sagen mir, daß Sie als ausgezeichneter Montanist und Techniker empfohlen sind, und daß Sie sich schon im Annenschacht und beim neuen Waschwerk als solcher bewährt haben.

West verneigte sich, Käthchen sah ihn mit Interesse an.

Sie haben gewiß schon mannigfache Gruben und Hüttenwerke gesehen?

Ich habe Frankreich, Belgien und England bereist, antwortete West.

O! rief Herr Liebert, die gelobten Länder meiner Industrie! Wie dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie meine Werke besichtigen, wenn Sie wieder kommen wollten.

Mit größtem Vergnügen will ich wieder kommen, sagte West und verneigte sich so, daß man nicht wußte, ob er sich vor dem Vater oder der Tochter verneigte.

Bravo! und wann?

Sobald ich meinen freien Tag habe — nächsten Mittwoch!

Gut, nächsten Mittwoch. Sie sind sehr gütig, Herr West,

wie wollen wir herumwandern. Vergiß nicht, Käthchen, daß Herr West nächsten Mittwoch mit uns speist.

Der Bürgermeister kam; Herr Liebert wandte sich zu ihm und zwang seine Tochter, die er am Arme hielt, mit ihm die Schwenkung zu machen und dem Fremden den Rücken zu kehren.

Ein herrlicher junger Mann, sagte er im Umdrehen, nicht wahr, Käthchen?

Schon sprach Herr Liebert wieder mit dem Bürgermeister, ohne Käthchens Antwort abzuwarten, und er ließ ihren Arm fahren. Sie wollte sich, plötzlich ganz heiter, wieder in die Gesellschaft mischen, als plötzlich das Klavier zu klingen anfing. Mit Freuden sah Käthchen den Schulmeister, der sich indeß etwas gefaßt hatte, daran sitzen. — Ich werde tanzen — er wird mit mir tanzen — dachte sie, und sie hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, als er schon vor ihr stand, und Käthchen tanzte so leicht und so gut, wie sie nie glaubte getanzt zu haben. Die Musik klang ihr zwar eigenthümlich melancholisch, obwohl es ein ganz lustiger Walzer von Labitzky war, und sie selbst fühlte sich so sonderbar schwermüthig, und doch war es ihr so wohl. Es schien ihr, als ob sie Flügel hätte, und als müßte sie wie die Bauern, wenn sie in der Schenke tanzen, laut aufjauchzen. Auch ließ sie gegen alle Regel das kleine Blondköpfchen nach der Seite hängen, als wollte es auf die Schultern Wests fallen. Nach beendigtem Tanze wußte sie ihn mit einer Geschicklichkeit, die sie sich nie zugetraut hatte, in ein Gespräch zu verwickeln, in dem gleich so viele Gegenstände aufs Tapet kamen, daß sie mit Freuden darin den Stoff für stundenlange Unterhaltung erkannte. Und der Fremde wußte von seinen Reisen, von Paris und von Allem so schön und dabei so anspruchslos und einfach zu erzählen, daß sie sich ganz unbefangen, ja ganz gescheidt fühlte und sich sagen mußte, daß sie sich noch nie mit irgend einem der Herren aus der Gegend so sicher gefühlt hatte. Es kam ihr vor, als machte sie an sich selbst eine neue Bekanntschaft, und als kennte sie Herrn West seit langer, langer Zeit. In der That bildete sie sich

ein, daß sie sich zu allen Zeiten einen angenehmen jungen Mann, einen liebenswürdigen Kavalier gerade so und nicht anders vorgestellt habe, und Das war doch gewiß nicht wahr, da an dem jungen Praktikanten so viel Fremdes und Fremdartiges und für sie ganz Neues war, von seiner Aussprache und der Art seiner Unterhaltung angefangen bis auf den Schnitt seines Gesichtes, seine schlichten, sehr dunklen Haare, kurz bis auf den ganzen Typus und die ganze Art.

Käthchen erklärte sich das Fremdartige nur damit, daß er eben anders und ausgezeichneter war, als Alles, was sie an Männern bisher kennen gelernt. Sie vergaß über dem Gespräche mit ihm so sehr ihre Pflichten als Dame des Hauses, daß man in der Dunkelheit munter getanzt haben würde, wenn nicht Rosalie für Licht gesorgt hätte. Als es mit Einem Male hell wurde, erwachte sie wie bei Morgendämmerung aus einem schönen Traume. Sie sah die Rentmeisterin und dachte an ihre Tochter Ludmilla und entfernte sich auf eine so kurze und abschneidende Weise von ihrem Tänzer, daß er ein wenig betroffen war. Es zog sie zu Ludmilla, und — wie räthselhaft werden uns weibliche Gemüther, selbst siebenzehnjährige immer bleiben — und sie unterhielt sich mit ihr, für die sie doch nicht die geringste Sympathie hatte, aufs Freundschaftlichste, bis sie auch sie plötzlich verließ und zwar mit hocherhobenem Kopfe, mit Freude und einigem Triumph im Gesichte.

Wie dumm und abgeschmackt ist sie! sagte das kleine Käthchen zu sich selber und machte den ganzen Abend die Honneurs mit großer Sicherheit, als wäre sie um fünf Jahre älter geworden und um einen Kopf größer. Auch Herrn West, der sie noch einige Male zum Tanze aufforderte, kam sie mit ruhigerer und älterer Sicherheit entgegen; sie hörte ihm kälter zu und widersprach ihm auch manchmal. Aber als er sich gegen Mitternacht mit den andern Gästen empfahl und in der Nacht verschwand, glaubte sie wieder die melancholische Musik von vorhin zu hören, und als es mit Einem Male im Hause wieder stille war, und als

auch im Hause das letzte Geräusch verstummte — vier Eisenarbeiter luden Lord John auf ihre Schultern, um ihn heimzutragen — und sie in ihre Schlafstube trat und sich auf einen Stuhl vor dem Bette setzte und sich nicht entkleidete und vor sich hinsah, sinnend, träumend, da war es wieder das alte, stille, liebe Käthchen.

Am andern Tage war die trotzige Stimmung vollends verflogen. Wäre sie eine gebildete romantische Person mit einigem Bewußtsein von Bildung und Romantik gewesen, sie hätte sich geschämt, immer nur an die Küche und an das Mittagsessen für nächsten Mittwoch zu denken. So aber, wie sie war, gab sie sich diesem Gedanken hin, und Das war sehr gut, denn es überwucherte den Gedanken an Ludmilla, der manchmal störend auftauchte und die zwei Tage, die sehr glücklich hätten sein können, hie und da in ihrer Reinheit störte. Wie gerne hätte sie sich mit Rosalien, der sie Alles vorzutragen gewohnt war, über das Mittwochsessen besprochen. Aber kam die Geschichte mit Ludmilla nicht von Rosalien? und ist es nicht lächerlich, aus einem Essen für einen jungen Praktikanten so viel Wesens zu machen? Auch war sie fest entschlossen, nicht davon zu sprechen, als sie endlich doch am Dinstag zu ihr hinunter wanderte; sie wußte nicht warum? aus alter Gewohnheit — weil sie mit Jemand sprechen mußte — über irgend etwas — vielleicht über West — am Liebsten aber nicht. Sie hatte eine gewisse Angst vor Rosalien, sie konnte etwas sagen, das unangenehm war. Aber was liegt daran? — sage sie, was sie will — ich besuche sie.

Rosalie stand vor einem Haubenstock und setzte einige Rosaschleifen zurecht; Susi saß ihr gegenüber und strickte Socken.

Da kommt sie ja! rief Susi, als Käthchen eintrat; sie wird uns Genaueres sagen können.

Man sollte es meinen, sagte Rosalie, denn sie hat sich lange genug, beinahe unschicklich lange, mit ihm unterhalten. Ich muß dir sagen, Käthchen, daß man sich nicht so dem Ersten, Besten an den Hals wirft.

Ich? ich habe Das gethan? fragte Käthchen verlegen.

Ja, du! antwortete Rosalie kurz und fuhr vor sich hinsprechend fort: Käthe wird aber so wenig von ihm wissen, wie die Andern. Kein Mensch weiß was über ihn, selbst die Rentmeisterin nicht, die ihm doch ihre Tochter geben will. Es ist eine leichtsinnige Frau, und sie schlägt ihre sieben Töchter um jeden Preis los. Ich aber sage, ich gebe meine Tochter lieber dem buckligen Schreiber, von dem ich doch weiß, wer seine Hühner und Gänse sind, als so einem Hergelaufenen. Ja, ja, es ist ein Hergelaufener — wer weiß, was dahinter steckt. Es ist nicht herauszubringen, woher er gekommen; was ist er, wie heißt er? Er hat nicht einmal in Chemnitz studiert und ist nicht in Joachimsthal gewesen, das habe ich Alles gehört, wie er mit deinem Vater gesprochen, und wer sein Vater ist und seine Anverwandten, kann man auch nicht erfahren. Hat man je gehört, daß ein Praktikant hierher gekommen, der nicht in Chemnitz gewesen oder in Joachimsthal, oder wenigstens in Kuttenberg? Nirgends ist er gewesen, Das sagen alle Praktikanten. O, ich habe mich schon erkundigt! ich will nicht, daß so ein Hergelaufener in ein Haus komme, wo ich an den Kindern Mutterstelle vertreten habe, Das habe ich gethan, Das mußt du zugestehen, Käthchen, ich bin wie deine Mutter, obwohl es dein Vater nicht an mir verdient hat. Wer aus anständiger Familie ist und wer nichts Schlechtes gethan hat, der braucht sich nicht zu verstecken, der nennt seinen Namen vor allen Leuten, Das sage ich, Rosalie Schimmel.

Das behaupte ich auch, sagte Susi.

Aber, bemerkte Käthchen mit einiger Schüchternheit, aber er sagt ja seinen Namen.

Freilich? West! nicht wahr? Hat sich was mit West, lachte Rosalie, ich weiß Alles! Kein Mensch glaubt, daß er West heißt. In der ersten Zeit hat er gar nicht gehört, wenn man ihn West rief, und einmal hat er ein Aktenstück Vest mit V und ein anderes Mal mit W unterschrieben. Wenn ich schon ein Betrüger bin, so sei ich es recht, und wenn ich schon einen falschen Namen trage,

so muß ich ihn zu tragen wissen, als ob er mir auf den Leib gewachsen wäre, und nicht wie ein gestohlenes Kind, Das sage ich.

Aber Das ist ja schrecklich, rief Susi und ließ Strumpf und Hände in den Schooß fallen, ohne die Stricknadel fahren zu lassen.

Käthchen wußte nicht, was zu sagen, und sah vor sich hin. Sie war froh, als Susi nach einiger Zeit hinzufügte: Mein Gott, und seinen Taufnamen kennt man auch nicht!

Doch, rief Käthchen schnell, Gaston heißt er, Gaston! — aber sie verstummte schnell wieder, als die beiden Jungfrauen in ein ungeheures Gelächter ausbrachen.

Gaston! riefen sie, Gaston! hat man je einen solchen Namen gehört! und gar in hiesiger Gegend! Gaston! es ist zum Todtlachen.

Und Rosalie fügte hinzu: Ich wette, daß, wenn man alle Kirchenbücher aller Kirchspiele auf dreißig Meilen in der Runde nachschlüge, man fände nicht einen solchen Namen darin. Gaston! so ein Name existirt gar nicht, das ist ein Romanname, grad so ein Name, wie man ihn annimmt, wenn man keinen andern ehrlichen Namen hat. Gaston! so was ist noch nicht vorgekommen.

Und woher ist er eigentlich, dieser Herr Gaston West? fragte Susi und strickte weiter, welche Heimat gibt er wenigstens an?

Davon wird gar nicht gesprochen, erwiederte Rosalie. Ich wette mein Haus, daß er kein Deutscher ist. Er spricht ein Deutsch, das ist was Schreckliches, da spreche ich lieber gleich böhmisch. Das ist geradezu beleidigend, daß er es wagt, gebildeten und anständigen Leuten ein solches Deutsch vorzusprechen, das zerreißt die Ohren, ich bin überzeugt, er ist ein Kroat.

O, sagte Käthchen, etwas muthiger als vorhin, Das habe ich doch nicht gefunden, Rosalie. Seine Aussprache klang mir ganz hübsch, und ich glaube —

Er hat dir dumme Komplimente gemacht, darum, du eitles Ding, fiel ihr Rosalie in die Rede. Uebrigens kann so was Anfangs und einmal der Sonderbarkeit wegen gefallen, das

zweite Mal ist es lächerlich. Ich lasse mich nicht betrügen! Ist es nicht lächerlich, zu sagen: der Labitzky ist ein „reißender" Komponist?

Wieder brachen Susi und Rosalie in Lachen aus. Auch Käthchen mußte mitlächeln, aber es that ihr leid, daß sie lächelte, und sie stand auf, um zu gehen.

Was hast du eigentlich gewollt? fragte Rosalie.

Nichts! antwortete Käthchen und ging.

Ich weiß es besser, als du, was du gewollt hast, sagte Rosalie, nachdem Käthchen schon draußen am Fenster vorbeigegangen war, du hast wissen wollen, wie uns dein Herr West gefällt, denn dir gefällt er gar sehr, Gänschen! untersteht sich schon, mit dem Praktikanten anzufangen.

Susi lächelte und zuckte die Achsel.

Käthchen kam sehr gedankenvoll zu Hause an. Das Gespräch, die Bemerkungen, das Gelächter der alten Jungfern hatten einen gewissen Eindruck auf sie gemacht, und eine halbe Stunde lang war sie verstimmt. Aber bald dachte sie: und wenn er auch einen falschen Namen trüge? Was liegt daran! Der Name macht nicht den Mann, und da steckt vielleicht ein sehr schönes Geheimniß hinter diesem falschen Namen. Und daß Gaston ein häßlicher Name sei, Das soll ihr kein Mensch einreden, und ob Gaston durch seine fremdartige Aussprache zum zweiten Male lächerlich werde, Das wolle sie doch morgen sehen, aber sie glaube es nicht. Käthchen lachte, wenn sie an das Gespräch bei Rosalien dachte, und sagte sich zu wiederholten Malen, daß sie sich ganz und gar nicht darum kümmere, was dort unten auch immer gesagt werde. Aber sie mußte doch immer wieder an den falschen Namen und an alle mit einem solchen Inkognito verknüpften, unangenehmen Möglichkeiten denken, und dann wieder an Ludmilla, und zum ersten Male seit langer Zeit schlief sie eine Viertelstunde nicht, nachdem sie sich ins Bett gelegt, und zum ersten Male seit lange war sie mit Sonnenaufgang aus dem Bette und in den Kleidern.

Sie überdachte noch einmal, was sie schon gestern unzählige Male durchdacht hatte; es litt sie nicht in der Stube, und sie wollte in den Garten und arbeiten. Aber im Hofe ging schon Gaston auf und ab; er hatte die gewöhnliche, schwarzleinwandene Bergmannstracht, die vom Einfahren schon hie und da schadhafte Spuren trug; in der Hand hielt er einen Hammer. Er war auch so noch sehr hübsch, aber Käthchen dachte sogleich: Er ist ganz und gar wegen Papa, wegen der Hütten und Minen, und nicht im Geringsten meinetwegen gekommen; er hätte sich sonst ein wenig eleganter gemacht. Sie begrüßte ihn sehr höflich und sehr kühl, und da er ihr guten Morgen sagte und sie nach ihrem Befinden nach dem lärmenden Sonntage fragte, war sie wirklich geneigt, seine Aussprache etwas lächerlich zu finden. Aber es gelang ihr nicht. Es ist doch hübsch, dachte sie, auch wenn mans zum zweiten Male hört.

Papa hat Sie aus Ihren täglichen Beschäftigungen herausgerissen, sagte sie und wußte an diese Worte, mit mehr Geschick als ihr irgend Jemand im Orte zugetraut hätte, ein Gespräch über sein tägliches Leben zu knüpfen und ihn über alle Stunden des Tages auszuforschen. Es war ihr vorzugsweise um Ludmilla zu thun und zu erfahren, welche Zeit ihm für Besuche bei Rentmeisters übrig bleibe. Da erfuhr sie denn genau, welche Zeit er im Schacht, im Pochwerke, in der Schmelzhütte, in der Kanzlei und Abends im Lesezirkel zubrachte, und daß er sehr wenig Umgang habe und fast gar keine Familie besuche. Sie war sehr zufrieden mit dem Ergebniß dieser Mittheilungen; für Rentmeisters Ludmilla blieb auch nicht Eine Stunde im Tage. Wahrhaftig sehr wenig für eine Geliebte und zukünftige Braut! — Sie wäre wohl nun selbst sehr mittheilsam geworden, wenn nicht der Vater gekommen wäre. Dieser fing sogleich von seinen Hütten und Minen an, entwarf einen Plan für den Tag, und da Herr West schon gefrühstückt hatte und Herr Liebert es nicht erwarten konnte, dem Schüler der Pariser Ecole des Mines seine Werke zu zeigen, machten sich die beiden Männer sofort auf den Weg.

Käthchen war wieder verstimmt. Es war ihm so leicht, ein Frühstück anzunehmen, wenn ihm etwas daran lag, noch ein halbes Stündchen zu bleiben. Aber diese Männer! So ein schwarzer Hammer, so ein schmutziger Schacht ist ihnen mehr werth, als die Gesellschaft der Damen. Vorhin, als sie ihn über seine tägliche Beschäftigung verhörte, hatte es sie gefreut, als er sagte, das Bergwesen sei seine einzige Leidenschaft, jetzt ärgerte sie sich über die Uebertreibung dieser Leidenschaft, und alle Zweifel, die sie gestern und in der Nacht geplagt, kamen wieder. Sie ging endlich ins Haus, und da sie gegen neun Uhr das Mittagessen bestellte, unterdrückte sie auf ihrem Programme einen schönen Rahmkuchen — aber um eilf Uhr, da es noch Zeit war, gab sie Befehl, daß der Rahmkuchen doch gemacht werde.

Die beiden Männer wanderten indessen auf schwarzen, aus Schlacken aufgeschütteten Wegen den Hütten zu. Am Eingange in den Hochofen stand Lord John mit verbundenem Kopfe und gähnte in den Morgen hinaus. Er war verwundet. Die Arbeiter, die ihn am Sonntage nach Hause getragen, hatten ihn fallen und einen Damm hinunter rollen lassen. In den Hütten war man überzeugt, daß sie es absichtlich gethan, und Niemand machte ihnen einen Vorwurf darüber, denn Niemand mochte Lord John leiden. Er empfing seinen Herrn und dessen Begleiter mit einem kurzen, stummen Gruße. Inspektion! Inspektion! murmelte er zwischen den Zähnen — I dont want Inspection! — rief er lauter. Glücklicherweise verstand Herr Liebert nicht englisch. Gaston, der es verstand, lud Lord John ein, ihnen in den Maschinenraum zu folgen, was dieser auch mit Brummen that.

An den Ventilen standen kleine Jungen, die sie schlossen und aufthaten. Gaston sah Das mit Staunen. Wie? sagte er zu Herrn Liebert, können Sie die Jungen nicht besser verwenden? Eine kleine Vorrichtung, und Das alles fungirt von selbst.

Er sah sich um, nahm einen Draht, der in einem Winkel lag, und indem er sagte, „hier kann ich es Ihnen gleich zeigen,“ befestigte er den Draht mit dem einen Ende an der Klappe, mit

dem andern an einem der Hebel, die sich über der Klappe auf und niederbewegten, und die Klappe ging von selbst auf und zu. „Du bist entlassen!“ sagte er lächend zu dem Knaben, der ebenso wie Herr Liebert lächelnd zusah, wie der Draht seinen Dienst verrichtete.

An den andern Klappen wird es etwas komplizirter, aber nicht schwerer sein, sagte Gaston weiter.

Das hätte ich ebenso gut machen können — das hätte ich! brummte Lord John.

Warum haben Sie es nicht gemacht? fragte Herr Liebert verdrießlich.

Das liegt ja auf der Hand — brummte John wieder — Kleinigkeit, nonsense, nonsense.

Aber auf diese Kleinigkeit kommt es hier an, Herr Maschinenmeister! herrschte ihm Herr Liebert zu.

Die Arbeiter versammelten sich, um das Wunderding anzusehen und um Zeugen von Lord Johns Beschämung zu sein. — Dieser schlich fluchend davon. Die Arbeiter folgten ihrem Brodgeber und seinem Gaste und hörten mit Interesse die Bemerkungen, die er machte, die Verbesserungen, die er vorschlug. — Der verstehts anders, als der Lord! raunten sie sich in die Ohren. Herr Liebert konnte nicht umhin, mit seinen Arbeitern Blicke des Beifalls und des Einverständnisses zu wechseln.

Als es weiter ging in die Streckhämmer und zu den Minen, und verschiedene Instrumente mitgenommen werden sollten, waren alle eben unbeschäftigten Arbeiter bereit, mitzugehen. — Herr Liebert wählte den Riesen der Hütte, einen seiner vertrautesten Arbeiter, einen gewaltigen Cyklopen, von dem Herr Liebert zwar sagte, er habe mehr als alle andern Feuerarbeiter ein verbranntes Gehirn, sei aber trotzdem die treueste Seele, auf die man sich verlassen könne und der gewiß nicht ausplaudern werde, was er etwa hören könnte. Der Cyklope Fleischmann lachte mit breiten, weißen Zähnen vor Freude, denn offenbar hatte er Gaston, den er mit zärtlichen Blicken ansah, schon ins Herz geschlossen.

Als sie aus dem Hochofen traten, kamen eben einige zweispännige Wagen mit Eisenerz beladen an.

Woher kommt dieses Erz? fragte Gaston.

Aus meiner Grube, die wir bald sehen werden; sie liegt dort auf der Höhe, die Sie von hier aus sehen können.

Wem gehören die Felder zwischen hier und jener Höhe? fragte Gaston weiter.

Zum größten Theile mir, antwortete Herr Liebert.

Und ist die Grube ergiebig?

Es ist mein reichster Schacht und wird wohl noch lange vorhalten.

Dann sehe ich nicht ein, warum Sie nicht eine Eisenbahn anlegen? Ein Pferd würde Ihnen dann an einem Tage größere Dienste leisten, als alle diese Pferde in einer Woche.

Herr Liebert kratzte sich hinterm Ohr. — Eisenbahnen, sagte er — man glaubt noch nicht recht an Eisenbahnen in hiesiger Gegend — und dann wie Das anfangen? wo die Schienen hernehmen? und die Kosten! — wie lange kann Das dauern, bis so eine Eisenbahn fertig wird.

Ach! — lächelte Gaston — es ist nur das Unbekannte, das Sie fürchten. In höchstens zwei Monaten kann die Bahn fix und fertig sein; die Schienen gießen Sie selbst, und die Kosten haben Sie in einem Vierteljahr herein.

Herr Liebert wurde nachdenklich. Gaston trat auf die Höhe eines Eisenerzhaufens, sah sich um und fuhr fort: Hier müssen überall Eisenbahnen hin; alle diese Hütten und Schachte müssen durch Eisenbahnen verbunden werden. Die Arbeit wird dadurch erleichtert und gefördert und sehr viel Arbeitskraft erspart. — Sehen Sie nur, dort steckt ein Karren in einem ausgefahrenen Geleise, der Gußeisen nach dem Puddelwerke bringen sollte. Wie viele Arbeiter werden sich da Stunden lang abmühen, bis sie den Karren wieder herausbringen. Das wird nicht geschehen, sobald Sie eine Eisenbahn haben.

Fleischmann, der Cyklop, fand Alles, was Gaston sagte,

sehr richtig und rieb sich die Hände. Herr Liebert schüttelte den Kopf und sagte: Ich fürchte, Sie weiter zu führen, denn Sie werden auf Schritt und Tritt neue Pläne aussinnen. Doch gehen wir.

Sie wanderten weiter. In der That hatte Gaston in den Schachten eben so viele neue Ideen und Vorschläge wie in den Hütten. Fleischmanns Zufriedenheit mit ihm und seinen Plänen drückte sich immer deutlicher und lebhafter aus; Herr Liebert wurde immer nachdenklicher. Jeden Plan, den er im ersten Momente mit Kopfschütteln aufnahm, bedachte er auf der weitern Wanderung, und immer, wenn ein neuer aufs Tapet kam, war der erste schon berechnet, wohl auch erweitert und meist angenommen.

Auf einer Höhe machten sie vor einer Eisenmine Halt, aus der mehrere Arbeiter in Kübeln Wasser zogen. — Halten wir uns nicht lange hier auf, sagte Herr Liebert — ich werde diesen Schacht wieder verfallen lassen.

Und warum? fragte Gaston.

Er lohnt nicht der Mühe. Er hat zu viel Wasser.

Könnte man nicht einen Stollen anlegen?

Wohl, aber er würde zu lang, und das steht nicht dafür.

Herr Liebert wandte sich, um weiter zu gehen; aber Gaston blieb, das Kinn in die Hand gestützt.

Suchen Sie wieder Mittel? sagte Herr Liebert lächelnd — lieber Freund, man muß auch einen Gedanken wie einen Schacht aufgeben können; man muß nicht alle Hindernisse besiegen wollen.

Eine Windmühle, eine Windmühle! rief Gaston anstatt aller Antwort.

Was haben Sie wieder? fragte Herr Liebert verwundert.

Eine Windmühle würde hier treffliche Dienste leisten. Die Lage ist vortrefflich. Eine Windmühle! — Das kostet nichts und bringt das Wasser wie das Erz heraus.

Eine Windmühle! sagte Herr Liebert, das hat man in hiesiger Gegend noch nie gesehen.

Darum ist es Ihnen auch nicht eingefallen, erwiderte Gaston, eine zu bauen; sonst wären Sie gewiß auf die Idee gekommen.

Gewiß, eine Windmühle, sagte Fleischmann, der nie eine gesehen hatte, aber so voll Vertrauen in Gastons Kenntnisse war, daß er auch diesem Plane seine volle Zustimmung gab, und noch lebhafter that er es, als dieser, weiter wandernd, seine Gedanken auseinandersetzte und in Kurzem auch Herrn Liebert gewann.

Ueber diesen Wanderungen und Plänen vergaßen die beiden Herren ihren Hunger und das Mittagsessen, das für drei Uhr bestimmt war und nun zur größten Verzweiflung Käthchens auf das Schmählichste verdarb — denn sie kamen erst mit anbrechender Dämmerung zurück.

Käthchen war nahe daran, sie verdrießlich und mit Vorwürfen zu empfangen, wenn ihr nicht Fleischmann, der mit kam, die gute Laune wiedergegeben hätte. Fräulein Käthchen, flüsterte er ihr zu, welch ein Mann, dieser Herr West, so was habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Der kann Alles — Eisenbahnen, Maschinen, Windmühlen, das ist ihm Alles nichts. Sagen Sie doch Ihrem Papa, daß er Ihnen den Herrn West zum Manne gebe — Das wäre ein Mann! den könnten wir brauchen. Ich sage Ihnen, der macht Ihnen aus dem ganzen Thal einen einzigen Hochofen und eine einzige Eisenbahn.

Narr! alter Narr! lachte Käthchen und befahl, daß man ihm ein Glas Bier und etwas Tüchtiges zu essen gebe.

Gut, sagte der alte Fleischmann zu sich selbst, jetzt weiß ich etwas, was mir recht ist.

Bei Tische verdroß es Käthchen, daß der Papa den Gast jedes Mal, wenn er sich an sie wenden wollte, mit Maschinen, Eisenbahnen u. dgl. unterbrach und kein anderes Gespräch aufkommen ließ, obwohl es Gaston zu wünschen schien. Aber es freute sie, wie Herr Liebert den jungen Mann mit Aufmerksamkeit behandelte, wie er ihm die größte Achtung, ja eine Art von väterlicher Liebe zeigte, und ihr Herz pochte gewaltig, als endlich

beim Nachtische ihr Vater so zu sprechen anfing, und zwar mit Wärme und einer gewissen Feierlichkeit:

Herr West, sagte er, stoßen Sie mit mir an. Ohne Phrasen — ich bin sehr glücklich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Wie sonderbar es Ihnen, dem jungen Manne, aus dem Munde eines beinahe ergrauten Mannes auch klingen mag: auf gute männliche Freundschaft!

Gaston erröthete, nahm das Glas und sagte: Sie sind sehr gut, Herr Liebert, mit Herzlichkeit stoße ich an.

Darauf schüttelten die beiden Männer einander die Hand. Käthchen war ganz gerührt, und zitternd stieß sie mit ihrem Glase an, als ihr Gaston das seinige entgegenhielt.

Und nun bitte ich Sie, fuhr Herr Liebert fort, nicht falsch zu verstehen, was ich Ihnen offen und in der besten Absicht sagen will. Sie haben viel gelernt, und was Sie gelernt haben, wissen Sie mit Geist und mit erstaunlichem Scharfsinn anzuwenden. Es ist traurig, daß solche Fähigkeiten durch viele, viele Jahre brach liegen sollen, und Das ist im Staatsdienste nothwendigerweise der Fall. Jahre lang müssen Sie als Praktikant zusehen und kommen Sie nicht zu selbständigem Schaffen. Jahre müssen vergehen, bis Sie einen Posten bekommen, der Sie anständig ernährt. Erlauben Sie mir die Frage: ist es Ihnen gleichgültig, Ihr Wissen so lange Zeit unverwerthet liegen zu lassen? und ist es Ihnen gleichgültig, Jahre lang auf einen nährenden Posten zu warten? Haben Sie Vermögen genug, um zusehen zu können? Verzeihen Sie diese indiskret scheinenden Fragen; — von Ihrer Beantwortung hängt das Weitere ab, das ich Ihnen sagen will.

Gaston lächelte, wie um Herrn Liebert über seine Indiskretion zu beruhigen, schlug aber doch die Augen nieder, als er sagte:

Gewiß, mein Herr Liebert, erscheint es mir wünschenswerth, bald eine praktische Thätigkeit zu haben, und wünschenswerth ist es mir auch, aus meinen Kenntnissen bald positiven Nutzen zu ziehen. Ich habe das Vermögen nicht, um lange warten zu

können — auch sind meine Verhältnisse der Art, daß ich eines einträglichen Postens sehr nothwendig bedarf.

Gut! sagte Herr Liebert, aber ich muß mir noch eine Frage erlauben. Sind Sie so aristokratisch wie die meisten jungen Herren, Ihre Kollegen? glauben Sie, daß Sie Ihre Würde nur im Staatsdienste wahren können? Sehen Sie nicht auch mit einiger Geringschätzung auf unsere bürgerlichen Unternehmungen herab? Würden Sie es unter Ihrer Würde halten, sich an solchen Unternehmungen zu betheiligen?

Gaston lachte laut auf, und lachend sagte er: Nein, Herr Liebert, ich bin bürgerlich, sehr bürgerlich.

Käthchen, ohne zu wissen, warum, lachte herzlich mit; der Vater aber sprach ernsthafter und inniger als zuvor:

So kommen Sie zu mir! Verlassen Sie den Staatsdienst und kommen Sie zu mir! Längst habe ich mich nach einem Menschen, wie Sie sind, gesehnt. Ich habe zu Ihnen, zu Ihrem Wissen, zu Ihrem Charakter das größte Vertrauen, und Sie bringen mir Alles mit, was mir fehlt. Ich kann nur nachmachen, was ich anderswo sehe, und muß so zu sagen den alten Ochsenschritt fortgehen — und doch fühle ich, daß wir in einer neuen Zeit stehen, daß viel Neues zu schaffen ist. Mit Ihnen zusammen könnte ich Alles. Sie wären der Kopf, ich der Arm! Sie würden die Pläne machen, ich würde die Mittel herbeischaffen, sie auszuführen und zu verwerthen. Sehen Sie, ich habe Niemand, der mir beistünde. Mit dem Engländer geht es nicht länger; er ist unwissend und bei allen Arbeitern verhaßt, Sie würden mir Alles mitbringen, was ich brauche — dafür haben Sie auch das Recht, ganz nach Gutdünken Ihre Bedingungen zu machen. Sie können gleich in eine Stellung eintreten, die, was die materiellen Vortheile betrifft, Ihnen erst nach zwanzigjährigem Staatsdienste aufbewahrt ist. Sie werden unabhängig, Sie können heirathen, wenn Sie irgend eine solche Idee haben, Sie können einen Verwandten unterstützen, wenn Ihre Familienverhältnisse darnach sind, oder Sie können Ersparnisse bei Seite legen. Kommen Sie,

mein Freund — rief Herr Liebert, in einer Art von Ekstase, indem er Gaston die Hand entgegenstreckte — Kommen Sie zu mir, wir wollen Prächtiges und Großes mit einander schaffen — schlagen Sie ein!

Während dieser Rede des Vaters zitterte die Tochter vor Aufregung. Ihre Augenlider gingen auf und zu, je nachdem sie die Wirkung der Worte auf dem Gesichte des Angeredeten beobachten oder ihre Aufregung und Theilnahme verbergen wollte.

Gaston hörte mit niedergeschlagenen Augen zu und ließ die Hände unter dem Tische und schlug nicht ein. Käthchen ließ den Kopf hängen und konnte nicht umhin, ihn mit vorwurfsvollen Blicken anzusehen, und hatte alle Mühe, einen zudringlichen Seufzer zu unterdrücken.

Endlich faßte Gaston die dargebotene Hand. Käthchen ließ dem gefesselten Seufzer die Freiheit, aber sie erschrak, als Gaston sagte: Ich schlage nicht ein! ich muß nur die Hand fassen, die mir so freundschaftlich geboten wird. Herr Liebert, lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung. Ach, ich habe so viel zu überlegen — wenn Sie wüßten — Vorurtheile — Verhältnisse — Rücksichten —

Er stieß diese letzen Worte in größter Aufregung hervor, fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sprang vom Tische auf. Käthchen hätte ihr Leben dafür gegeben, wenn sie gewußt hätte, was in ihm vorging. Sie hoffte, daß der Vater ihn fragen und in ihn dringen würde. Dieser aber sagte ganz ruhig:

Sie haben Recht! Ueberlegen Sie und geben Sie mir Antwort — wann?

In wenigen Tagen! rief Gaston, nahm seine Mütze, drückte Vater und Tochter hastig die Hand und eilte fort.

Rosalie hat Recht, sagte Käthchen vor sich hin, da sie Gaston nachsah und er, wie fliehend, über die Brücke dem Wege nach der Stadt zustürzte — da steckt ein Geheimniß dahinter. Aber welches Geheimniß? — In wenigen Tagen! — was versteht er unter wenigen Tagen? — Ach, könnte ich die Zeit verschlafen!

IV.

Aber nach wenigen Tagen war Käthchen geschäftiger und ruhiger als je. Etwas über hundert Schritte von der jetzigen prächtigen Wohnung Herrn Lieberts stand das bescheidene kleine Haus, das er als armer Mann bewohnt hatte. Dort galt es, zwei Stuben zu scheuern und neu einzurichten. Es fehlte an allen Enden; die Möbel daselbst schienen Käthchen doch gar zu alt und altmodisch, und sie war bereit, das ganze neue Haus zu plündern, um nur die zwei Stuben des alten auszustatten. Das ging nicht an, aber sie nahm doch, was zu nehmen war, und besann sich nicht einen Augenblick, ihre eigenen so schönen Fenstervorhänge dahin zu tragen, wohin sie mit ihrem neuen Glanze, mit ihrem Mädchenzimmerduft und mit ihrer Länge doch so wenig paßten. Mit aufgeschürzten Armen und ganz vernachlässigt im Anzug, mit einer Schürze vor wie eine Arbeiterin, ging sie zwischen den Häusern hin und her und griff überall selbst zu, denn die Mägde machten es ihr nicht recht, und Alles ging zu langsam. Wer sie da beobachtet und die geheimsten Gründe ihrer Geschäftigkeit errathen hätte — er würde nicht gesagt haben: Käthchen Liebert ist in Gaston West verliebt — er würde wie Rosalie gesagt haben: Käthchen Liebert wirft sich Gaston West an den Hals. Armes Käthchen! Beides ist wahr. Sie war verliebt, und in der Einfachheit ihres Herzens that es ihr wohl, für ihn zu arbeiten wie eine Magd. Denn für ihn richtete sie die Zimmer des alten Hauses ein. Er war auf den Antrag Papa's eingegangen. Mein Gott, die Freude, als ihr Papa sagte: Käthchen, richte zwei Stuben für Herrn West ein! Es klang ihr, wie: Käthchen, heirathe Herrn West! Und was kümmerte sie sich um alle Geheimnisse, um alle Verdächtigungen, um Rentmeisters Ludmilla? — sie arbeitete mit einer Freude, als ob sie sich ein Nest baute — wie eine Braut an ihrer Ausstattung arbeitet.

Bei all Dem aber hatte sie eine unbestimmte Angst, irgendwie

in dem süßen Gefühl, das sie erfüllte, gestört zu werden, vor Allem eine instinktive Scheu vor Rosalien, und so war sie auch schon seit vielen Tagen nicht im Casino erschienen, obwohl sie sich gern über Manches berathen hätte. Es war darum nicht zu verwundern, daß Rosalie plötzlich in der Thür des alten Hauses stand, wo sie eine laute Lache aufschlug, als sie Käthchen mit einem Besen in der Hand erblickte, wie sie an einem uralten Flecken im Fußboden ihre schwachen Kräfte ermüdete.

Rosalie! rief Käthchen erschrocken und wurde roth bis über die Ohren.

Man sieht dich ja gar nicht mehr! sagte Rosalie so freundlich als möglich.

Ach, — ich bin so beschäftigt, — habe so schrecklich viel zu thun!

Das sehe ich, und harte Arbeit, lächelte Rosalie spöttisch, was soll denn Das alles bedeuten? warum wird denn die alte Barake wieder aufgefrischt?

Papa sagte mir, ich soll zwei Stuben scheuern und einrichten lassen.

Und zu welchem Zwecke? für wen denn? wer soll sie denn bewohnen?

Käthchen hatte nicht den Muth, die Wahrheit zu sagen, und auch nicht zu lügen.

Ich weiß nicht recht, stammelte sie, Papa hat verschiedene Absichten; ich glaube, er will neue Beamte engagiren.

Wenn du es nicht weißt, sprach Rosalie, so will ich es dir verrathen. Die beiden Stuben richtest du für Herrn West ein.

Richtig, erwiderte Käthchen, für Herrn West. Meinst du, Rosalie, für Herrn West?

Dein Vater hat ihn geworben. Er hat bereits den kaiserlichen Dienst verlassen und wird hier so eine Art Maschinenmeister werden und Lord John ersetzen.

Maschinenmeister! rief Käthchen entrüstet — Lord John ersetzen? — gar nicht! Das ist etwas ganz Anderes mit Herrn

West, das ist ein Gelehrter und ein prächtiger junger Mann, wie Papa sagt. Das ist gar nichts, wie ein Dienst, den er annimmt; Papa läßt ihm ganz freie Hand, er kann machen, was er will, er versteht Alles besser als Papa, er kann sich selbst die Bedingungen machen, er ist ein Freund von Papa, das ist ganz was Anderes — ich weiß es ja, ich bin ja selbst dabei gewesen.

So? fragte Rosalie gedehnt, du bist dabei gewesen, du weißt Alles besser, und doch weißt du nicht, für wen du hier arbeitest?

Die beiden Stuben, sagte Käthchen, die beiden Stuben, ich hätte freilich vermuthen sollen —

So hast du auch gar nicht vermuthet, wem du deine schönen Vorhänge geopfert hast?

Rosalie lachte wieder, während Käthchen die Vorhänge ansah und in ihrer Verlegenheit die Blicke nicht abzuwenden vermochte.

Es kamen Mägde herein. Rosalie nahm das arme geplagte Mädchen unter den Arm und führte es in den Hof, wo sie auf- und abgehend eine Rede mit: „Schämst du dich nicht, du Gelbschnabel," anfing, eine Rede, die so lange währte, bis sie durch die plötzliche Erscheinung Lord Johns, der mit geballten Fäusten und glänzenden Augen auf den Hof stürzte, unterbrochen wurde.

Lord John kam von den Hütten.

Dort in den Hütten war bereits Gaston eben so geschäftig, wie Käthchen in der Haushaltung. Im Hochofen war eben eine Campagne zu Ende. Diesen Umstand benützte Gaston, um Herrn Liebert zu verschiedenen Reformen zu bewegen. Man konnte nun in das Innere des Hochofens sehen, und Gaston machte darauf aufmerksam, wie sich während der Campagne „Rast" und „Gestell" erweitert haben, wie die niedergeschmolzenen Wände des Rast und des Gestells nicht durch gesinterte Massen wieder geflickt worden. Es war ihm leicht, zu beweisen, wie unter diesen Umständen die Erzeugung von grauem Roheisen erschwert, welche Aufopferung von Brennmaterial sie erfordern würde. Auch war das Gestell zu klein. Gaston wollte es erweitert haben. Herr

Liebert wollte nicht nachgeben, denn er hatte seine Hochöfen nach den Hochöfen Steiermarks, dem klassischen Lande der Hochöfen, konstruiren lassen, und er war stolz auf diese Nachahmung. Umsonst predigte ihm Gaston, daß die Verhältnisse in Steiermark andere, wie nur dort bei Erzeugung des weißen Eisens solche Schachtformen ersprießlich seien und wie man bei Erzen, welche strengflüssiger sind, als z. B. Spatheisensteine, bei einem solchen Ofen den Rohgang zu befürchten hätte. Es half nichts. Gaston mußte sich hinsetzen und, um Herrn Liebert leichter zu überzeugen, einen Ofen seiner Art, und zwar einen zylindrischen, im Modell konstruiren. Die Arbeiter umstanden ihn bewundernd, und Fleischmann fand Alles vortrefflich, während der Lord brummend hin und her ging. Er kam sich selbst wie den Arbeitern abgesetzt vor und suchte seinen Verdruß in Bier zu ertränken. Niemand horchte mehr auf ihn, während sich Alles beeilte, jedem Wunsche Gastons zu willfahren; ja seine Befehle wurden dann erst vollzogen, wenn man die Genehmigung Gastons eingeholt hatte.

Wenn dergleichen vorkam, stellte er sich, mit beiden Händen in den Taschen, vor Gaston hin und fragte: Bin ich der Werkmeister hier? bin ich?

Sie sind! antwortete Gaston lächelnd.

I am, ich bin! brummte John und setzte seine Wanderung fort. Aber trotz dem Gelächter der Arbeiter, das solche Fragen zu begleiten pflegte, kam er bald wieder mit der neuen Frage:

Sind Sie der Werkmeister hier? — sind Sie?

Nein, ich bin es nicht, antwortete Gaston wieder gelassen.

You are not! Sie sind nicht! — Sind Sie?

Und wieder nach einiger Zeit:

Mr. West! habe ich hier zu befehlen?

Mr. John, Sie haben hier zu befehlen.

I have indeed — ich habe. — Habe ich, Mr. West?

Aber je ruhiger West wurde, desto aufgeregter wurde der Engländer. Endlich blieb er, nach langem Auf- und Abgehen,

vor West stehen, sah ihn herausfordernd an, warf den Rock ab, schob die Hemdärmel zurück, ballte beide Fäuste und stellte sich in Boxerposition.

Haben Sie Muth? Haben Sie? rief er, indem er Miene machte, die rechte Faust Gaston unter die Nase zu schieben.

Gaston sprang erzürnt auf von der Arbeit und wollte antworten, als sich plötzlich Fleischmann der Cyklop zwischen ihn und Lord John stellte, ebenfalls die Hemdärmel zurückschob, die Fäuste ballte und einen gewaltigen Arm erhob. — Ich habe Muth, Lord John, ich habe — rief er mit einer Lache, daß das Gebäude zitterte; sämmtliche Arbeiter schoben in diesem Augenblicke die Hemdärmel zurück, andere, die aus Gewohnheit, trotzdem nicht geheizt war, nackt umhergingen und die Hemdärmel nicht zurückzuschieben brauchten, zeigten ihm ebenfalls Fäuste und Arme, so daß Lord John sich plötzlich von einer großen Anzahl Feinde umringt sah. Er blickte sie ruhig an, sagte: nonsense! hob seinen Rock auf und ging und verschwand.

Er ist betrunken! sagte Gaston und setzte sich wieder zur Arbeit.

Ich sage, Herr West, — murmelte Fleischmann — es wird mit dem verrückten Engländer und Ihnen zusammen nicht gehen — Das sage ich. Ich kenne ihn — der hat's dick hinter den Ohren.

Fleischmann hätte gern noch fortgesprochen und Vorschläge gemacht, wie man sich des Engländers, den Herr Liebert gegen die Meinung der ganzen Hütte behalten, auf die kürzeste Weise entledigen könne — aber ein gewaltiger Lärm vom Gebläse her hinderte ihn, fortzufahren. Die Hufeisen oder Hosenapparate wurden vom Gichtensand und Asche gereinigt und außerdem gehämmert; von Zeit zu Zeit ließ man Dampf aus der Maschine, die geheizt war, behufs der Reinigung durch die Röhrentour zischen. Und Zischen und Gehämmer verursachten einen Lärm, der geeignet war, Gaston in das Leben, das er nun zu führen bestimmt war, energisch und mit einem Ruck einzuweihen.

Als der Lärm schwieg, ging West an den Windheizungsapparat, um die Mündung der Röhrentour zu messen. Fleischmann folgte ihm.

Warum gehst du mit? fragte Gaston.

Es ist immer gut, einen Freund bei sich zu haben, grinste der Cyklop, und als Gaston das Maß an die Mündung legte, fuhr er fort: Sie sehen wohl, daß ich Recht habe, denn Sie sind nicht vorsichtig genug! Und so sprechend, wandte er sich einer Oeffnung zu, die zur Dampfmaschine führte, und rief hinein: Keinen Dampf! Herr West ist an der Röhre!

Aber kaum hatte er es gerufen, als mit furchtbarem Gezisch weißer Dampf herausdrang. West stieß einen Schrei aus und prallte zurück; seine rechte Hand war wie roth glühendes Eisen.

Verdammt! rief Fleischmann, ich will den Schurken sehen, der Das gethan hat!

Mit einem Sprunge war er im Raume der Dampfmaschine.

Ich habe ihn! ich habe ihn! schrie er, und die andern Arbeiter, vom Schrei Gastons herbeigezogen, eilten ihm nach. Sie fanden Fleischmann, wie er Lord John, der sich vergebens loszuringen suchte, an der Kehle hielt.

Da ist er, der Schuft, schrie Fleischmann, ich habe es gleich gedacht. Er hat sich fortschleichen wollen, aber ich habe ihn noch in der Thüre erwischt. Soll ich besser drücken? fragte er, den Arbeitern zugewendet.

Zugedrückt! riefen die Einen. Nein, in die Gicht mit ihm! riefen die Andern. In die Gicht mit dem Mörder!

Laßt ihn los! befahl Gaston, der dazu kam, die verbrannte Hand in der Brust haltend.

Nicht zu viel Güte, Herr West, sagte Fleischmann beleidigt, ich thu' ihm gewiß nicht Unrecht, wenn ich ihn erdroßle. Thu' ich? fragte er höhnisch den Engländer, seine englische Redeweise nachahmend, und dann wieder zu Gaston: Der Kerl ist ein Mörder. Wußte er, wo Sie der Dampf trifft? Wäre er Ihnen ins Gesicht gekommen, Sie wären todt oder blind. Und daß

er absichtlich den Dampf losgelassen, das beschwöre ich bei Hölle und Himmel. Ich kenne ihn! Kenn' ich dich?

In die Gicht mit ihm! riefen wieder die Arbeiter.

Dummes Zeug, erwiderte Fleischmann, der Ofen ist ja nicht geheizt.

In den Dampfkessel!

In den Dampfkessel! schrieen die Arbeiter, und in demselben Augenblicke war John in der Luft und auf den Schultern. Jetzt zeigte es sich, wie sehr Recht Herr Liebert hatte, wenn er sagte, daß alles Volk, das am Feuer arbeitet, verbranntes Hirn habe. Ohne weiter zu prüfen, ohne John zu Wort kommen zu lassen, ohne irgend welche Folgen zu berücksichtigen, wollten sie einen Mord begehen, wollten sie die Gelegenheit benützen, sich des Verhaßten zu entledigen. Umsonst warf sich ihnen Gaston entgegen; seine Worte verhallten in dem Geschrei, das sie um ihr Opfer erhoben, und seine verbrannte Hand, die er ihnen abwehrend entgegenstreckte, vermehrte nur noch ihre Wuth.

Was soll der Lärm? scholl plötzlich eine Stimme von der Thür her.

Der Patron! der Patron! Herr Liebert! riefen die Arbeiter, und sein Blick und die altgewohnte Autorität stellten schnell die Ordnung her. John wurde auf den Boden gestellt, aber nicht ganz von Fleischmann freigelassen, der ihn wie mit einer Zange an der Schulter hielt. Alles fing auf einmal zu erzählen an; Herr West mußte seine verbrannte Hand zeigen. Herr Liebert war außer sich über den traurigen Anfang, den sein Leben in den Hütten nahm, und befahl vor Allem, daß man schnell Baumwolle hole und die verbrannte Hand umhülle. Dann zu John gewendet, sagte er ruhig: Herr John Kottel, Sie sind entlassen! Gehen Sie in die Kanzlei, lassen Sie sich Gehalt für drei Monate voraus ausbezahlen und betreten Sie meine Hütten nicht mehr.

Well! sagte John.

Fleischmann ließ ihn nicht gerne los, aber auf einen Wink

Herrn Lieberts hob er seine gewaltige Kralle von Johns Schulter, und dieser ging mit gemessenen Schritten aus der Hütte. Erst draußen fing er zu fluchen an; auch die Arbeiter ihrerseits schickten ihm einige Flüche nach und ärgerten sich, daß er während dieses ganzen Vorganges, da es ihm ernstlich ans Leben ging, auch nicht mit den Augen gezwinkert, mit keinem Worte um Gnade gebeten und überhaupt die kaltblütigste Ruhe an den Tag gelegt hatte.

In Folge dieser Entlassung erschien er vor dem Hause Herrn Lieberts, wo die Kanzlei und Kasse war, und im Hofe, wo Rosalie seit beinahe einer Stunde Käthchen Moral predigte und ihr bewies, daß sie sich auf unwürdige Weise benehme.

John blieb einen Augenblick stehen und starrte die Beiden an, ohne zu grüßen. Er schien über etwas nachzudenken, oder vielmehr, mit Mühe seine Gedanken zu sammeln. Plötzlich zog er die Mütze vom Kopfe, verneigte sich vor Rosalie und sagte: Guten Morgen, mein Fräulein, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, wie befinden Sie sich? Ich befinde mich wohl, ich danke Ihnen. Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich und ging ins Haus und in die Kanzlei.

Der will was von mir, dachte Rosalie, aber er ist recht höflich.

Käthchen hätte über das sonderbare Benehmen des Engländers gerne gelacht, wenn ihr sein Aussehen nicht Angst und Besorgniß eingeflößt hätte.

Ich fürchte, sagte sie, es ist etwas in den Hütten vorgegangen. Der Mensch sieht so aufgeregt und wild aus — auch kommt er sonst nie um diese Tageszeit.

Wild und aufgeregt, sagte Rosalie, ich finde ihn sehr höflich; dir fällt nur auf, daß er dich nicht gegrüßt hat; Das kommt daher, daß du dir keinen Respekt bei den Leuten deines Vaters zu verschaffen weißt. Herr West wird dich auch bald wie ein Stubenmädchen behandeln, wenn er sieht, wie du für ihn arbeitest, als wärest du dafür bezahlt.

Ach nein — Rosalie — was sagst du da? Er soll gewiß nicht sagen können —

Käthchen wurde hier durch den Cyklopen unterbrochen, der mit gewaltigen Schritten in den Hof trat und ausrief: Fräulein Käthchen, Baumwolle! Fräulein Rosalie, Baumwolle! Viel Baumwolle! Ist keine Baumwolle da? Herr Liebert schreit nach Baumwolle. Zum Teufel, wo sollen wir in der Hütte Baumwolle hernehmen?

Wozu? was ist geschehen? fragte Käthchen. Fleischmann, um Gotteswillen, was ist geschehen?

Aber Fleischmann gab keine Antwort. Er stürzte auf John los, der eben aus dem Hause trat und Geld zählte.

Da ist er, der Kerl, und trägt noch eine Handvoll Silber fort; drei Monate Sold — ja, drei Jahre im Loche hätte er eher verdient!

John sah ihn über die Schulter an und ging unbehelligt aus dem Hofe, Dank der Aengstlichkeit Käthchens und der Neugierde Rosaliens. Beide faßten Fleischmann an den Armen und zogen ihn zurück und bestürmten ihn mit Fragen.

Da kommen sie ja selbst, die Herren, sagte Fleischmann und deutete auf Herrn Liebert und West, die den Bach herab und dem Hause entgegen kamen.

Es ist keine Zeit zu verlieren, Fräulein Käthchen, sagte Fleischmann, schaffen Sie Baumwolle her. Sie sehen, Herr West trägt die Hand im Kittel — sie ist gebraten, gesotten, gekocht, Gott weiß was, und sieht aus wie ein Krebs.

O Gott, mein Gott! rief Käthchen und eilte ins Haus.

Herr Liebert führte West indessen in das alte Haus und in die zwei ihm bestimmten Stuben.

Schau, schau! sagte er lächelnd, hat das arme Kind gearbeitet! Was hat sie aus den alten, verrotteten Stuben gemacht. Sehen Sie sich um, West, ist es nicht hübsch hier? — weiß Gott, ich habe mich geschämt, Ihnen diese Wohnung anzubieten, und jetzt sehe ich, daß man ganz nett hier hausen

kann. Was so Weiber können! — Wo hat's nur das Kind gelernt?

Es ist reizend hier und heimlich, sagte West, indem er sich umsah, es kommt mir vor, Herr Liebert, als sollte ich hier schöne Stunden verbringen.

Hoffen wir, hoffen wir!

Indessen war Käthchen eingetreten und mit ihr Rosalie und die alte Haushälterin und Fleischmann und die ganze Nachbarschaft, die etwas von einem Unfall gehört hatte und selbst sehen wollte.

Papa, hier ist Baumwolle, sagte sie zitternd, indem sie Herrn Liebert einen ganzen Pack hinhielt.

West, die Hand her! sagte Herr Liebert.

West streckte die verbrannte Hand hervor.

O Gott, wie schrecklich! schrie Käthchen.

Rosalie warf einen prüfenden Blick auf die Hand und sagte mit jener Ruhe, die sie sich als Heilkünstlerin des Dorfes angeeignet hatte: Ich glaube, daß Oel besser wäre.

Oel, Oel! wiederholte Käthchen, und schon war sie fort, um Oel zu holen. Nach einer halben Minute war sie ganz athemlos wieder da. Sie hatte zu fragen vergessen, welches Oel sie bringen sollte, ob gewöhnliches Lampenöl oder Salatöl, und so kam sie gleich mit zwei Flaschen zurück.

Hier ist Oel! sagte sie, indem sie die Flaschen auf den Tisch stellte. Ach, ich habe ja noch Haaröl, fügte sie sich besinnend hinzu, das ist wohl reiner und feiner — und fort war sie wieder, um Haaröl zu holen. Aber als sie mit dem Haaröl zurückkam und das Fläschchen auf den Tisch stellte, sprach Jemand von geriebenen Kartoffeln, als einem vortrefflichen Kühlungsmittel, und wieder lief sie, um geriebene Kartoffel zu bestellen. Dann hörte sie Bierhefe als ein besseres Mittel, und dann von Rahm, dann von Pomade, und immer lief sie hin und her und brachte das Bestellte, so daß der Tisch in kurzer Zeit ganz von Flaschen und Töpfen besetzt war und sie athemlos dastand, immer noch

nach allen Seiten horchend, ob nicht etwas als dienstlich und hülfreich empfohlen werde.

Rosalie stand vor dem Tische mit der Ruhe eines Apothekers; Käthchen neben ihr und sah sie mit hülfeflehenden Augen an. Aber sie wurde bestürzt, als ihr Rosalie ins Ohr flüsterte: Mit deiner Dienstfertigkeit machst du dich nur lächerlich!

Fragend, ob Dem wirklich so sei? blickte sie schüchtern zu West auf.

Barmherzige Schwester! sagte dieser mit einer Innigkeit, mit einer Rührung im Tone der Stimme, daß ihr wieder ganz wohl wurde.

Sieh dich nur an, in welchem Zustande du bist! flüsterte wieder Rosalie.

Käthchen ließ den Blick über ihre Kleider gleiten, und in der That erschrack sie über ihr Aussehen. Von ihrer Arbeit bei Einrichtung der Stuben hatte sie noch Aermel und Kleid aufgeschürzt; vorn auf der Brust, an Armen, Händen und Kleidungsstücken, überall Spuren der Arzneimittel, die sie in Hast herbeigetragen: Flecken von Oel und Rahm, Ueberreste von Hefen und Kartoffeln, hie und da Flocken von Baumwolle. Am Liebsten wäre sie gleich davon gelaufen, aber sie konnte nicht, so lange Gaston nicht verbunden war, so lange sie nicht gehört hatte, daß er keine Schmerzen mehr habe. Sie stellte sich hinter Rosalien und sah ihr über die Schulter zu, wie kunstvoll und geschickt sie die verbrannte Hand verband, und beneidete sie, und manchmal kam es ihr vor, als ob sie es besser machen könnte, und als ob sie es eigentlich thun sollte.

Allen diesen Aufregungen, die Käthchen bald wohl, bald wehe thaten, machte Herr Liebert ein Ende, indem er nach vollendetem Verbande befahl, die Stube zu räumen. Dieß ist, sagte er, von nun an die Wohnung Herrn Wests. — Herr West, fuhr er fort, indem er ihm die Hand reichte, seien Sie mir in meinem Hause willkommen, und möge die Fortsetzung unseres Zusammenlebens erfreulicher sein, als dieser Anfang, den wir

als einen Abkauf für alle möglichen künftigen Unannehmlichkeiten betrachten wollen.

So sei es! rief Gaston freudig und schlug mit der gesunden Hand ein.

So sei es! wiederholte Käthchen in ihrem Herzen.

Jetzt, fügte Herr Liebert hinzu — ist diese Stube eine Junggesellenstube, und die Damen werden gebeten, dieselbe zu verlassen.

Das versammelte Publikum that nach diesen Worten. Käthchen, wie sie die Schwelle des alten Hauses überschritt, sah sich traurig um, und es schien ihr, wenn sie gegen sich selbst aufrichtig sein sollte, ungerecht, daß sie dieselben Stuben, die sie so schön und mit so viel Sorgfalt eingerichtet, nicht mehr betreten sollte. Dieser Gedanke und alles am heutigen Tage Erlebte und die Lehren Rosaliens — Alles ging ihr so wirr im Kopfe herum, daß sie sich erst spät besann, für das Nachtessen zu sorgen, an dem Gaston nun als definitiver Tischgenosse theilnehmen sollte, und wieder einmal ein wenig Toilette zu machen.

Herr Liebert war noch bei Gaston in der Stube, als dessen Habseligkeiten, eine große Bücherkiste und ein kleiner Kleiderkoffer, ankamen.

Ist Das alles? fragte Herr Liebert.

Alles! antwortete Gaston, etwas verlegen lächelnd.

Desto besser!

Desto besser?

Bah! sagte Herr Liebert — ich bin ein interessirter Fabrikant und denke nur an meinen Vortheil — wenn Sie arm sind, kann ich mich Ihrer leichter bemächtigen und Sie ausbeuten — darum desto besser!

Gaston mißverstand seines neuen Brodherrn Scherz nicht. — Ich versichere Sie, sagte er, auf den Ton eingehend, es bedürfte meiner Armuth nicht, — ich würde es Ihnen auch ohne diese erleichtern, sich meiner zu bemächtigen und mich auszubeuten.

Noch einmal desto besser! rief Herr Liebert — machen Sie

es sich bequem, richten Sie sich ein, verlangen Sie, was Ihnen fehlt, pflegen Sie Ihre Hand, und wenn Sie zu Tische kommen, sagen Sie dem lieben Kinde, ich meine meine Tochter, daß Sie sich hier behaglich fühlen. Seit vielen Tagen hat sie an diesen Stuben gearbeitet, wie eine Magd.

Pardi! sagte Gaston, als ihn Herr Liebert verlassen hatte, — ob ich es ihr sagen will! Aber sonderbar, daß mir diesem jungen Ding gegenüber, so oft ich ihr etwas Angenehmes sagen will, die Worte im Munde stocken. Mein ganzes Leben vergesse ich es nicht, wie sie vorhin her- und hingelaufen. Welch ein Herz? welch ein liebes Gemüth? Sind sie alle so, diese blonden, deutschen Dinger?

V.

Rosalie ging, da sie Niemand eingeladen hatte, zum Nachtessen zu bleiben. Es ist wahr, daß sie auch ohne Einladung bleiben konnte, aber sie hatte das Bedürfniß, allein zu sein. Mit einem gemischten Gefühle ging sie drei Bassins entlang. Sie hatte wieder das stolze Bewußtsein, daß sie eigentlich aller Welt nothwendig sei, daß man ohne sie nicht fertig werden konnte. Aber an diesen Gedanken schloß sich seit lange, so oft er auftauchte, der andere: und doch bist du allein, und das stolze Bewußtsein zerrann in Traurigkeit. Heute kam noch Anderes hinzu. Sie konnte es sich nicht leugnen, daß ihr der junge Mann, dem sie die Hand verbunden, außerordentlich gefallen, daß sie, während sie mit ihm beschäftigt gewesen, eine Art mütterlicher Zärtlichkeit empfunden habe. Das Mädchen, sagte sie sich, ist über die Ohren in ihn verliebt, und Das wird jetzt, da er im Hause ist, immer ärger werden. Der Vater ist beinahe eben so verliebt in ihn wie die Tochter — und ich weiß, was Käthchen noch nicht weiß, daß es keiner großen Mühe

bedürfte, um auch ihn lichterloh brennen zu lassen. Wenn die Drei einig sind, was kann da hindern und stören! Der junge Mensch hat einen eisernen Willen, das sah ich an seiner Ruhe während der größten Schmerzen — Liebert sieht nicht auf Geld und braucht einen Schwiegersohn wie der — also. — Es ist doch am Besten, sich diese Leute als Freunde zu erhalten. Lassen wir die Dinge gehen. Dann aber dachte Rosalie wieder an die Beleidigung, die ihr Justinus Liebert angethan, indem er sie nicht geheirathet — und dann wieder an Fischer. Das war eigentlich der schmerzlichste Gedanke. Dieser Fischer war vielleicht der einzige Mann, den sie geliebt hatte. Sie wollte ihn nur aus alter Gewohnheit ein wenig bangen lassen und warten — aber man ließ ihr nicht Zeit dazu, man lenkte seine Gefühle auf ihre Schwester, man verheirathete ihn mit dieser, ehe sie sich besinnen konnte. Und ich wäre eine so gute Frau geworden! Sie liebte es, sich selbst diese Versicherung zu geben, und sie hatte vielleicht Recht; sie täuschte sich in dieser Beziehung nicht. Jetzt auf ihrem einsamen Gange sagte sie sich wieder, an Fischer denkend: Und ich wäre eine so gute Frau geworden! Sie wollte diesen Gedanken ausdenken und blieb am Geländer, das den dritten Teich umgab, stehen und lehnte sich daran. Sie empfand eine gewisse Angst, in das einsame Haus zurückzukehren, das in der halben Dämmerung, ungefähr fünfzig Schritte weit, von ihr lag. Sie sah es an und dachte: Es ist ein hübsches Häuschen, es ist so sauber gehalten, die beiden Gärtchen, die Staketen, die Wände, der Hof, aber wer es ansieht, muß sich sagen: Hier wohnt eine Person, die für Niemand zu sorgen hat, als für ihre Gärten, ihren Hof, ihre kahlen Wände; hier wohnt eine alte Jungfer! Ich habe mich gehütet, einen kleinen Hund oder auch nur eine Katze zu halten, ich habe mich vor allen altjungfräulichen Gewohnheiten gehütet, und siehe da, mein ganzes Haus ruft: Hier wohnt eine alte Jungfer! Und ich wäre eine so gute Frau geworden! sagte sie sich wieder und stützte den Kopf in beide Hände und sah hinab in den Teich. Sie war

vielleicht nie so aufrichtig gegen sich gewesen, wie in diesem Augenblicke. Ihr Leben schien ihr verfehlt und verloren, und zum Theil habe sie Das verdient. Wie wollte sie hegen und pflegen, was zu ihr gehörte, einen Mann, und sollte er sie noch so sehr mißhandeln, und gar ein Kind!

Ihre Phantasie spann sich eine unendliche Reihe häuslicher Szenen und Vorgänge ab; bei jeder verweilte sie mit Freuden, selbst bei häßlichen oder unglücklichen. In ihrer Phantasie beugte sie das Haupt unter die Mißhandlungen eines rohen Mannes und fühlte sich glücklich. Wer es immer wäre, der sein Loos mit dem ihrigen vereinigen wollte, wie wollte sie ihn verhätscheln und gar keinen Dank dafür erwarten. Wie viel Gutes hat sie im Dorfe gethan! und hat man es ihr gedankt? Diesem hochmüthigen Gedanken widersprach sofort ein anderer, der da sagte: du hast auch Böses gethan, Rosalie. Sie sah traurig nieder. Auf der Böschung des Teiches hoben unzählige Gänseblümchen ihre sanften Köpfchen hervor. Jedes Jahr kommen neue — dachte Rosalie — umsonst zertritt man die Einen, der nächste Frühling bringt andere. Es ist lächerlich und verbrecherisch, gegen den Lauf der Natur arbeiten zu wollen. Alle diese jungen Mädchen wollen lieben und heirathen und glücklich sein.

Einen Augenblick lang wollte sie zu Liebert zurückkehren und Käthchen sagen, daß die ganze Geschichte mit Ludmilla eine Einbildung der Rentmeisterin, daß West in der That, wie Herr Justinus sagte, ein prächtiger junger Mann sei, daß ihn seine Aussprache ganz und gar nicht lächerlich mache, und daß sie glücklich sein und ihn lieben solle, wie es ihr Herz gebietet; daß sie sich dieser Liebe ohne Rückhalt, ganz und ohne Zagen hingeben solle. Schon hatte sie sich Lieberts Hause zugekehrt — aber plötzlich hob sie den Kopf, und mit einem: Was geht Das alles mich an! schritt sie rasch ihrem Hause zu.

Dort, auf ihrem Hofe, war es heute früher still geworden, da die Besitzerin nicht zu Hause gewesen. Doch saß noch Jemand auf der Bank, rauchend und den Ellenbogen auf das Kinn

gestützt. Rosalie sah in der Dämmerung erst nur das Feuer in der Pfeife, und dann erst erkannte sie in dem Raucher Lord John. — Nach den Vorgängen in den Hütten war sie etwas verdutzt, gerade Lord John hier zu finden, und da sie allein zu sein wünschte, wollte sie an ihm vorbei und ins Haus gehen. Aber Lord John grüßte sie sehr höflich und bat sie, ein wenig zu verweilen, da er ihr etwas zu sagen habe.

Die alte Neugierde erwachte wieder in ihr; sie wollte Näheres über die Geschichte erfahren und setzte sich auf die Bank.

Haben sie da oben viel Schlechtes von mir gesagt, Fräulein Rosalie? fragte John — haben sie?

Kein Wort haben sie gesagt.

So viel besser, ist auch nichts zu sagen — dummes Zeug — nonsense. — Er hat sich die Hand verbrannt, und ich soll's haben gethan. Glauben Sie, ich habe? — Fräulein Rosalie?

Ich glaube gar nichts!

So viel besser — unvorsichtiger junger Mensch — ungeschickt. — Hat mich auch um mein Brod gebracht — rascal. — Never mind — Dampfmaschine geht nicht ohne Engländer. Wird Herr Liebert schon wieder kommen.

Das kümmert mich alles nichts, sagte Rosalie, was wollen Sie von mir?

Ich habe Ihr viel zu sagen, Fräulein Rosalie, kann Sie englisch verstehen?

Warum nicht gar, jetzt soll ich auch noch englisch verstehen? Was soll ich nicht Alles?

Never mind! Ich könnte es besser englisch sagen, denn ich habe viel zu sagen, in der That, viel.

Worüber?

Ueber Heirath!

Heirath? Lord John über Heirath! lachte Rosalie.

Yes, Lord John über Heirath, wiederholte der Engländer ganz ruhig. Warum nicht? ich habe nur vierundvierzig Jahre und werde bald wieder bei den Maschinen Mr. Lieberts sein.

Warum nicht Lord John und Heirath? Will Sie nicht Lady John werden?

Rosalie lachte wieder.

Look, fuhr Lord John fort, wir Engländer kurz, besonders in deutsch. Sie ist sehr clever, das ist zu sagen, sehr klug und sehr geschickt. Schön ist Sie auch noch, hat Haus und Geld — hat Sie nicht? Sie hat! Immer, wenn ich Sie gesehen habe und gehört, habe ich gesagt zu mir: she is very clever, wie gemacht für mich, der Mensch muß doch sich selbst verheirathen — und Sie ist ein great character, ein großer Charakter. People, die Leute heißen Sie: Napoleon — das schickt sich nicht für einen Engländer — ich heiße Sie Duke of Wellington, eiserner Herzog, Iron Duke — ist Sie nicht? Hab' ich recht? will Sie nicht heirathen? Will Sie?

Rosalie lachte wieder, aber nicht mehr so laut wie vorhin.

Nicht lachen — sagte John — ernst!

Wirklich wurde sie ernst. Es erschien ihr wie eine Fügung, daß ihr unmittelbar nach ihrem Selbstgespräch auf dem Damme ein Heirathsantrag gemacht wurde. Sie erinnerte sich, daß sie sich vorgenommen, selbst auf eine Unglück drohende Ehe einzugehen, daß sie sich über die Art und Weise, wie sie bisher solche Werbungen angenommen, Vorwürfe gemacht — Alles, was sie dort gedacht und gefühlt, zitterte noch lebhaft nach in ihr, sie nahm sich zusammen, sie that ihrer eingewurzelten Gewohnheit Gewalt an und sagte:

Sprechen Sie im Ernst, John?

Im Ernst? sehr ernst, ich versichere Sie.

Sie sehen ein, fuhr sie in mildem Tone fort, daß man eine solche Anfrage nicht so schnell beantworten kann.

Wir Engländer machen gleich ab, sagte John.

Wir Deutschen nicht, erwiderte Rosalie, wir überlegen.

Well, sagte John, überlegen Sie. Ich hoffe, Sie wird sagen: Ja, aber wenn Sie sagt: Ja, habe ich noch eine Bedingung.

Eine Bedingung? rief Rosalie neugierig und stolz zugleich.

Ja, sei Sie ruhig, nicht für Sie, eine Bedingung für dort oben, sagte John und streckte die Hand gegen Lieberts Haus.

Ah! in Beziehung auf Lieberts?

Yes!

Was ist's?

Look, sagte John und rückte näher zu Rosalie, Sie ist der eiserne Herzog — Sie kann Alles, was Sie will — Sie weiß Alles — Sie bringt Alles zu Ende. Dieser gelbe Schnabel, der mich um mein Brod gebracht hat, muß aus dem Haus. Ja, er muß — ich muß haben meine Rache — und bald, sonst geht viel vor. Der alte Bull gibt ihm seine Tochter, wenn er nicht bald fort muß. Die kleine Grasmücke ist in Liebe mit ihm. Der Rascal wird reich und Master, wo ich gedient habe — er muß fort. Sie muß machen, daß er fortgejagt wird. Das ist die Bedingung. Hier mein Ehrenwort, mein englisches Ehrenwort, I shall be damned, ich heirathe Sie einen Tag darauf, wenn er weggejagt ist, wenn aus seiner Heirath nichts wird.

Rosalie stand beinahe entrüstet auf und ging ins Haus.

John murmelte: it will do it — das wird's thun, stand ebenfalls auf und ging ihr ruhig nach.

Es war ziemlich spät und sehr dunkel. Niemand hat ihn ins Haus und Niemand herausgehen sehen. Aber am andern Morgen sah man Rosalien, mit einem Hut auf dem Kopfe, Handschuhe an den Händen und einen Regenschirm unterm Arme, über die Wiesen der Stadt entgegen gehen. Wie sie dahin schritt, stolz und trotzig, hatte sie nicht die geringste Aehnlichkeit mehr mit jener Rosalie, die gestern Abends so traurig und gebrochen über das Geländer in den Teich gesehen, als ob sie sich hineinwerfen wollte. Aus ihren Zügen und aus einzelnen vor sich hingesprochenen Worten hätte man erkennen können, daß sie Pläne in ihrem Kopfe umherwälze, und daß diese Pläne nicht auf das Wohl des Nächsten abzielten. „Vor Allem muß ich wissen, wer er eigentlich ist," wiederholte sie, „das Andere wird dann nicht so schwer

sein." Oder: „Wer ein Geheimniß hat, steht auf schwachen Füßen, und West hat ein Geheimniß — es wird leicht sein, ihn zum Fall zu bringen." Sie kam am ersten und zweiten Tage nicht zurück, und am dritten Tage erfuhr man, daß sie mit dem Stellwagen nach Prag gereist sei. „Diese Reise wird uns wieder Geld kosten," sagten die Männer, und ihre Frauen und Töchter freuten sich auf die neuen Moden, die Rosalie mitbringen werde.

Indessen verlebten Diejenigen, welche die Reise Rosaliens am Nächsten betraf, die glücklichsten Tage: Käthchen und Gaston, die Flittertage der Liebe. Gaston konnte an seinem Modell nicht arbeiten und mußte seine Hand pflegen; so begnügte er sich damit, die angefangenen Arbeiten in den Hütten und an den Eisenbahnen manchmal zu inspiziren; die übrigen Stunden, besonders die Abendstunden, verbrachte er in Gesellschaft von Vater und Tochter oder, wenn der Vater mit seiner Korrespondenz beschäftigt war, auch nur mit der Tochter. Diese hatte Rosalien die Kunst, einen Verband zu machen, so gut abgesehen, daß sie nun selbst Gaston die Hand verbinden konnte; sie glaubte bei dieser Gelegenheit manchmal einen Druck zu empfinden, aber er war so leise, daß es ihr leichter war, sich ihn nach einigen Minuten wieder als eine Täuschung wegzuleugnen, obwohl sie im Momente so fest daran glaubte, daß sie erröthete. — Es blieb auch nicht beim Verbande. Der Vater selbst hatte die Idee, daß Gaston das schlechte Französisch, das Käthchen von ihrem Lehrer Fischer nothdürftig erlernt hatte, vervollkommnen sollte, und nun saßen sie des Abends da, und Käthchen las Französisch, und Gaston spielte den Lehrer. Wenn er nur nicht immer so sanft und nachsichtig gewesen wäre! Käthchen hatte den sonderbaren Wunsch, daß er sich einmal gegen sie ereifern, daß er ihr harte Dinge sagen, daß er fühlen solle, wie viel er ihr zu befehlen habe. Und absichtlich las sie und sprach manchmal erschrecklich schlecht und mißhandelte die grammatikalischen Regeln auf eine empörende Weise. Aber Gaston lachte nur und fand Das reizend. Endlich mußte sie es ihm doch sagen, daß er eigentlich

ein sehr schlechter und gewissenloser Lehrer sei, und daß er am Besten thäte, ihr von Zeit zu Zeit böse Wahrheiten zu sagen, ja, ihr harte Strafen aufzuerlegen.

Das wäre mir nicht möglich! sagte Gaston lachend.

Wie nicht möglich! liegt Ihnen so wenig daran, ob ich Fortschritte mache oder nicht?

Außerordentlich wenig! sagte Gaston wieder lachend.

Das ist hübsch, daß Sie mir Das offen sagen; wie wenig Sie sich interessiren, ob ich — sie konnte nicht weiter sprechen, ohne ihre Aufregung zu verrathen — sie fühlte, daß, wenn es ihr auch gelänge, die Thränen zurückzuhalten, sie doch mit der Stimme weinen würde.

Sie wollte das Buch zuschlagen, aber Gaston hinderte sie daran, denn sein Mund drückte einen raschen Kuß auf die Hand, die das Buch gefaßt hatte. Käthchen blieb bewegungslos sitzen. Die Hand blieb, wo sie war, der Blick haftete an den Buchstaben, die er eben zufällig nachgesehen hatte — aber die schmollenden Züge des Gesichtes verwandelten sich nach und nach in ein glückseliges Lächeln, das wieder unbeweglich und unveränderlich ihren Mund umspielte, als Gaston mit zitternder Stimme und abgebrochen vor sich hinsagte:

Nicht interessiren — für Sie? — für meine liebe Pflegerin? — für das holde, liebe, gute Kind? — Interessiren ist ein häßliches Wort, Fräulein Käthchen — ich weiß — ich weiß ein schöneres —

Gaston schwieg. Käthchen wußte sehr wohl, was er sagen wollte. „Ich weiß ein schöneres Wort," wollte er sagen — sie fühlte es sehr wohl, und sie forschte mit ihrem ganzen Wesen, mit ihrer ganzen Seele, ob er das schönere Wort nicht sagen werde. Aber als ob er ihre Gedanken errathen hätte, rief Gaston: Ach, ich darf es nicht sagen! Er schlug sich mit der Hand vor die Stirne, sprang auf und eilte aus der Stube in seine Wohnung.

Käthchen war plötzlich aus ihrem Himmel gestürzt. — Das

Geheimniß — lispelte sie vor sich hin — das Geheimniß ist Schuld daran, daß er mir nicht gesagt hat: ich liebe Sie, ich liebe dich. — Ach, das Geheimniß! wüßte ich nur, was es ist! hätte ich nur den Muth, ihn zu fragen. — Aber er liebt mich! er liebt mich!

Und sie legte beide Arme auf das Buch und die Stirne auf die Arme und träumte.

Und so allerlei Glückliches träumend, faßte sie auch die verschiedensten Entschlüsse und unter anderen beschloß sie auch, ihrem Vater zum ersten Male in ihrem Leben ungehorsam zu werden. West war nicht zwei Tage im Hause, als sie schon ihrem Vater Andeutungen über seinen falschen Namen gemacht und ihn zu bewegen suchte, den Fremden, über den Niemand Auskunft zu geben wußte, über seine Vergangenheit, vor Allem aber über seinen eigentlichen Namen zu befragen. Herr Justinus Liebert aber hatte solche Zumuthungen von sich gewiesen und Käthchen aufs Strengste geboten, das Geheimniß zu ehren und ihre Neugierde zu unterdrücken. — Nun aber nahm sie sich vor, West bei erster Gelegenheit gerade heraus nach Allem, was sie wissen wollte, zu fragen. Es schien ihr, daß jetzt die Verhältnisse und die Lage der Dinge anders seien, und daß sie nach dem Kusse auf ihre Hand und nach seinen so zärtlich gestammelten Worten ein Recht habe, ihn offen zu fragen. Sie überredete sich sogar, ihm Das schuldig zu sein.

Aber Gaston gab ihr in all den folgenden Tagen nicht die geringste Gelegenheit zur Ausführung ihres Entschlusses. Er wich ihr offenbar aus. Seine Hand, so sagte er, war so weit geheilt, daß er wieder arbeiten konnte, und so verbrachte er die Tage in den Hütten, die Abende in seiner Stube, wo er Pläne zeichnete. Nur bei Tische bekam ihn Käthchen zu sehen, und da konnte sie ihn wegen der Gegenwart des Vaters nicht fragen. — Er ahnt etwas — dachte Käthchen — er will nicht gefragt sein — er hat also gewichtige Ursachen, sich zu verbergen. — Fast wäre sie ihm böse geworden, aber er schlich noch trauriger umher

als sie, und wenn sie ihn so traurig sah, hätte ihr das Herz brechen mögen, und sie verzieh ihm alle diese Verbrechen, die sie ihm in ihren Grübeleien nach den Ursachen seines Inkognito's angedichtet hatte. Er leidet vielleicht für Andere und trägt großmüthig die Folgen fremder Schuld. Wie gerne würde sie ihm selbst tragen helfen. Aber diese Ungewißheit ertrug sie nicht länger. Und wieder, ist es nicht ein wahres Verbrechen, diesem edlen, offenen, so lieb traurigen Gesichte zu mißtrauen? — Aber das ist's ja eben, die Verbrecher sehen nicht so arg aus, wie sich's Kinder vorstellen — um zu täuschen, muß man täuschend aussehen, und Rosalie sagt, die gefährlichsten Abenteurer sehen am Liebenswürdigsten aus: Rosalie hat ihr so viele, wahrhaft schreckliche Beispiele erzählt. Das Endergebniß dieser innern Kämpfe war, daß sie Gaston vertrauen und daß sie ihn auch fragen wolle. Nur bis Sonntag sollte es ihm gelingen, sich ihr zu entziehen. Sonntag sollte ein Fest gefeiert werden. — Das untere Dorf des industriellen Fleckens bekam Marktgerechtigkeit und einen eigenen Namen. Es wird Karolinenthal genannt werden, nach dem Namen und zu Ehren der regierenden Kaiserin. Das alles hatte Herr Liebert durchgesetzt, und er sollte erster Bürgermeister von Karolinenthal werden. — Große Messe, großes Gastmahl, Tanz, Feuerwerke, Wasserfahrten sollten dieses Fest verherrlichen. Gerade im Lärm und Gedränge wird es ihr leicht sein, sich mit Gaston unbelauscht zu besprechen.

Diesen Grübeleien, solchen Gedanken verfallen, war sie wenig geeignet, sich mit den Vorbereitungen zu dem großen Feste zu beschäftigen. Rosalie hatte ihr nie so gefehlt, wie jetzt. Aber wo war Rosalie?

Rosalie war verschwunden, wie vom Erdboden verschlungen. Tag auf Tag verging, aber keiner brachte Nachricht von ihrem Aufenthalte, von ihrem Thun und Treiben. Im Klub war es still. Susi saß in der Stube und verkaufte Tabak; bis spät in die Nacht saß der Engländer auf der Bank vor dem Hause, ließ sich die Liqueurvorräthe Rosaliens ausliefern, trank, rauchte und

erwartete Rosaliens Ankunft. So oft er sich nach Mitternacht erhob, um mit schweren Schritten seiner jetzigen Wohnung im Wirthshause entgegen zu taumeln, murmelte er: Noch nicht da — devilish woman! — wo steckt sie? — was treibt sie? — was wittert sie aus? — Die kommt nicht eher, als bis sie eine Neuigkeit mitbringt, die man brauchen kann. Devilish woman! Capital woman! — Was thut nicht so ein old girl, um zu heirathen. Devilish woman! Capital woman!

Erst in der letzten Nacht vor dem großen Tage, der dem Flecken einen eigenen Namen, Marktgerechtigkeit und einen Bürgermeister bringen sollte, wanderte Rosalie von der Stadt her ihrer Heimat zu. Ihre lange Gestalt zeichnete sich, wie sie über den Berg schritt, an dem klaren Sommerhimmel so scharf und deutlich ab, daß sie Herr Liebert, der in seiner Pritschka hinter ihr herfuhr, schon aus weiter Ferne erkannte. Sie kam ihm etwas gespensterhaft vor, wie sie so allein durch die Nacht dahinschritt, auf dem Berge ohne Hintergrund doppelt lang erscheinend. Trotz der Verspätung, da ihn die auf den morgigen Tag bezüglichen Geschäfte zu lange in der Stadt aufgehalten, hatte er, über allerlei nachdenkend, sein Pferd langsam gehen lassen, jetzt trieb er es an, um Rosalien zu erreichen.

Potz Tausend Rosalie! noch so spät auf den Beinen?

Rosalie sah sich überrascht um und sagte: Bist du es, Liebert? mit einem Tone, als ob sie hinzufügen wollte: Sonderbar, ich habe eben an dich gedacht.

Ich bin überzeugt, fuhr Herr Liebert fort, daß du dich bei deiner Schwester, bei Frau Fischer, so lange verweilt hast.

Nein! erwiderte Rosalie kurz.

Bist du ihr noch immer böse? Rosalie, schau, Das ist nicht hübsch von dir, ich habe sie besucht, die arme Marianne ist krank, ich glaube sehr krank. Rosalie, es ist deine einzige Anverwandte!

Liebert! rief Rosalie, du hast was Anders zu thun, als mir Moral predigen. Ich thue und lasse, was mir beliebt. Mit meiner Schwester laß mich in Ruh; ich will nichts von ihr wissen.

So sprechend, wandte sie sich, um weiter zu gehen.

Nun, wie du willst, Rosalie, sagte Herr Liebert begütigend, wir wollen nicht weiter davon sprechen. Aber du könntest einsteigen, ich will dich nach Hause bringen.

Danke! habe gute Beine! erwiderte Rosalie und ging emporgehaltenen Kopfes, und wie um ihre Worte zu bekräftigen, strammen Schrittes vorwärts.

Herr Liebert murmelte einen leisen Fluch, gab seinem Pferde die Peitsche und fuhr im Galopp an ihr vorbei.

Auf ihrem Hofe angekommen, fand sie daselbst den Engländer. Ah, Miß Rosalie! rief er überrascht, da ist sie! Well, was Neues! Hat Sie was?

Ich habe genug! sagte sie trocken, schritt an ihm vorbei und ins Haus, das sie hinter sich verschloß.

Sie hat genug! Devilish woman, indeed!

VI.

Wir wollen den Tag der großen Festlichkeiten nicht erst beschreiben. Mit wenig Phantasie kann sich Das der Leser alles selbst ausmalen: wie nach der Messe der eigens zu diesem Zwecke delegirte Kreiskommissär zwei Aktenstücke vorlas: das erste, wonach der Flecken für ewige Zeiten Karolinenthal genannt sein sollte; das zweite, wonach ihm für ebenfalls ewige Zeiten das Recht gewährt werde, alljährlich zwei Märkte zu halten. Wie sich nach Verlesung des ersten Schriftstückes unter Tusch und großem Jubel über dem Giebel des Liebert'schen Hauses eine große Fahne entfaltete mit der Inschrift auf der einen Seite: An Gottes Segen ist Alles gelegen, und auf der andern Seite: Vivat Karolinenthal! Wie dann Herr Justinus Liebert als erster Bürgermeister des Marktfleckens proklamirt wurde und hierauf sämmtliche, zahllose Gäste und nach ihnen die Arbeiter aus den

Gruben und Hütten in festlichen Kleidern ihre Glückwünsche abstatteten. Dann wurde von einem Ausrufer der erste Markt als eröffnet erklärt, und die Leinwand fiel von allen Buden, die die drei Bassins entlang und auf den Dämmen zwischen denselben und überall zwischen den Häusern aufgeschlagen waren, und viele ländliche Herrlichkeiten jeglicher Art wurden sichtbar.

Aus der ganzen Umgegend waren Neugierige herbeigeströmt, und das Volk drängte sich zwischen den Buden, als wäre es die Leipziger Messe. Nun begann nach den Instruktionen ihres Vaters Käthchen ihren Rundgang. Er hatte ihr die Börse mit Gold gefüllt und ihr aufs Angelegentlichste empfohlen, Alles auszugeben, damit der erste Markttag gut ausfalle und die Krämer zufrieden seien. Von allen ihren Freundinnen umgeben, von Töchtern des Ortes und der Stadt, ging sie von Bude zu Bude und kaufte in jeder, was ihr gefiel, und theilte mit vollen Händen aus. Da hatte sie manche Freude — aber Stunde auf Stunde verging, und was sie von diesem Tage gehofft hatte, ging nicht in Erfüllung, denn das Füllhorn ihrer Freigebigkeit, das sie wie eine Fortuna trug, war Ursache, daß sie nicht einen Augenblick allein blieb und Gaston in dem Gedränge nur von Zeit zu Zeit und aus weiter Ferne zu Gesichte bekam. Auch ihm waren von Herrn Liebert für diesen wichtigen Tag so viele Geschäfte anvertraut, daß, wenn er auch gewollt hätte, er mit Käthchen kaum ein Wort hätte wechseln können.

Nach dem Besuche auf dem Markte kam das große Gastmahl im Liebert'schen Hause, wo Käthchen allein die Honneurs machen mußte. Im Drange der Geschäfte hatte ihr der Vater gar nicht gesagt, daß Rosalie von ihrer Reise zurückgekehrt sei, und diese ließ sich nicht sehen.

Und so wurde es Abend, das Gastmahl verlängerte sich, und es kam nicht einmal zum Tanze, der doch auch auf dem Programme stand, und auf den sich Käthchen so sehr gefreut hatte. Gaston hätte ja doch mit ihr tanzen müssen — da hätte sie vielleicht Gelegenheit gefunden, mit ihm zu sprechen und das ganze

glückliche Gefühl, das sie damals empfunden, als sie das erste Mal mit ihm tanzte, hätte sich wohl wieder eingestellt. Das hoffte sie mit Zuversicht, wie eine Erlösung aus ihrer Bangigkeit. Nun war auch damit nichts. Sie wollte fast verzagen, während sie mit aller Welt freundlich sein und, dem Tage angemessen, fröhlich erscheinen mußte.

Da man erst spät vom Tische aufstand, sollte unmittelbar darauf das Feuerwerk folgen, und da war Gaston vollends unsichtbar, denn das Feuerwerk stand ganz unter seiner Leitung.

Die Gäste und vieles Volk versammelten sich im dunklen Hofe vor dem Liebert'schen Hause; diesem gegenüber aber lagen die Liebert'schen Gärten, auf dem Abhange, der vom oberen Dorfe in das Thal führte. Herr Liebert hatte diesen Abhang in Terrassen abtheilen und die Terrassen bepflanzen lassen. Vor grünen Wänden standen weiße Statuen; auf der mittleren Terrasse öffnete sich eine Grotte mit Bänken und einem kleinen Springbrunnen. Alles Das sollte bengalisch beleuchtet werden, wovon man sich einen großen Effekt versprach, besonders vom Liebert'schen Hofe aus. Die Pracht mußte aus einiger Entfernung gesehen werden; es durfte darum Niemand in den Garten, in welchem Gaston mit seinen Arbeitern beschäftigt war, und vor dessen Thüren Fleischmann als Wächter stand und unbarmherzig jeden Neugierigen zurückwies. Käthchen stand mit unter den Neugierigen, die ungeduldig warteten. Plötzlich erkannte sie bei einem vorbeigetragenen Lichte Gaston, der in der Grotte beschäftigt war. Jetzt ist er allein! dachte sie und drängte sich durch die Menge der Gartenthüre zu. Fleischmann grinste sie freundlich an und ließ die Tochter vom Hause ohne Anstand durch. Nachdem sie einige Schritte im Garten gemacht, rief ihr Fleischmann nach: Herr West ist in der Grotte. Sie stutzte und wollte umkehren. Weiß man schon, daß ich ihn liebe? dachte sie. Mögen sie, fügte sie rasch in Gedanken zu und schritt weiter unter dem Schutze der Gesträucher und des Dunkels der Nacht.

Sie nahm ihren ganzen Muth zusammen und beschloß, so

wie sie jetzt gerade auf Gaston losging, gerade so und ohne Umwege die Frage an ihn zu richten, die ihr so am Herzen lag. Sie fühlte, daß, wenn sie sich in ein Gespräch einließe, sie den Muth wieder verlöre, und wußte, daß ihr nicht viel Zeit übrig blieb.

So entschlossen, stand sie in der Grotte. Gast —, Herr West! ich bin es! rief sie mit zitternder Stimme.

Fräulein Käthchen, rief er dagegen überrascht und streckte unwillkürlich seine Hand nach der ihrigen aus.

Sie ließ sie ruhig fassen und sagte: Herr West, ich habe zwei Worte mit Ihnen zu sprechen. Warum haben Sie sich all die Tage nicht sehen lassen? Sind Sie böse?

Ich Ihnen böse, Fräulein! rief Gaston und drückte ihr die Hand.

Nun, wenn Sie nicht böse sind, beantworten Sie mir schnell diese Fragen: Wer sind Sie? Wie heißen Sie? Welches ist das Geheimniß, das Sie drückt?

Mein Fräulein! rief Gaston bestürzt und ließ ihre Hand fahren.

Käthchen legte die Hand aufs Herz und sagte mit zitternder Stimme: Gewiß, ich frage nicht aus alberner Neugierde. Glauben Sie mir, Herr West, aber ich muß es wissen, ich kann sonst — Es lag so viel Traurigkeit im Tone dieser Worte, daß Gaston die Thränen in die Augen traten. Er faßte wieder ihre Hände und sagte: Fräulein Käthchen, in einem Augenblicke wird die Grotte beleuchtet sein, wenn Sie die Leute hier sähen — ich kann Ihnen jetzt nichts sagen — ein anderes Mal — ich muß fort, daß man mich nicht mit Ihnen sehe.

Nach diesen hastig ausgesprochenen Worten eilte er aus der Grotte und verschwand in der Nacht. Käthchen zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung. Gaston, Gaston! lispelte sie vor sich hin, als ob sie ihn riefe, und wollte sich anstrengen, um aus der Grotte zu kommen. Eben wollte sie den ersten Schritt machen, als sie sich am Arme gefaßt fühlte und ihr diese Worte ins Ohr

gesagt wurden: Du willst wissen, wer er ist, ich kann es dir sagen.

Rosalie! rief Käthchen, die die Stimme erkannte, du hier?

Ja, ich, sprach Rosalie hastig weiter, ich weiß es, wer er ist: Ein Verbrecher ist er, ein Verbrecher aus verbrecherischer Familie, die nicht in ihr Vaterland zurück darf, die aus Frankreich gejagt ist, es ist gewiß, daß er einen falschen Namen trägt.

O Gott! seufzte Käthchen.

Und noch etwas, fuhr Rosalie fort, verlobt ist er und hat seine Braut sitzen lassen. Siehe zu, daß ihn dein Vater sobald als möglich aus dem Hause jage.

Ach, Rosalie, hilf mir, seufzte Käthchen, aber Rosalie war schon davon geeilt.

In diesem Augenblicke wurde der Garten mit Statuen und Grotte in den hellsten rosigen Tag getaucht. Ein Schrei der freudigsten Ueberraschung erhob sich aus der gedrängten Masse der Zuschauer. Nachdem die Blicke im Garten von Winkel zu Winkel, von Statue zu Statue geirrt waren, konzentrirten sie sich auf der Grotte, die mit der Statue im Hintergrunde einen besonders schönen Effekt machte, und da jauchzte ein Theil des Publikums auf, als es auf der Bank in der Grotte Fräulein Liebert in dieser herrlichen Beleuchtung so schön ausgestreckt und unbeweglich daliegen sah. Man sagte sich schnell, das sei wohl ein lebendiges Bild nach der neuesten Mode, das Herr Liebert seinen Gästen zum Besten gebe, und viele Hände regten sich, um städtisch zu applaudiren. Im Lärm des Applauses hörte man den Angstschrei des Vaters nicht, und da es gleich wieder Nacht wurde, sah man auch Gaston nicht, der über die Blumenbeete der Grotte zustürzte.

Als er Käthchen am Fuße der Terrasse auf seinen Armen dem Vater entgegentrug, war das Mädchen wieder zu sich gekommen, und es war ihr wohler und leichter, als Einem sonst nach einer Ohnmacht zu sein pflegt. Auf ihren Lippen brannte

ein Kuß, und in ihren Ohren und in ihrem Herzen widerhallten noch die Worte: Käthchen, mein Engel, ma bien aimée, nur etwas Vertrauen, nur noch wenige Tage.

VII.

Am andern Morgen ging Herr Liebert mit seiner Tochter in der oberen großen Stube Arm in Arm auf und ab. Sie war etwas bleich, und er betrachtete sie mit Besorgniß. Von Zeit zu Zeit streichelte er ihr die Wangen oder drückte ihren Arm und sagte: Du hast dich gestern zu sehr angestrengt, das war Alles, du arbeitest zu viel, mein Käthchen, du mußt mir nicht mehr ohnmächtig werden, das schickt sich nicht für eine Jungfrau vom Lande.

Käthchen beantwortete die Liebkosungen nur mit Lächeln. Ihre Gedanken — die Gedanken siebzehnjähriger Töchter, wie undankbar sind sie väterlichen Liebkosungen gegenüber — ihre Gedanken waren offenbar anders beschäftigt. Manchmal öffnete sie die Lippen, sagte aber nichts. Der Vater bemerkte es. Du willst was sagen, Käthchen, sprich! Sieh, jedes Verschweigen macht mir nach dem gestrigen Unfall Sorgen.

Mein guter Papa, es ist nichts, was uns Beide anginge.

Wen sonst?

Herrn West!

Nun, ich glaube, wir Beide sind ihm gute Freunde.

Käthchen schwieg wieder.

Papa!

Nun, mein Kind?

Man sagte mir gestern, Gaston sei ein Verbrecher! — stieß Käthchen rasch hervor.

Sie standen eben am Fenster. Gaston trat aus seiner Wohnung und wollte offenbar herüberkommen; doch blieb er gedankenvoll auf seiner Schwelle stehen.

Mein Kind, sagte Herr Liebert, sieh ihn an — so sieht kein Verbrecher aus.

Nicht wahr Papa, so sieht kein Verbrecher aus! — rief Käthchen und schlang beide Arme um den Hals ihres Vaters, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen drangen.

Der Vater sah sie gerührt an und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Dessen kannst du sicher sein, mein Käthchen, fuhr Herr Liebert fort, so sieht kein Verbrecher aus. Es ist gewiß, daß West ein Geheimniß hat, aber sieh, ich habe so großes Vertrauen in ihn, daß ich ihm meine Tochter zum Weibe geben möchte — und ich bin gar nicht gewillt, mein Käthchen dem Ersten, Besten an den Hals zu werfen.

Käthchen sah nicht auf, aber sie drückte ihren Kopf an die Brust des guten, vertrauensvollen Vaters, und er legte die Hand wie segnend auf dieses geliebte Haupt.

So standen sie, als Gaston eben ins Haus treten wollte und als vor der Thüre plötzlich ein eleganter Reisewagen hielt.

Herr Liebert öffnete das Fenster, um den Besuch zu erkennen; sah aber bald, daß der Besuch nicht ihm galt, sondern Gaston.

Aus dem Wagen sprang ein junger Mann in leichter, modischer Reisekleidung, der kaum den Boden berührte, als er sich schon Gaston in die Arme warf.

Ah Gaston, theurer Gaston, da habe ich dich ja gleich — rief er in französischer Sprache, que le diable l'emporte, in welchen Winkeln der Erde muß ich dich aufsuchen. Nun, und wie geht es dir? — Herrlich siehst du aus, c'est-à-dire, von Gesicht — deine Toilette ist scheußlich. Du siehst ja aus wie ein Ouvrier! Mein Gott, wenn dich deine Schwiegermutter so sähe, die ganze Perrücke vom Boulevard des Gants würde sie sich ausraufen.

Das und noch vieles Andere sprudelte so rasch aus dem Munde des Franzosen, daß Gaston kaum Zeit hatte, ihm zu

antworten. Vater und Tochter, die unfreiwillige Zuhörer und Zuschauer waren, lachten Anfangs über das sonderbare, bewegliche Wesen des Fremden, aber bei Erwähnung der Schwiegermutter zuckte Käthchen zusammen und runzelte auch Herr Liebert die Stirne.

Gaston lud seinen Gast ein, ihm in seine Wohnung zu folgen. Aber der Fremde sträubte sich. Du mußt gleich mit mir fort! .. rief er — weißt du, warum ich gekommen bin? Um dich todt zu stechen! Parole d'honneur, theurer Gaston, um dich todt zu machen. Du wirst doch noch nicht so weit encanaillirt sein, um dich von einem Gentilhomme, wie ich bin, mit Vergnügen todt stechen zu lassen? — Aber vorher mußt du noch deine Schwiegermutter gesehen haben. Sie ist mit mir gekommen, sie erwartet dich hier in dem Neste, in der nächsten Stadt — hol der Teufel die böhmischen Namen — hier in der Stadt. Schöne Stadt, ma foi! Komm! Wir müssen gleich fort!

Laß mich doch erst etwas Toilette machen, bat Gaston.

Nein, nein! rief der Fremde, die alte Douarière muß dich so sehen, das gibt einen Hauptspaß, als Ouvrier verkleidet muß sie dich sehen.

Gaston dachte einen Augenblick nach; dann sagte er: Ja, es ist besser, daß sie mich so sehen! — C'est impayable! — jubelte der Franzose — komm, steig ein.

Ich muß mich noch von meinem Herrn verabschieden, sagte Gaston, indem er ins Haus ging.

Von seinem Herrn! de son maître! Es ist zum Todtlachen, als ob er von Charles X. spräche! rief der Franzose immer lachend und stieg wieder in den Wagen.

Als Gaston in die Stube trat, fand er Herrn Liebert allein. Die Reden des Fremden hatten Käthchen so aufgeregt, daß sie nicht glaubte, sie könne sich vor Gaston sehen lassen, und der Vater, ohne sie weiter zu fragen, oder ein Wort über ihre Aufregung zu sagen, hatte sie selbst in ihr Zimmer geführt.

Sie wollen verreisen, rief er Gaston mit heiterem Gesichte zu.

Auf einige Stunden, vielleicht auf einige Tage, es ist möglich, daß ich nach Prag muß, zu meinem Vater.

Gut! reisen Sie glücklich, kommen Sie wohl zurück.

Herr Liebert!

Lieber West?

Ich wollte eben, als der Fremde eintraf, zu Ihnen herüber kommen, um mit Ihnen über einen gewissen Gegenstand zu sprechen.

Nun — und?

Nun denke ich, ich werde ausführlicher und besser mit Ihnen sprechen können, wenn ich zurückkomme.

Lieber West, Sie kommen mir eigenthümlich vor. Wozu sagen Sie mir Das? Sie werden mich also über Ihren Gegenstand sprechen, wenn Sie zurückkommen.

Ich wollte Sie nur bitten, dieses dem Fräulein Käthchen zu sagen.

Sehr wohl! sagte Herr Liebert und sah den jungen Mann dankbar an und reichte ihm die Hand. Reisen Sie glücklich!

Gaston faßte seine Hand und drückte sie heftig. Er wollte sprechen, konnte aber nicht. Herr Liebert, der ihn immer so ruhig und besonnen gesehen, war gerührt, wie er endlich die Worte hervorstammelte: Ich gehe, um mit meiner ganzen Vergangenheit definitiv zu brechen!

Nach einer Minute entführte der Wagen die beiden jungen Männer. Sogleich nahm der Franzose wieder das Gespräch auf. Farceur va! wir wissen Alles, was vorgeht, sagte er.

Natürlich, antwortete Gaston, ich habe ja dieser Tage meinem Vater geschrieben und ihm Alles mitgetheilt.

Ah bah! wir wußten Alles früher und ausführlicher.

Habt ihr mir Spione nachgeschickt? fragte Gaston verdrießlich.

Nein, der Spion hat sich freiwillig eingestellt. Sprich, Gaston, womit hast du dir eine alte Jungfer zum Feind gemacht?

Eine alte Jungfer?

Uralt wie Methusalem — nota bene für eine Jungfrau — für eine Matrone, je ne dis pas. — Eine sonderbare Kreatur! — Hier in dieser kleinen Bergstadt hat sie nicht ausfindig machen können, wer du bist; der Bergrath, den sie durch eine Beamtenfrau anbohren ließ, hat sich brav gehalten und dich nicht verrathen. Aber sie muß doch irgend einen Anhaltspunkt erwischt haben und lief nach Prag und trieb sich da unter der Dienerschaft der ganzen französischen Gesellschaft herum, bis sie es heraus hatte. Deinen Vater wußte sie in seiner Dachstube auf dem Malteserplatze aufzustöbern, und nachdem sie dem alten Marquis ihren Besuch gemacht, erfreute sich auch die alte Comtesse ihrer Aufwartung. Vom Bedienten deines Vaters hat sie es herausgelockt, daß du eigentlich mit der kleinen Comtesse verlobt bist. Sie hat dich und deine Liebe mit einer Leidenschaft denunzirt, daß es eine Freude war, sie anzuhören.

Gaston schüttelte den Kopf. Er begriff nicht, wie irgend Jemand in der Gegend ein Interesse haben konnte, seinen Namen auszuspähen und seine Liebe zu Käthchen, die er für ein Geheimniß hielt, wem immer zu denunziren.

Die aber dieses Interesse hatte, stand, während dieses Gespräch stattfand, auf der Höhe des Dammes und sah dem Wagen nach. Sie hatte ihn gleich diesen Morgen bei seiner Ankunft gesehen; denn seit ihrer Rückkehr wartete sie, daß irgend etwas von Prag aus geschehe. Als der Wagen aber bei Liebert in den Hof fuhr, war Lord John bei Rosalien und jauchzte auf, da diese sagte: Es hat gewirkt! Ich glaube, Herr Gaston wird entführt.

Rosalie sah ihn über die Schulter an und ging hinaus auf ihre Warte. Als der Wagen der Stadt zufuhr, strich sie sich mit beiden Händen über die Stirne. Wenn er mit im Wagen sitzt, sagte sie vor sich hin, dann wird dort oben geweint. Und sie sah zu Liebert hinauf; auf dem Wege dahin blieben ihre Augen an dem Geländer haften, an dem sie sich vor einiger Zeit so weich und gut gefühlt hatte. Sie sah wieder weg und dem

Wagen nach, bis er hinter dem Hügel verschwand, dann blieb sie noch dastehen, starr und unbeweglich wie eine Bildsäule, nicht mehr herrschend und herausfordernd wie ehemals, immer die Augen dem Wege nach der Stadt zugewendet.

Lord John kam und fragte, ob West in dem Wagen gesessen?

Ich weiß es nicht! antwortete Rosalie, ohne ihn anzublicken, und in einem barschen Tone, daß er nicht den Muth hatte, weiter zu fragen.

Aber das ist ja das Wichtigste — in der That — murmelte Lord John — das muß ich wissen, das muß ich! — Ich laufe dem Wagen nach bis in die Stadt — in der That! —

In der That machte er sich auf und eilte dem Wagen nach. Er war so eilig, daß er kaum den Mann bemerkte, der ihm gemessenen und vorsichtigen Schrittes auf dem Wege nach der Stadt entgegenkam. Auch Rosalie, die doch in dieselbe Richtung sah, bemerkte zuerst den Mann nicht, so gedankenlos, zerstreut oder vertieft starrte sie vor sich hin. Sie bemerkte ihn erst, als er vom Wege abbog und den Wiesenpfad einschlug.

Die schlanke Gestalt in dunkler Tracht hob sich sehr bemerklich von dem Wiesengrunde ab. Rosalie fuhr zurück, als ihr Auge zufällig auf dem Manne haften blieb. Sie glaubte sich zu täuschen und sah aufmerksamer hin und sah, daß der dunkle Mann etwas Weißes sehr vorsichtig auf beiden Armen trug, daß er manchmal mit Sorgfalt auf das weiße Paket niedersah, manchmal stehen blieb und etwas ordnete.

Sie bog den Kopf vor und hielt die Hand wie einen Schirm vor die Augen, die sie zusammenzwickerte. Es ist Fischer! Bei Gott, es ist Fischer! murmelte sie. Was will er? Was bringt er da? Er geht wohl zu Lieberts.

Aber er bog nicht den Pfad ein, der zu Lieberts führte, sondern den andern Wiesenpfad rechts, der zu Rosalien führte.

Er kommt zu mir! was will er von mir? Habe ich ihm nicht mein Haus verboten? rief sie, während ihr altes Gesicht erröthete.

Sie lief ins Haus zurück und setzte sich hinter den Tisch an die Arbeit. Aber die Nadel zitterte in ihrer Hand.

Nach wenigen Minuten ging Fischer am Fenster vorbei, immer mit dem Paket auf beiden Armen, und gleich darauf pochte es unten an der Thüre, wie wenn man mit dem Fuße klopft. Rosalie sagte nicht herein und rührte sich auch nicht vom Platze.

Rosalie, öffne, rief es von draußen, ich kann nicht, ich kann meine Hände nicht brauchen.

Aber Rosalie antwortete nicht und blieb auf ihrem Platze sitzen. Da hörte sie, wie die Klinke ungeschickt gehoben, und sah, wie die Thüre mit dem Fuße aufgestoßen wurde.

Fischer trat ein mit dem Pakete auf dem Arme.

Ich bin es, Rosalie, sagte er etwas schüchtern.

Die Angeredete stand auf, warf den Kopf zurück und sah ihm zornig ins Gesicht. Aber da bemerkte sie eine so tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit auf seinen Zügen, daß sie vor Schrecken zusammenfuhr.

Was ist? was ist geschehen? fragte sie milder und sah zu Boden.

Deine Schwester, Marianne, ist todt, sagte Fischer, und seine Thränen stürzten auf das geheimnißvolle Ding, das er immer auf den Armen hielt.

Todt! — wiederholte Rosalie kaum vernehmbar. Sie taumelte zurück. Ihr Kopf fiel an das Fensterkreuz, und so angelehnt, halb mit dem Gesichte nach Außen gekehrt, blieb sie stumm und unbeweglich stehen. „Todt!“ murmelte sie von Zeit zu Zeit ohne aufzublicken, ohne sich zu bewegen. Fischer sah sie prüfend an und dachte: Es ergreift sie tiefer, als ich erwartet habe.

Aber seine Aufmerksamkeit wurde von Rosalie ab und auf die Hüllen von Kissen und Tüchern auf seinen Armen gelenkt. Da drin fing es an, sich zu regen, und wurde die Stimme eines kleinen Kindes laut. Fischer legte seine Last auf den Tisch und

entfernte ein Tuch, das über das ganze Paket gebreitet war. Die Kissen öffneten sich, und ein Säugling von einigen Monaten, ein Knäblein, streckte Füße und Hände in unbeholfenen Bewegungen in die Luft.

Ihr Kind! rief Rosalie und sah es vom Fenster aus mit starren Augen an, ohne sich zu regen.

Ja, ihr Kind — sagte Fischer — ich bringe dir das arme, verwaiste Würmlein. Bei mir wäre es schlecht aufgehoben. Den ganzen Tag verbringe ich in der Schule und mit Stundengeben; ich kann es keiner Wärterin anvertrauen — du wirst es gut pflegen — bei dir wird es gut aufgehoben sein, deß bin ich gewiß.

Rosalie antwortete nicht und regte sich noch immer nicht. Aber da Fischer anfing, sich mit dem Kinde zu beschäftigen, es zurecht zu legen und seinen kleinen Anzug und die Kissen neu zu ordnen, Alles mit jener Ungeschicklichkeit, die die Männer in solchen Fällen auszeichnet, war es, als könnte Rosalie dergleichen nicht mitansehen. Sie raffte sich zusammen und näherte sich dem Tische.

Wer wird denn ein Kind so anfassen! rief sie halb zornig und wollte es selbst aus dem Kissen heben, aber in demselben Augenblicke fiel sie mit dem Gesichte in die Kissen und fing laut zu schluchzen an, indem sie dem Kinde die kleinen, strampelnden Füßchen küßte.

Aber bald faßte sie sich wieder, und mit eben so barschem Tone wie vorhin rief sie: Wer wird das Kind so hinlegen auf den Tisch! Sie nahm es sammt dem Kissen und trug es in ihr Bett, wo sie es ganz enthüllte und sich damit zu schaffen machte. Das schöne Kind! murmelte sie, das schöne Kind! und dann lauter, ohne sich zu Fischer zu wenden: die Wäsche hier im Tuche, ist Das Alles!

Alles! wiederholte Fischer.

Nun, Das ist nicht viel!

Nach diesen Worten lief sie in den Hof und rief einem der

gegenüberstehenden Häuser zu: Susi! Susi! und kam sogleich wieder in die Stube und ans Bett zurück. Nach einigen Minuten erschien Susi. Sie betrachtete Fischer mit erstaunten Augen und mit noch mehr Erstaunen das Kind auf dem Bette. Sie fing zu fragen an und verlangte Erklärungen. Rosalie verwies ihr alles Geschwätz und befahl ihr, nur auf das Kind zu achten und sich an das Bett zu setzen. Dann ging sie an einen Schrank und holte allerlei Leinen hervor, das sie auf dem Tische ausbreitete und musterte, dann ging sie zwischen dem Tische und dem Bette hin und her und nahm das Maß. Ihre frühere Arbeit warf sie unter den Tisch, und nach kurzer Zeit war sie in Messen und Zuschneiden so vertieft, daß sie Fischers Gegenwart und selbst das Kind, überhaupt alles Andere vergessen zu haben schien. Fischer stand noch immer, da ihn Rosalie nicht sitzen geheißen hatte, und sah ihrem eigenthümlichen Gebahren mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Seine kummervollen Züge nahmen nach und nach einen getrösteteren Ausdruck an, denn er dachte, mein Kind ist hier gut aufgehoben. Mit einer Hand auf den Tisch gestützt, beobachtete er, wie sich unter Rosaliens Scheere die Bruchstückformen zu Leibchen, Hemden und anderem Kinderzeuge entwickelten. So verging Viertelstunde nach Viertelstunde. Mit Einem Male rief Rosalie: Aber mein Gott, das arme Kind muß ja hungern! Ich alte Nähmamsell habe zuerst nur an die Wäsche gedacht. Sie sprang auf und eilte in die Küche. Fischer lächelte, und heiterer, als er gekommen war, verließ er das Haus, um Herrn Justinus Liebert, seinen ehemaligen Brodherrn, zu besuchen und ihm seinen schmerzlichen Verlust anzukündigen.

Rosalie gab dem Kinde zu essen und lief mit ihm in der Stube auf und ab, wenn es weinte. Dann saß sie wieder an der Arbeit und nähete, ohne aufzusehen, mit unermüdlichem Eifer. Sie wollte durch nichts gestört sein, selbst nicht durch Susi's Fragen, die zu wissen wünschte, wie Das alles gekommen, und vor Neugierde fast verging. Nur wenn das Kind sich regte, stand Rosalie auf. Sie hörte seine geringste Bewegung, jeden Laut,

den es von sich gab. Manchmal blieb sie betrachtend und in Gedanken vertieft davor stehen und murmelte unverständliche Worte. Man soll sehen, welche gute Mutter ich sein kann! rief sie mit Einem Male und kehrte wieder an ihre Arbeit zurück. Ihre Arbeit ging, so zu sagen, schneller als die Zeit. Schon lag ein Hemdchen fix und fertig da. Sie betrachtete es mit Wohlgefallen; dann nahm sie das Kind auf ihren Schooß, um zu sehen, ob es ihm auch passe. Du siehst ja aus, wie ein Prinz! rief sie und drückte es in ihre Arme.

Da stürzte Lord John, erhitzt, mit rothglühendem Gesichte in die Stube. Bin ich gelaufen! bin ich! rief er noch athemlos. Bis in der Stadt bin ich gewesen — bis in der Stadt! Be damned — Sind sie zugefahren! Aber West war mit — er war, indeed! Miß Rosalie, er war! indeed!

Herr John! sagte Rosalie, die wie aus einem Traume erwachte, was geht Das mich an?

Lord John bemerkte jetzt erst das Kind auf ihrem Schooße. Was ist das für ein Kind? fragte er, wo kommt das Ding her, das Ding hier?

Herr John, antwortete Rosalie, das ist mein Kind, mein Kind!

Ihr Kind? ist es? fragte Lord John und sah sie mit großen Augen an. — Schöne Mitgift! ist es nicht? fragte er weiter, zu Susi gewendet.

Herr John, fuhr Rosalie mit entschiedenem Tone fort, das geht Sie weiter nichts an.

Geht mich weiter nichts an? geht es nicht?

Nein! wir haben von jetzt an nichts mehr mit einander zu thun!

Haben wir nicht?

Nein, Herr John!

Oh — so viel besser, Fräulein Rosalie.

Und verlassen Sie mein Haus.

Oh!

Ja! und das sogleich.

Wie es Ihnen gefällig ist, Miß Rosalie.

John wandte sich und ging. Rosalie wandte den Kopf dem Fenster zu und sah hinauf zu Liebert. Allerlei Gedanken schienen in ihr zu kämpfen. Armes Käthchen! seufzte sie vor sich hin.

Susi, hast du nichts von Käthchen gehört? — Sie hatte gestern Abend eine Ohnmacht; hast du nicht erfahren, wie sie sich heute befindet?

Nein, ich habe nichts gehört, antwortete Susi, man hat sie heute noch nicht gesehen.

Sie ist vielleicht krank, sagte Rosalie, sie hat auf jeden Fall eine schlechte Nacht gehabt.

Wieder versank sie in Nachdenken. Mehrere Male stand sie auf, als ob sie fort wollte, um sich bald wieder zu setzen. Offenbar kämpfte sie mit einem Entschlusse, der sie große Ueberwindung kostete. Endlich raffte sie sich auf. Susi, nimm indessen das Kind und behüte es wohl, ich muß auf eine halbe Stunde fort.

Susi nahm das Kind, aber Rosalie ging nicht. Sie stand wieder am Fenster und sah hinauf zu Lieberts. Ah! rief sie plötzlich, da kommt Käthchen!

Käthchen hatte seit der Abreise Gastons auch nicht lauter weiche Seide gesponnen. Das Vertrauen des Vaters und die Botschaft, die er ihr im Namen Gastons bestellte, hatten sie zwar etwas beruhigt, aber die Worte des Fremden, der von einer Schwiegermutter und von Todtstechen gesprochen, klangen ihr immer in den Ohren. Dazu kam die geheimnißvolle Art der Abreise Gastons, das sonderbare Wesen des Fremden, der, wie der Vater behauptete, nach Anzug und Redeweise zu schließen, ein Aristokrat sein müsse. Auch schien Papa, seit er den Fremden gesehen und gehört, selbst in seinem Vertrauen erschüttert; jedenfalls war er nachdenklich. Was steckte hinter all den Geheimnissen? Sie sagte sich, sie müsse verrückt werden, wenn sie nicht bald klar sehe. Unterdessen konnte sie nichts Anderes thun, als sich in ihr Zimmer einschließen und weinen. Ihr Schicksal schien

ihr so traurig, wie nie eines gewesen. Und die Stunden schlichen so langsam, und doch waren schon mehrere vergangen, und Gaston kam nicht zurück. Wie sollte sie es ertragen, wenn er wirklich mehrere Tage ausbliebe, wenn er gar nicht mehr zurückkäme. Und das Todtstechen! Freilich hat der Fremde nur lachend davon gesprochen, aber wer kann wissen? So ein Franzose spricht vom Todtstechen, wie ein Anderer vom Tanzen spricht. O diese Franzosen, sie sind mit Recht so verrufen. Käthchen hatte Karl X. in der Veitskirche zu Prag beten sehen! So ein alter Mann! und doch hatten die Franzosen nicht das geringste Mitleid mit ihm. Ein schreckliches Volk, diese Franzosen! Wenn sie so einen alten Mann so behandeln konnten, warum sollten sie nicht auch ihren Gaston ermorden können?! Der Fremde — dessen erinnerte sie sich erst — sah so blutgierig und grausam aus, er hätte auch nicht so lustig sein können, während Gaston, der arme Gaston, so traurig war, offenbar sehr traurig! Aber Gaston ist ja auch ein Franzose, und Das wußte sie sehr gut: alle Franzosen sind Abenteurer, gewissenlose junge Leute, die es lieben, den Mädchen den Kopf zu verdrehen, um sie dann sitzen zu lassen. Es gab keinen Ausweg aus diesem Labyrinth, sie konnte nichts als weinen.

Als der alte, geliebte Lehrer kam und vom Tode Mariannens erzählte, schien Käthchen die ganze Welt unsäglich traurig, und sie ließ ihren Thränen freien Lauf. — Mein Gott! Mein Gott! wie unglücklich sind doch die Menschen! rief sie einmal übers andere und ging händeringend in der Stube auf und ab. — Der Vater erkannte die eigentliche Ursache ihrer Trauer, und um sie zu zerstreuen, forderte er sie auf, Rosalie zu besuchen, sie zu trösten und das Kind anzusehen.

Ach ja, das Kind! sagte Käthchen und ging, und mit verweinten Augen trat sie leise in die Stube Rosaliens. Sie grüßte nur mit einem Kopfnicken, nahm Rosaliens Hand und setzte sich schweigend zu ihr. Rosalie sah vor sich hin — das Kind schlief. Endlich sagte Käthchen: Darf ich das Kind sehen?

Rosalie nickte. Käthchen ging an das Bett und hob den einen Zipfel des Schleiers auf, der das Gesicht des Kindes bedeckte. — Es ist der Schleier, den ich dir geschenkt habe, Rosalie — das freut mich, lispelte sie, und dann das Kind betrachtend: O, wie hübsch! o das Engelchen!

Aber der kleine Junge fing plötzlich laut zu schreien an. Ach, ich habe ihn geweckt, sagte Käthchen erschrocken. Sie nahm das Kind sammt den Kissen auf ihren Arm, wiegte es und trippelte singend mit ihm in der Stube auf und ab.

Du wärst eine hübsche Mutter! sagte Susi.

Rosalie lächelte und sah Käthchen nach auf ihrem ganzen Wege durch die Stube. Als das Kind schwieg, sagte sie: Susi, ich habe Käthchen etwas zu sagen, laß uns allein.

Ich? fragte Susi verdrießlich.

Ja, du! — laß uns allein!

Susi erhob sich trotzig und verließ die Stube.

Jetzt, Käthchen, komm, setze dich hieher.

Käthchen erblaßte. Sie erinnerte sich an Das, was ihr Rosalie in der Grotte gesagt hatte, und fürchtete eine Fortsetzung.

Ach, Rosalie! seufzte sie aus tiefstem Herzen.

Sei ruhig, Käthchen, ich habe dir nur Gutes zu sagen — setze dich — komm hieher — in den Großvaterstuhl und höre gut zu — so —

Käthchen horchte mit dem ganzen Gesichte, sie wußte, daß Rosalie von Gaston sprechen werde. Aber diese schwieg noch und schien nach Worten zu suchen.

Gib mir das Kind, sagte sie dann — so — höre.

Käthchen neigte sich vor.

Käthchen, sagte Rosalie schnell, und indem sie die Worte einzeln, rasch, aber in Bruchstücken hervorstieß, Käthchen — vergiß, was ich dir gesagt habe — ich muß es wieder gut machen — Gaston ist kein Verbrecher — sein Vater hat auf ehrenhafte Weise sein Land verlassen — ich verstehe nicht viel davon — sie sind Emigranten — weil sie dem alten König in Prag treu

geblieben sind — Gaston ist ein vortrefflicher Mensch — er ernährt seinen Vater, der nichts hat — aber ein großer Herr ist — ich weiß nicht recht, wie Das alles ist, aber es ist Alles gut, Alles ehrenhaft — ich habe den Alten gesehen — du kannst deinen Gaston ohne Angst lieben.

Ro—sa—lie — stammelte Käthchen in höchster Aufregung — was sagst du — ja? — ich soll ihn lieben? — ach, ich liebe ihn ja! — Und dann ists auch nichts mit seiner Verlobung?

Doch — erwiderte Rosalie — da ist etwas daran — aber du hast gewiß nichts zu fürchten, wenn er dir gesagt hat, daß er dich liebt.

Ach ja, das hat er beinahe gesagt.

Dann kannst du ruhig sein, dann ist er gewiß nicht gebunden. Aber — fügte Rosalie zögernd hinzu — etwas ist doch da, was mich besorgt macht.

Was ists, du gute Rosalie? fragte Käthchen, und der selige Ausdruck auf ihrem Gesichte verschleierte sich wieder.

Weißt du, wie er eigentlich heißt?

Wie heißt er denn?

Er heißt — fuhr Rosalie mit zögernder Stimme fort — er heißt Marquis v. Godencourt und ist der Abkömmling einer der adeligsten Familien Frankreichs.

O mein Gott! rief Käthchen vernichtet — wie soll er denn eine so kleine Person, wie ich bin, heirathen können?

Ich glaube, sagte Rosalie, er macht sich aus Dergleichen nicht viel, wenigstens habe ich so etwas gehört.

Plötzlich verließ Käthchen ihre ganze Niedergeschlagenheit. Sie erinnerte sich jedes Wortes, das sie von Gaston gehört hatte, und so erinnerte sie sich jetzt, wie er, als er das erste Mal im Hause zu Tische gewesen, zu ihrem Vater lächelnd gesagt hatte: Herr Liebert, ich bin bürgerlich, sehr bürgerlich! — Sie sprang auf, klatschte in die Hände und rief voll Freude: Ich bin bürgerlich! sehr bürgerlich!

Stille! Du weckst mir ja das Kind, das so schön ein-

geschlafen ist! sagte Rosalie verweisend, und in der That fing der Kleine zu schreien an. — Da haben wir die Bescherung! rief Rosalie wieder — geh du lieber nach Hause und höre, welche gute Zeitung dein Gaston bringt, der eben dort von der Stadt hereilt.

Käthchen ließ sich Das nicht zweimal sagen, da sie wirklich Gaston vom Berge herunter kommen sah, und eilte nach Hause. Sie saß selig in ihrer Stube, noch bevor Gaston bei Herrn Liebert eintrat. Sie lehnte die Thür nur an, um sehen zu können.

Gaston trat erhitzt und sehr aufgeregt in das Zimmer Herrn Lieberts; dieser stürzte ihm beinahe eben so aufgeregt entgegen. Käthchen bemerkte Das und ging.

Sie haben mir etwas zu sagen, West!

Sehr Vieles, Herr Liebert! — Gott sei Dank, daß endlich der Moment gekommen ist, da ich offen mit Ihnen sprechen kann. Seit Wochen fühlte ich mich Ihnen gegenüber wie ein Verbrecher.

Setzen wir uns.

Sie setzten sich; West begann.

Herr Liebert, ich muß etwas weit ausholen. Mein Vater war französischer Emigrant der großen französischen Revolution. Ich wurde ihm kurz vor dem Falle Napoleons auf deutschem Boden geboren. Er kehrte mit seinem Könige nach Frankreich zurück, nahm am Hofe Ludwigs XVIII. dieselbe Stelle ein, die sein Vater am Hofe Ludwigs XVI. bekleidet hatte, und ließ mich nach einiger Zeit als kleinen Knaben aus Deutschland nachkommen.

Ich sollte mich dem Kriegsdienste widmen und trat als Jüngling in die polytechnische Schule. Während ich daselbst mit meinen Studien beschäftigt war, brach die Julirevolution aus; Karl X. zog in die Verbannung; als treuer Diener folgte ihm mein Vater ins Exil — erst nach England, dann nach Prag. — Mir war die militärische Carrière abgeschnitten, da mein Vater nicht wollte, daß ich dem Bürgerkönig den Eid leiste, doch setzte ich meine Studien im Institute fort, und nachdem ich diese vollendet, trat ich in die école des mines.

Ich hatte eingesehen, daß wir am Anfange einer neuen Zeit standen, und wollte meinem Wissen eine praktische Wendung geben. Mein Vater ließ mich gewähren, obwohl er nicht einsah, wozu ein Sohn seiner Familie Geologie, Bergwesen ꝛc. studire. Endlich aber berief er mich nach Prag, um mich, wie er sagte, der verderblichen bourgeoisen Atmosphäre von Paris zu entziehen und mich in die eigentliche Hofluft des eigentlichen Königs zu bringen. Es war etwas zu spät. In der verderblichen Atmosphäre von Paris und in der noch verderblichern der polytechnischen Schule war ich in der That bereits sehr bürgerlich geworden, und hatte ich Grundsätze eingesogen, die den Grundsätzen meines Vaters sehr entgegengesetzt waren.

Es gab Anfangs sehr heftige Kämpfe, obwohl ich die Ansichten und Standesvorurtheile meines Vaters so viel als möglich berücksichtigte und zu schonen suchte — aber endlich blieb der Sieg auf meiner Seite. Was mir diesen Sieg erleichterte, war vor Allem die zärtliche Liebe zu einem Sohne, der die Frucht einer glücklichen, leider durch den Tod zu früh zerrissenen Ehe war — dann die Verzweiflung, mit welcher mein Vater die Wendung in den Dingen und öffentlichen Verhältnissen betrachtete. Die Welt, sagte er, wird eine andere — die gute alte Zeit, die an der ersten Revolution gestorben, wurde durch die Julirevolution begraben — da nütze kein Sträuben — die jungen Köpfe, welche die gute alte Zeit und das alte Regieren nicht gesehen, werden dessen Vorzüge auch nicht begreifen. Der ganze Gedankengang habe sich umgekehrt. Ehemals habe man in der Vergangenheit mit seinen Altvordern gelebt, jetzt ziehe man es vor, in einer dunkeln, ungewissen Zukunft zu leben. — Dazu kam noch die Noth — ja, Herr Liebert — die Noth. Ich schäme mich nicht, das Wort auszusprechen. Die Noth, die mein Vater erduldet, macht seinem Herzen und seinen Grundsätzen Ehre. Er stammte aus einer der reichsten Familien der Bretagne, seine Güter wurden nach dem Vendéer Kriege als Nationalgüter eingezogen und verkauft.

Während der Restauration beschäftigte er sich mehr mit der Befestigung der alten Dynastie auf dem alten Throne als mit Wiedererlangung seiner Güter und mit der Entschädigung, die damals die Aufmerksamkeit der meisten heimgekehrten Emigranten so sehr in Anspruch nahm, daß sie höhere Interessen darüber vergaßen. — So fand ihn sein zweites Exil, das plötzlich über ihn hereinbrach, ohne alle Mittel — die kleinen Reste seines Vermögens verwendete er auf meine Erziehung — oder verlor er, als er in den Prozeß der Minister, als vertrauter Freund des Herrn v. Peyronnet, hineingezogen wurde. Mit Schmerzen sah ich ihn, als ich nach Prag kam, in einem kleinen Stübchen unter dem Dache, ihn, der in St. Cloud ein eigenes Appartement hatte — und jeden Tag zu Fuß den Hradschin hinaufkeuchen, um sich nach dem Befinden seines Königs zu erkundigen, da er keinen Fiaker bezahlen konnte. Später, da der König Prag verließ, war es sein einziger Kummer, daß er nicht wenigstens Ein Mal im Jahre, am Karlstage, die Reise zu ihm machen konnte — da das Reisegeld fehlte.

Diesen Verhältnissen dankte ich es, daß er mir endlich erlaubte, gegen allen adeligen Brauch mein Wissen zu verwerthen und ein kleines Amt anzunehmen. Aber er gab mir diese Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß sein uralter und stolzer Name nicht durch das kleine Amt und die untergeordnete Stellung entehrt werde. Ich versprach ihm, einen andern Namen anzunehmen und meinen eigentlichen und meine Herkunft, so lange er lebe, in dieser untergeordneten Stellung nicht zu verrathen.

Sie verstehen jetzt auch, Herr Liebert, warum ich zögerte, als Sie mich aufforderten, in Ihr Geschäft zu treten. Sie kamen mir so freundschaftlich entgegen, mit so viel Vertrauen — Alles hier muthete mich so wohlthuend an, daß es mir schwer war, Ihnen gegenüber — und ich will es gestehen — auch Fräulein Käthchen gegenüber diesen erlaubten Betrug durchzuführen. Deshalb und wegen der Annahme einer rein bürgerlichen Stellung mußte ich bei meinem Vater anfragen — er erlaubte mir, bei

Ihnen einzutreten — offenherzig gesagt, weil er gerührt und dankbar war, der gute Vater, daß einer meiner Beweggründe die Erleichterung seiner Lage gewesen — aber er erlaubte mir nicht, meinen eigentlichen Namen zu verrathen. O Gott, welche schmerzlichen Stunden hat es mir verursacht, Ihnen und Fräulein Käthchen nicht Alles sagen zu können.

Zu all Dem kam noch etwas Anderes. Eine alte Freundin meines Vaters, eine Dame, die sich mit der Herzogin v. Berry in der Bretagne kompromittirt hat, sehr reich und aus altem Hause, wollte ihren Schwiegersohn nur in den dem Könige treugebliebenen Familien wählen und wo möglich nur unter den Familien, die sich wie mein Vater mit ihrem Herrn freiwillig exilirt haben. Diese Dame ist eine ächte Vendéerin. Zwischen ihr und meinem alten Vater wurde nach alter Sitte meine Verheirathung mit ihrer Tochter besprochen, beschlossen und als abgemachte Sache betrachtet. Nach der Heirath, die mich zum reichen Manne machen sollte, würde ich, so hoffte man, meine bürgerlichen Ideen von Arbeit, von Selbsterwerb und Thätigkeit aufgeben. Ich widersprach, aber man kehrte sich nicht daran — man träumte weiter von dieser projektirten Heirath, und da ich im Herzen vollkommen frei war, hatte ich nicht Energie genug, diese Träume der beiden glücklichen Alten zu stören. Das junge Fräulein, das in einem Kloster des sacré coeur zu Lyon erzogen wird, habe ich nie gesehen. Vor Kurzem schrieb ich endlich über diese Angelegenheit einen entscheidenden Brief an meinen Vater. — Aber —

Nun? sagte Herr Liebert. Sie stocken? Fahren Sie fort — ich höre mit größtem Interesse.

Ich gebe Ihnen das Ehrenwort eines Mannes — sagte Gaston und legte die Hand aufs Herz — nie habe ich Jemand in meine Gefühle eingeweiht, aber noch bevor mein Vater meinen Brief erhalten, wußte er und wußte die Gräfin — ich meine seine Freundin — was Sie, Herr Liebert, noch nicht wissen, daß es mein innigster Wunsch ist . . .

Was? sagte Herr Liebert, fahren Sie fort.

Fräulein Käthchen, Ihre Tochter, als meine Frau heimzuführen.

Gaston schwieg und sah zur Erde nieder.

Ihre Erzählung ist noch nicht aus, Herr West.

Gaston sah den alten Herrn fragend an — dieser lächelte — Gaston fuhr fort:

Sie haben den jungen Mann gesehen, der mich heute Morgens abholte; es ist ein alter Spielkamerad, ein ehemaliger Page vom Hofe Ludwigs XVIII., später Offizier Karls X., und Cousin der mir bestimmten jungen Dame. Er begleitete seine Tante, meine Schwiegermutter, wie er sie nannte, als Cavalier hierher, in die Bergstadt. Sie eilte herbei, um sich selbst von meinem Wahnsinn zu überzeugen und mich zu fragen, ob ich in der That die Hand ihrer Tochter ausschlage und eine Mesalliance einzugehen im Begriffe stehe? Um es kurz zu sagen: die Sache war schneller abgemacht, als ich gehofft hatte. Nachdem ich ihr erklärt, daß ich fest entschlossen sei, mein Leben lang zu arbeiten und mir mein Brod zu erwerben, daß es mein höchster Ehrgeiz sei, Ihre Hütten und Hämmer, Herr Liebert, in Flor zu bringen, verstand es sich von selbst, daß sie ihre Güter und ihre von Jean de Montfort abstammende Tochter nicht mit einem so encanaillirten Menschen verheirathen könne. Doch lachte sie mich nur gutmüthig aus, mehr noch den Cousin, der glaubte, die Ehre seiner Cousine mit dem Degen vertheidigen zu müssen. Das, Herr Liebert, ist Alles. Nur meinen Namen darf ich Ihnen nicht nennen, unter dieser Bedingung hat mir mein Vater in jeder andern Beziehung vollkommene Freiheit gelassen.

„Marquis v. Godencourt“ lispelte etwas hinter ihm. Gaston sah sich erstaunt um und erblickte den Kopf Käthchens, der sich strahlend vor Glück über seine Schulter neigte.

Pst! ich habe nichts gehört! sagte Herr Liebert, und da Gaston aufsprang und sich die beiden Liebenden in den Armen lagen und ein seliger Kuß genommen und gegeben wurde, fügte er lächelnd hinzu: Und nichts gesehen!

Nach wenigen Wochen war die Hochzeit. Hätte Rosalie nicht Trauer getragen, es wäre die erste Hochzeit gewesen, der sie als Gast beigewohnt hätte; so machte sie sich nur in Küche und Keller nützlich. Wie hätte man bei einem so großen Feste sonst fertig werden können! Nur von Zeit zu Zeit lief sie die drei Bassins entlang hinab, um nach dem Kinde zu sehen.

Gaston wurde Theilhaber des Liebert'schen Geschäftes, und im Verein mit seinem Schwiegervater und später mit dessen Sohn, der von der Schule zurückkam und sich unter Gaston weiter ausbildete, dehnte er das Geschäft, die Hütte und das Grubenwerk immer mehr aus. Karolinenthal verwandelte sich unter seiner Hand, wie durch Zauber, und wurde immer blühender. In dem größeren Getriebe, in der immer mehr anwachsenden Bevölkerung hätte die Wichtigkeit Rosaliens vielleicht auch abgenommen, selbst wenn sie sich nicht freiwillig ganz und gar auf ihr Haus beschränkt hätte. Völlig beschäftigt, wie sie war, mit der Pflege und Erziehung des Kindes, kümmerte sie sich nicht mehr um Das, was bei andern Leuten vorging, und war wie aus der Welt verschwunden. Wollte man sie wo in Gesellschaft ziehen, hatte sie den Muth, die Achsel zu zucken und zu sagen: „Was hat man von einer alten Jungfer?"

Märchen und Geschichten

aus

Osten und Westen.

Meiner verehrten Freundin

der

Fürstin Katherine Orloff,

geb. Trubetzkoi,

zur Erinnerung.

Als ich Ihnen Weltgeschichte erzählte, gewöhnte ich mich daran, Ihnen Märchen zu erzählen. Das war Ihre Schuld. Sie waren ein so unschuldiges und unbefangenes Geschöpf, daß ich Angst hatte, die Klarheit Ihrer Seele mit den oft krassen Wahrheiten der Geschichte zu trüben. — So scheint es mir heute, da ich Ihnen diese Märchen als die Gabe eines alten Freundes darbringe, als ob ich nur jene glücklichen Stunden unter den Buchen des Waldes von Fontainebleau fortsetzte. Auch Sie werden jener schönen, mit Waldesrauschen, Nachtigallengesang, Homer und Beethoven dahingegangenen Zeit nie vergessen — und darum diese Widmung nicht mißverstehen. Sie gilt nicht der Fürstin — sie gilt der lieben Freundin, die eben frisch und blühend ins Leben tritt und der man sich gern mit Beweisen der Liebe nähert; und sie gilt jenem theuren Kinde, an dessen geistigem Erwachen der alte Freund sein Theil und seine Freude hatte. — Was die Fürstin betrifft — der mögen Andere ihre

Werke widmen, und Das wird auch geschehen, denn Sie werden sich immer einen offenen Sinn für die Werke der Kunst bewahren, und Ihr Vaterland, das Land, das schon große Dichter besessen und das heute in Iwan Turgenieff einen der größten Novellisten unserer Zeit besitzt, wird hoffentlich noch manche schöne Blüthe treiben. Sie werden dann mit Ihrem freien, wackern Gemüthe den Begabten vom Schmeichler und Schmarotzer zu unterscheiden und mehr mit Ihrer Weiblichkeit als mit Ihrer Fürstlichkeit aufzumuntern wissen. Sie werden sich nie überheben, Sie werden nie von einer eingebildeten Höhe auf die Schöpfungen des Geistes herabsehen; Sie werden nie glauben, daß Protektion und alle Mittel der Mächtigen dieser Erde jemals ein Kunstwerk zu schaffen, einen geistigen Blüthenflor oder gar eine Literatur zu wecken im Stande seien. Dazu kennen Sie die Geschichten und Literaturen der Völker zu gut; Sie wissen, daß diese das Produkt der Völkerentwicklung sind und daß die Louis XIV., für Kleines groß belohnt, sich mit Dem schmücken, was auch ohne sie entstanden wäre. — Sie werden, wie ich mit Zuversicht hoffe, auch nie vor geistigem Schaffen die Angst empfinden, welche die Aristokratie von Heute auszeichnet. Erschrocken vor der Revolution, die sie ihrer Privilegien beraubte oder zu berauben drohte, fing sie gegen Fortschritt, Bildung, Aufklärung, gegen jedes Streben, an dem sie doch im vorigen Jahrhundert in der Literatur, wie an den Höfen halb und halb Theil genommen, zu predigen an und predigte so lange, bis sie an ihre Doktrin selbst zu glauben anfing — und allein glaubt. Da steht sie nun und weiß es nicht, wie einsam sie dasteht, und ist von dem Rest der Welt, die auf ihre Predigten nicht hörte, überflügelt. Sie hat sich im eigenen Netze gefangen. Ihre aristokratischen Landsleute, die sich den großen und wohlgemeinten Reformen widersetzen und bei dieser Gelegenheit verrathen, wie wenig ihnen an Humanität, an Bildung ihres Volkes, an der Menschenwürde und an der Ehre ihres Vaterlandes im Angesichte der Weltgeschichte gelegen, werden Das zuerst erfahren. Glücklicherweise gehören Sie, meine verehrte

Freundin, nicht zu Denen, und wenn ich ungewohnter Weise mein Büchlein einer Fürstin widme, so ist es eine Fürstin, deren Leibeigene nächstens freie Leute sein werden. Haben Sie doch noch außerdem ein Recht darauf, da zwei der nachfolgenden Märchen aus dem Munde einer Ihrer Leib- und Seeleneigenen stammen.

Mit dem herzlichsten Gruße

Ihr

Moritz Hartmann.

I.

Aus dem Orient.

Der Heilige.

Scheich Abdallah der Andalusier, der in Bagdad lebte und lehrte, war einer der größten, heiligsten Scheichs, ein klarer Spiegel aller Weisheit und aller Tugenden und werth, nach den zwölf großen Imams genannt zu werden. Einer seiner Schüler sagte: „Abdallah ist so dunkel wie ein tiefer Brunnen, aber was er aus seiner Tiefe spendet, ist klar und erfrischend.“ Ein Anderer sprach: „Als ich zu ihm kam, war ich rohe Erde, nun bin ich Eisen, und bleibe ich länger, so werde ich Stahl.“ Ein Dritter sprach: „Wäre ich der Chalif, an Gürtel, Schwertgriff und Turban würde ich seine Worte tragen anstatt der Diamanten.“ Ein Vierter sprach: „Wenn er mich aus seiner Schule jagte, würde ich sagen: ‚Warum verurtheilst du mich zum Tode und schickst mich aus dem Leben im Lichte?‘“ Ein Fünfter sprach: „Wenn alle sechzigtausend Schüler Abdallahs so sprächen, wie wir, würde ich sagen: ‚Nun ist die Vorrede seines Lobes gemacht; wann beginnt der Text?‘“

Und so sprachen alle sechzigtausend Schüler über Abdallah, so sprach die ganze Welt der Gläubigen, und er verdiente Das.

Einmal überkam den Scheich große Reiselust. „Reisen,“ sagte er, „sind Eroberungen, sie erweitern das Reich des Wissens mit

neuen Provinzen." — Mehr als vierzigtausend Personen begleiteten ihn, als er aus Bagdad zog, um mit ihm die Welt zu sehen; er aber verabschiedete sie nach drei Tagereisen und sprach: „Kehret zurück!" Sie thaten es und benetzten den Sand des Weges mit ihren Thränen. Nur vierzig Schüler und Diener durften mit ihm wandern, und unter den ersteren war der treue Scheich Schibly.

Wieder nach drei Tagen kamen sie in eine Stadt der Nazarener. Alle Gassen waren voll von Priestern, Mönchen und Patriarchen, und ohne Schleier und Pantoffeln gingen die Weiber von einem Hause zum andern, daß es eine Schande war. In jeder Gasse waren unzählige Kirchen und auf jeder Kirche unzählige Glocken, die beständig läuteten. Die Kirchthürme waren so groß und dick, daß man aus jedem zehntausend Minarete hätte bauen können; so gegen alle Regel bauen die Ungläubigen. Am Ende der Stadt näherte sich Scheich Abdallah der Andalusier einer Fontaine, um die Waschung vorzunehmen, und wie er sich durch die Weiber drängte, die den Brunnen umstanden, sah er ein Mädchen, das die Wäsche wusch und in Gold, Seide und Edelgestein gekleidet war. Um den Hals trug sie viele goldene Kreuze. Aber wer sie nur ansah, mußte ausrufen: „Allah! welch ein schönes Mädchen!" — Plötzlich fühlte der heilige Scheich sein Herz voll Liebe, und ohne die Waschung verrichtet zu haben, ging er in die Herberge, setzte sich auf den Divan und starrte vor sich hin. Drei Tage und drei Nächte vergingen, und der Scheich sprach kein Wort, nahm keinen Bissen in den Mund und vergaß Gebet und Waschungen. Manchmal rollte eine Thräne über die Wangen in seinen schwarzen Bart. Mehr aber weinten seine Schüler und Diener über den offenbaren Kummer ihres Herrn.

Da sprach Schibly zu ihm: „O, mein Sultan! welcher Kummer drückt dich? Sage es an deinen treuen Schülern und Dienern, die um dich weinen; denn drei Tage und drei Nächte hast du nichts gegessen oder getrunken und hast die Gebete und

Waschungen vergessen. Wie ungeheuer groß muß dein Kummer sein!"

Scheich Abdallah, der Andalusier, antwortete: „Seit ich jenes wunderschöne Geschöpf gesehen, ist meine Kraft gebrochen, mein Herz erstickt in der Ueberfülle von Liebe. Gefallen bin ich in den See der Nichtigkeit, die Zügel meines Selbst sind meinen Händen entsunken, und ich kann mich nicht mehr leiten und lenken. Von diesem Orte zu scheiden, ist mir unmöglich; ich bin gebunden an Händen und Füßen, an Geist und Herz. Gehe hin, o Schibly, und erkundige dich nach dem wunderschönen Geschöpfe."

Schibly ging, kam wieder und sagte: „Sie ist die Tochter des Königs der Ungläubigen."

„So werde ich wohl in Sklaverei versinken," sprach der Scheich mit Ergebung. — „Ihr aber, Schüler und Diener," fuhr er fort, „überlasset mich dem Schicksale, das mir aufgezeichnet ist. Kehret heim in Frieden und vergeßt mich nicht in euren Gebeten."

Schibly, der die Geschichte Abdallahs dem Gedächtniß der Menschen bewahrte, erzählt: „O Scheich," sprach ich, „du thust dem Glauben große Unehre an und willst unter Ungläubigen dein Zelt aufschlagen."

„Dieß ist mir Alles wohl bekannt," antwortete der Scheich, „aber meine Kraft ist verdunstet wie Wasser, gegossen auf einen heißen Stein."

Dann warf er sich auf sein Angesicht in den Staub und weinte so heftig, daß alle Bäume und Steine und selbst die Ungläubigen und ihre Glocken mit ihm weinten. „Vergeßt mich nicht in euren Gebeten," sprach er noch einmal, „und ziehet hin in Frieden!"

„Herr der Welt, verlaß ihn nicht, denn du weißt Alles!" so riefen wir und gingen. Aus Bagdad kamen uns über fünfundsiebenzigtausend Personen entgegen, um den Scheich Abdallah zu empfangen. Da wir ihnen erzählten, was geschehen und daß der Weise und Heilige bei den Ungläubigen zurückgeblieben aus

lauter Liebe, stießen sie ein solches Geschrei aus, wie seit der Sündfluth nicht gehört worden ist und wie fürder bis zum jüngsten Tage nicht gehört werden wird. Viele Personen starben vor Schmerz, andere wurden schwer krank.

Schibly, der Treue, fährt fort und sagt: Kummer nagte an meinem Herzen und Gram an meinem Eingeweide. Die Freunde, die zu mir kamen, fragten: „Bist du es selbst, Schibly, oder Schatten Schibly's, bist du es?" Als so ein Jahr vergangen war, machte ich mich auf, von Sehnsucht getrieben, um Kunde von meinem Meister zu holen, und kam bis in die Nazarenerstadt. Da ich alle Gassen und Plätze durchrannt hatte, ohne ihn zu finden, fragte ich beim Volke, was aus dem großen Scheich Abdallah, der so viele Kommentare und Ueberlieferungen niedergeschrieben, geworden wäre. Das Volk antwortete: „Dein großer Scheich, der so viele Kommentare und Ueberlieferungen niedergeschrieben, hat um die Tochter unsers Königs angehalten; der König verlangte, daß er ihm, anstatt der Morgengabe, ein Jahr lang die Schweine hüte, und dein großer Scheich Abdallah, der so viele Kommentare und Ueberlieferungen niedergeschrieben, ist nun draußen vor der Stadt auf den Hügeln und hütet die Schweine."

Auf dem Wege zu den Hügeln fühlte ich, wie meine Seele in mir weinte und wie ihre Thränen auf meine Eingeweide fielen; auch mein Auge fing zu strömen an, als ich ihn auf dem Hügel sitzen sah, einen Hut auf dem Kopfe, eingehüllt in eine Mönchskutte, einen Strick um den Leib und rings um ihn große Schweineheerden!

„O Scheich!" rief ich, „schickt sich Das für einen so großen Imam, wie du bist?"

„O Bruder!" antwortete er, „ich war ein Hirt der Seelen, nun bin ich ein Hirt der Schweine. O Freund Schibly, du Treuer, vergiß und erniedrige dich nie so weit. Ich liege im Abgrunde der Niedrigkeit." — Und die Augen gen Himmel kehrend, rief er aus: „Allah, ich habe Das nie erwartet."

Ich warf mich nieder und betete: „O Allah! nach dir blicken wir um Hülfe, du bist der Helfer, dir vertrauen wir; befreie uns von diesem Grame, denn du nur kannst es!"

Und wieder sprach ich und bat: „O Scheich, sammle deinen Geist und denke an Kommentare und Ueberlieferungen."

„Alles Das," sagte er weinend, „habe ich vergessen, nur zwei Verse habe ich gemerkt, die geschrieben stehen: ‚Wer aus dem Glauben in den Unglauben fällt, irrt vom rechten Wege ab,' und ‚Jede Seele wird ihren Platz erhalten nach ihren Werken.' Ferner habe ich noch diese Worte der Ueberlieferung im Gedächtniß behalten: ‚Wer seinen Glauben ändert, den sollt ihr tödten.' Das ist Alles."

„Allah im Himmel sei gepriesen und gelobt!" rief ich aus, „mehr thut nicht Noth, und du bist erlöst."

Auch antwortete der Scheich: „Gehe hin und erwarte mich mit den versammelten Freunden auf der Ebene von Bagdad; die Welt hat mich wieder!"

Schibly eilte in Hast mit der Freudenbotschaft nach Bagdad zurück. Kaum hatte er sie verkündet, als hundertachtundsechzigtausend Menschen zum Thore hinausströmten. Alle saßen sie erwartend da, die Augen dem Wege zugekehrt, auf dem der Scheich kommen sollte. Nach drei Tagen sahen sie ihn singend und betend den Weg am Strome herabkommen, und es erhob sich ein ungeheures Freudengeschrei. Wenn Sonne, Mond und Sterne und alles Licht, das in Holz, Steinen und Metallen verborgen ist, erloschen und die Erde durch tausend Jahre in Nacht getaucht wäre, und dann Gott mit Einem Male wieder das Licht erschüfe, ein solches Freudengeschrei würde es begrüßen, wie das, welches den Scheich Abdallah, den Andalusier, begrüßte. An dem Tage nahmen drei- bis vierhundert Ungläubige den wahren Glauben an.

Wieder saß der Scheich wie ehemals in seinen Gärten mitten unter den Schülern. Er legte den Koran aus und sagte ihnen Worte der Ueberlieferung.

Schibly, der Treue und Gläubige, erzählt weiter: Wir

saßen und horchten. Da pochte es an die Thür, und wir gingen und öffneten. Es stand ein verschleiertes Weib vor der Thür, das sprach: „Ich bin die Magd des Scheich Abdallah.“ Wie sie über die Schwelle trat, wurde er blaß und zitterte wie ein Blatt, das vom Baume fallen soll. Er weinte und fragte: „Wer schickt dich, Tochter des Königs der Nazarener?“

„Mich schickt ein Geist,“ sprach sie.

„Und wie sah dieser Geist aus?“ fragte der Scheich weiter.

„Er trug einen grünen Kaftan,“ antwortete sie, „im Gürtel trug er ein Horn, am Halse eine Kette von Eisen, auf dem Kopfe eine grüne Filzmütze und einen grünen Shawl.“

„Dieses ist der Geist Hassans, des großen Imams von Kufa,“ sagte Abdallah, „und wie kam er zu dir?“

„O mein Sultan,“ antwortete die Tochter des Königs der Nazarener, „da du fortgegangen warst, schwand ich hin in Trauer und Sehnsucht. Ich fiel in Krankheit, und im Traum erschien mir der Scheich. Willst du, so sprach er zu mir, den Götzendienst verlassen und den rechten Weg wandeln? so wird es Gottes Gnade thun, daß du zu deinem Sultan gelangst. — Ich will den rechten Weg wandeln, antwortete ich voll Freude. — Darauf sprach er mir das Kehinai-Schahadat (das Glaubensbekenntniß) vor, und ich sprach es nach. Er sagte: Amin, nahm mich an der Hand und führte mich vor die Stadtmauer, wo er verschwand. Ich wanderte durch die Wüste, ohne Dattel und ohne Schlauch, ich begegnete keiner Palme und keiner Quelle, und doch haben mich die Kräfte nicht verlassen, bis ich hierher gelangt bin, zu dir, o mein Scheich, mein Heil, mein rechter Weg!“

Schibly, der Treue, erzählt weiter: Wir waren erstaunt über so viele Wunder und beteten an. Abdallah, der Heilige, führte die Königstochter in seinen Harem und unterrichtete sie so gründlich im Glauben, daß sie eine der heiligsten Personen Bagdads und des ganzen Reiches wurde.

In seinem spätern Alter erzählte Schibly weiter: Als die Königstochter im Sterben war und der Scheich weinte, sagte sie

zu ihm: „Weine nicht, o Scheich, denn bald werden wir auf Einem Throne im Paradiese zusammensitzen.“ Und in der That habe ich sie im Traume einer Sommernacht gesehen, wie sie vereint auf einem Throne saßen und wie siebenzigtausend Huris sie bedienten. Dann gingen sie Hand in Hand durch die grünen Gärten, die von Quellen durchflossen sind, auf und nieder und schwenkten ihre seligen Leiber hin und her. Allah sei uns Allen gnädig! —

Die Bürgschaft.

Im Lande Tham — wer weiß, wo es liegt? — wahrscheinlich gegen Aufgang und zwischen Iran und Arabien — lebte ein großer und gewaltiger Emir. Wollte ich aufzählen, was er an Sklaven, Kameelen, Schaf- und Rinderheerden, Pferden, Juwelen und kostbaren Stoffen besaß, die Sonne würde darüber niedergehen und wieder aufgehen und wieder niedergehen. Nur um seine Schafheerden überschauen zu können, hatte er mitten in der Ebene einen himmelhohen Thurm gebaut, auf den er stieg, wenn sie versammelt waren. Die Stufen, die zur höchsten Spitze dieses Thurmes führten, waren aus den Büchern gebaut, die nichts enthielten, als das Verzeichniß seiner kostbarsten Edelsteine. Aber so reich der Emir war, so edelmüthig und fromm war er auch. Er lebte nach den Gesetzen des Korans und den Ueberlieferungen seines Stammes. Nach diesen Ueberlieferungen hatte er zwei Tage in der Woche bestimmt und den einen den „guten Tag“, den andern den „bösen Tag“ genannt. Heil dem Manne, der die Schwelle des Emirs an dem guten Tage überschritt. Er selber wurde wie ein Emir oder wie ein heiliger Scheich empfangen, mit Pauken und mit Zymbeln, mit Bädern, Tänzen und dem lieblichsten Gastmahl. Hurisgleiche Mädchen wuschen ihm die Füße, salbten ihn und hüllten ihn in seidene und goldene Kaftans. Fort zog er mit Kameelen und Mauleseln, welche unter der Last

der Geschenke über die Grausamkeit der Menschen seufzten, die ihnen so viel aufbürden. Aber wehe dem Manne, der sich dem Kiosk des Emirs am „bösen Tage“ näherte! Seine ärgsten Feinde hätte der Emir nicht so behandelt, wie diesen Unglücklichen, ihm wäre besser gewesen, sich in der Wüste zu verirren und am heißesten Mittage bei einer ausgetrockneten Quelle und einem dürren Dattelbaume einzukehren. Er wurde betrachtet wie Einer, von dem die Feder in das Buch des Schicksals geschrieben: „Deine Tage sind verloren!“ Denn die Schergen des Emirs fielen über ihn her, warfen ihn nieder und schnitten ihm mit scharfen Messern den Kopf vom Rumpfe.

Damals lebte ein frommer Mann, Namens Ajin. Wohl um ihn zu prüfen, hatte Allah seinem grünenden Wohlstande so viele Leiden geschickt, als Hagel seinem Saatfelde, und aus Ajins Augen flossen so viele Thränen, als ehemals Regentropfen auf seine Gerste. Er sprach: „Mein Leiden ist so groß, daß ich es nicht überblicken kann, wenn ich mich auf die höchsten Berge stelle, so groß, so breit und so weit ist es. Den Horizont färbt es dunkel gegen Morgen und Abend, gegen Mittag und Mitternacht, so schwarz ist es. Die tiefsten Quellen in der Erde vergiftet es, und die Edelsteine und das Gold in den tiefsten Schachten blendet und verderbt mein Leiden, so tief ist es. Es hat den Mond verfinstert, die Sonne befleckt und die weiße Milchstraße beschmutzt, so hoch ist es.“ So sprach er. Sein Weib und seine Kinder weinten vor Hunger. Da machte er sich auf, um zum Emir von Tham zu wandern und ihn um Brod zu bitten; denn viel hatte er von dessen Reichthum gehört und von den Wohlthaten, die er ausstreuete wie ein Regen.

Durch göttliche Fügung, oder weil es von der Welt Anfang so geschrieben war — wir wissen nur, was uns geoffenbart ist, aber Gott weiß Alles — kam Ajin gerade an dem bösen Tage im Hause des Emirs an. Der Emir sah ihn mit einem düstern Auge an, und Ajin erinnerte sich an die Sitten des Stammes, die er in seiner Noth vergessen hatte. Er warf sich vor dem Emir nieder

und sprach: „O Emir von Tham, mein Leben ist verfallen, was geschrieben steht, wird das Wasser meiner Augen nicht auslöschen, und ich bin ein Muselmann (d. i. ein in sein Schicksal Ergebener). Aber mein Weib und meine Kinder sterben vor Hunger; sehnsuchtsvoll sehen sie von der Thür meines Zeltes aus nach mir, ob ich nicht komme und sie rette. Gib mir Brod, auf daß ich es ihnen in Eile bringe, und ehe die Sonne sinkt, dieß verspreche ich, kehre ich zurück, und du thue an mir nach deiner Sitte. Im Buche steht: Der Gläubige erfüllt sein Versprechen. Und ferner steht im Buche: Wenn du zu irgend etwas Ja sagst, so thue es, denn das Versprechen bindet den Guten — sagst du aber Nein, so weißt du und dein Nächster, was davon zu denken; euch Beiden wird es leicht und wohl, und Niemand kann dich Lügner heißen."

Der Emir, wie er diese Worte des Korans hörte, fühlte Mitleid mit dem frommen Manne; er wollte nicht, daß sein Weib und seine Kinder Hungers stürben, und er sprach: „Ich will dich ziehen lassen mit dem Brode, wenn du mir einen Bürgen stellst, daß du vor Sonnenuntergang wiederkehrst. Aber unfehlbar stirbt der Bürge, wenn du nicht wiederkehrst, an deiner Statt."

Flehend blickte Ajin umher; alle die Verwandten und Freunde des Emirs, die sie umstanden, schlugen die Augen nieder und schwiegen. Nur einer, der Verwalter — Merwan hieß der Gute — fühlte, wie sich die Barmherzigkeit in seinem Herzen regte, gleich einem Vogel im Neste, das im Hanffelde liegt. Erst regt er sich nur leise in der Morgendämmerung, dann steigt er auf und singt, und es wird Tag. — Merwan trat vor und sprach: „O Emir, ich bin der Bürge dieses Gläubigen."

Der Emir gab dem armen Manne Brod, und dieser eilte fort. Früher aber sprach Ajin: „Erwartet mich vor Sonnenuntergang!" und zu Merwan: „Der Mond hat sein Licht von der Sonne, der Mensch wird vom Throne Gottes erleuchtet."

Und wie die Zeit des Nachmittagsgebets kam, das man Aser nennt, sprach der Emir: „O Merwan! Aser ist da, aber

der Araber wird nicht kommen." Merwan erwiderte: „Die Frist endet erst mit Sonnenuntergang, und Abend ist noch nicht da."

Und wie der Abend kam, sprach der Emir: „O Merwan! thue, was du noch thun willst, und dann sei bereit."

Merwan sprach: „Ich bin bereit!" Und er machte die vorgeschriebenen Waschungen, betete und kniete hin, wo er enthauptet werden sollte.

Da sah man etwas in der Ferne, erst nur wie einen Vogel, dann wurde es größer und größer, und immer schneller kam es heran, wie jene Pfeile, von denen man sagt, daß sie immer schneller fliegen, je näher sie dem Ziele kommen. Es war Ajin, mit Staub und Schweiß bedeckt. Sein Athem war ihm entflohen, und er sank auf dem Richtplatze hin, wo Merwan kniete.

Der Emir senkte das Haupt vor Verwunderung bis auf die Knie und sprach: „Im Buche der Großmuth lese ich Wunderdinge. O Ajin und Merwan, ich war jung und bin alt geworden. Solches habe ich noch nicht gesehen, und Solches hat man mir noch nicht erzählt. Auf den Brief der Wahrheit habt ihr euer Siegel gedrückt, und den Ring des Versprechens habt ihr neu gelöthet. Lebet! — Die Sitte aber sei weggelöscht in meinem Stamme von heute an zur Hälfte, und nur der gute Tag leuchte wie ein Diamant weiter. Euch aber sei das ganze Leben ein guter Tag. Von meinem Schatze nehmet, so viel euch behagt, auf daß erfüllet werde, was im Buche geschrieben steht: Das Leben sei dem Gläubigen leicht und voll Wohlbehagen."

Die Rothbärte.

In einer der größten Städte des glücklichen Arabiens lebte einst ein großer Kaufmann, der war glücklich, reich, alt und lebenssatt. Als es kam zum Sterben, rief er seinen einzigen Sohn und Erben, einen ausgezeichneten Jüngling, an sein Lager

und sprach zu ihm, wie folgt: „Mein theurer Sohn, geliebter Nadir, die Zeit ist gekommen, ich werde sterben. Weine nicht! das Maß des Glückes, das einem Sterblichen zugemessen ist, habe ich geleert; die Neige des Lebens könnte nur noch Bitternisse für mich enthalten. Ich gehe ruhig aus dieser Welt, und diese Ruhe ist der Anfang des paradiesischen Lebens, das mich erwartet. Ich hinterlasse dir ungeheure Schätze, die ich im Laufe eines langen Lebens mit Klugheit, Fleiß und Redlichkeit gesammelt habe. Danke mir nicht! denn die Freuden, die ein guter Sohn wie du seinem Vater bereitet, sind mehr werth, als alle Schätze, die er erben kann. Der Vater eines guten Sohnes geht immer als ein Schuldner aus der Welt. Ich gehe, und ich habe das frohe Bewußtsein, daß jede Empfehlung der Tugend, jede Ermahnung, dich der Wittwen und Waisen anzunehmen, überflüssig ist. Aber zwei Ermahnungen oder, wenn du willst, zwei Bitten kann ich aus Sorge für dein irdisches Heil nicht unterdrücken: Gehe nie übers Meer und mache nie ein Geschäft mit einem Rothbart! Diese Ermahnungen müssen dir als einem Kaufmann sehr sonderbar erscheinen, denn das Meer ist die breite Straße der Reichthümer, und die Geschäftsfreunde sollen nicht nach der Farbe des Bartes gewählt werden. Dennoch muß ich dich um kindliche Berücksichtigung meiner beiden Wünsche bitten aus Sorge für dich, auf daß es dir wohlergehe. Das Meer ist wandelbar, heuchlerisch und treulos. So lange du im Hafen bist, lockt es dich und lächelt es dir mit unwiderstehlicher Gewalt; es glänzt und blinkt, als wäre es der himmlische Weg zum Glück; es spiegelt den Himmel wie die Seele eines Frommen. Aber unter diesem Spiegel sind Abgründe und Seeungeheuer; sein Weg führt ins Unendliche ohne Wegweiser; sein Lächeln am Ufer verwandelt sich auf offener See in Sturm und Ungewitter, in Schrecken und Geheul. Durch Jahre trägt es dir Schätze ins Haus; in Einer Nacht macht es dich zum Bettler. — Aber treuloser als das Meer ist der Rothbart! — Ein gutes Schiff, ein kluger Steuermann, ein glänzender Stern können

dich aus den Gefahren des Meeres erretten; vor einem Rothbart gibt es keine Rettung. Sieht er dich an, hat deine Gefahr begonnen; hörst du sein Wort, bist du umstrickt; nimmst du seinen Handschlag, bist du verloren. Er führt nicht Schwert oder Dolch, aber sein Athem ist Betäubung, sein Wort, sein Blick ist Fallstrick. Er besitzt die Kleider jeglicher Tugend und kleidet darin jegliches Laster; was ihm Schatten heißt, ist Licht, was ihm leuchtet, ist Nacht. Sein Ja ist Nein, sein Nein ist Ja. — Vor dem Rothbart wird der Scharfblick des Menschenkenners und wird die Weisheit des Gesetzgebers zunichte. Die Worte in seinem Munde sind Schlangen in ihrem Neste; die Gedanken in seinem Kopfe sind die Phiolen im Schranke des Giftmischers. Der Herr warnt die Menschen vor dem Rothbart, denn die Röthe seines Bartes ist nichts Anderes als der Wiederschein des höllischen Feuers. Darum, mein geliebter Sohn, halte dich fern vom treulosen Meere und noch ferner von den treulosen Rothbärten. Willfahre diesen meinen beiden Wünschen, auf daß es dir wohlergehe und du glücklich seiest auf Erden!"

Nadir versprach, mit Thränen in den Augen, der letzten Wünsche seines geliebten Vaters ewig eingedenk zu sein. Dieser schloß beruhigt die Augen, lächelte selig und starb.

Nachdem Nadir die angemessene Zeit der Trauer um den Hingeschiedenen gewidmet, ging er an die Ordnung der Hinterlassenschaft. Wochen und Monate bedurfte er, bis er die Verzeichnisse sämmtlicher ihm zugefallener Reichthümer aufgesetzt, und je mehr er sich mit den Waarenlagern und mit den Rechnungsbüchern beschäftigte, desto größere Freude gewann er an dem Besitze, und desto lebendiger erwachte in ihm der Trieb, diese Reichthümer in Ordnung zu erhalten, ja sie wo möglich zu vermehren. Dieses erschien ihm sogar als Pflicht, sich selbst und dem verstorbenen Vater gegenüber, der, wie jeder Vater, es wünschen mußte, daß sein Sohn auf seinen Bahnen weiter wandle. So arbeitete er immer fort, bis er eines Tages in ein sehr entferntes, am Hafendamme gelegenes großes Waarenlager

kam, das in allen seinen weiten Räumen von Hölzern ganz eigenthümlicher Art, wie sie Nadir niemals gesehen hatte, angefüllt war. Da lagen sie in Scheiten, Brettern und Balken aufgeschichtet bis hoch an die Decke. Nadir wußte nicht, was mit diesen Hölzern anzufangen. Sie schienen ihm nutzlos einen kostbaren Raum einzunehmen, der besser verwendet werden konnte. Er ließ die Arbeiter kommen und das überflüssige Holz vor das Thor des Waarenlagers hinauswerfen. Während er dastand und der Arbeit zusah, kam ein Derwisch vorbei, der in der ganzen Stadt wegen seiner Klugheit berühmt war.

„Was beginnst du mit diesem Holze?" fragte er Nadir.

„Nichts!" — antwortete Nadir — „ich mache Platz in meinen Magazinen, welche von diesem Holze nutzlos überfüllt sind."

„Allah!" rief der Derwisch, „du zeigst dich groß in der Verblendung der Menschen; ihre besten Kräfte und ihre schönsten Reichthümer verkennen sie am Liebsten." — Und zu dem jungen Kaufmanne gewendet, fuhr er fort: „Du weißt also nicht, was du an diesem Holze besitzest?"

„Holz ist Holz!" antwortete Nadir etwas ärgerlich über die spöttische Miene des Derwisches.

„Die Dinge sind, wofür man sie hält" — sagte dieser dagegen. „Du sagst: Holz ist Holz. Ich sage dir, dieses Holz ist der schönste und größte Theil deines Reichthums. Du bist jung und mußt noch Vieles lernen; darum erfahre von mir, daß dir dieses Holz in dem Lande Edomia mit mehr als Golde aufgewogen würde, wenn man es auch hier nicht zu schätzen weiß."

„Wo liegt das Land Edomia?" fragte Nadir hastig.

„Edomia ist eine Insel im Südmeere."

„Ah," seufzte Nadir, „dann kann ich es nicht dahin bringen, denn ich habe meinem Vater versprochen, nicht über die See zu reisen."

Der Derwisch sah ihn verwundert an, dann brach er in ein großes Gelächter aus. „Ein Kaufmann, der nicht zu See gehen will!" rief er immer lachend, und so rufend und lachend, ging

er weiter, und als er schon um die Ecke gebogen hatte, rief er noch wie verwundert: „Ein Kaufmann, der nicht über See will! — hat man Das je gehört?"

Nadir blieb sehr verdrießlich vor dem Holzhaufen stehen; dann gab er diesem einen Fußtritt und ging. Aber am nächsten Morgen kehrte er wieder dahin zurück und betrachtete das Holz, das so große Schätze werth sein sollte, sehr gedankenvoll. — Wieder kam der Derwisch vorbei. Er stellte sich Nadir gegenüber und lächelte höchst spöttisch. Als er merkte, daß ihn dieses zu verdrießen begann, nahm sein Gesicht einen ernsthaften und beinahe betrübten Ausdruck an, und mit ruhiger Stimme sprach er wie folgt: „Nadir, du bist ein unerfahrener junger Mann; du hast deinen Vater verloren; es ist die Pflicht jedes redlichen Menschen, dir mit seinem Rathe beizustehen, wo er sieht, daß du dich auf deinen wahren Vortheil nicht verstehst. Darum wiederhole ich dir: Verachte dieses Holz nicht — am geeigneten Orte kannst du dafür Schätze austauschen, die Königreiche werth sind. Das macht den Kaufmann, daß er für seine Waaren die rechten Orte aufsucht. Lade dieses Holz auf dein Schiff und fahre damit nach Edomien, jener Insel, deren Bewohner es höher halten als Gold und Edelsteine."

„Ich kann ja nicht!" — rief Nadir — „mein Vater hat mich gebeten, nicht über See zu gehen."

„Kindischer Mann!" — sagte der Derwisch verweisend — „wenn die Menschen nie Das gethan hätten, was die Alten fürchteten, wenn die Söhne immer nach den Wünschen, Ansichten und Vorurtheilen der Väter gelebt hätten, wir beteten noch heute den Mond und die Sterne und die scheußlichsten Götzenbilder an, wir wohnten in Höhlen und trügen ein Fell um unsere Lenden, wir grüben das Feld mit unsern Nägeln auf und äßen Wurzeln anstatt des Brodes. Gehorche du deinem Vater, wo er Vernünftiges befiehlt, und ehre ihn, indem du seine Verlassenschaft klug vermehrst und das Geschäft, das er dir übermacht, besser als er weiterführst."

Nach diesen Worten ging der Derwisch weiter. Am dritten Tage erschien er wieder auf demselben Platze. Da war das Holz verschwunden, oder vielmehr es lag schon wohl geschichtet in den Räumen des großen Schiffes, das am Damme vor Anker lag. Die Diener Nadirs waren mit Ausrüstung beschäftigt; Nadir überwachte sie.

„Bravo!“ rief der Derwisch — „Bravo! du gehst? du reisest? glückliche Reise! Eine rechte Ermahnung am rechten Orte hat immer ihre Früchte getragen. Du wirst als der reichste Handelsherr der Welt heimkehren.“

„Du irrst,“ sagte Nadir, „ich gehe nicht selber mit; ich schicke nur meine Knechte.“

„Thor, dreifacher Thor!“ rief der Derwisch — „ein solches Geschäft, solche Schätze Knechten anzuvertrauen! Nie werden sie wiederkehren. Mit den Reichthümern, die sie für das Holz gewinnen, werden sie sich Königreiche kaufen. Du wirst umsonst jammern und dein Recht suchen, denn sie werden eine Macht besitzen, gegen welche dir kein Recht helfen kann. Wären sie die ehrlichsten Menschen, der Anblick der Reichthümer würde sie verderben und zu Treulosigkeit verleiten. Du bist verloren, verrathen, bestohlen.“

Während der Derwisch so sprach, hoben sie die Anker und begann der Steuermann, das Steuer zu bewegen. Eine ungeheure Angst ergriff den jungen Kaufmann; es war ihm, als wollten seine Knechte mit seinen Schätzen entfliehen. Er that einen Sprung und stand auf dem Verdeck des Schiffes. Ein günstiger Wind wehete, die Segel schwollen, und ehe er aus seiner Betäubung erwachte, war er aus dem Hafen und auf offener See.

Kaum draußen, verwandelte das Meer seinen ganzen Charakter. Die stillen und blauen Wellen wurden wild und schwarz — warfen sich hin und her, sprangen empor, schwollen, setzten weiße Schaummützen auf ihre Häupter — wurden immer größer und gewaltiger — kämpften unter einander — überstürzten sich,

und es war, als ob die Berge eines unendlichen Gebirges plötzlich in einen allgemeinen Kampf geriethen. Wie unten in der See wurde es oben in den Lüften. Die leisen, sanften Winde bliesen immer stärker, bis sie zu einem Orkane wurden und mit Heulen und Pfeifen dahinfuhren. Wie unten die Wellenberge, so bekämpften sich oben Berge schwarzer Wolken, die wie feuerspeiende Berge aussahen, denn Blitz auf Blitz fuhr aus ihrem Schooße, und ihr Donner übertobte noch den Schlachtlärm der Meereswogen. Aus allen diesen Stimmen und Zeichen glaubte Nadir die Vorwürfe seines todten Vaters zu hören, dessen Mahnung er so wenig und nun zu spät beachtete. Gern wäre er umgekehrt, aber das war unmöglich, denn der Sturm trieb sein Schiff wie ein leichtes Blatt immer weiter vom Lande ab. Die ältesten Seeleute auf dem Schiffe versicherten, nie einen solchen Sturm erlebt zu haben, und behaupteten, es müsse sich ein großer Sünder am Bord befinden, der dieses Strafgericht Gottes über sie heraufbeschwöre. Wenn sie wüßten, wer der Sünder sei, sagten sie, sie würden ihn ins Meer werfen, um das Schiff von seiner Sündenlast zu befreien und die zürnende Gottheit zu versöhnen. Nadir kannte den Sünder wohl. „Ach," sagte er zu sich, „wenn meine Schiffer etwas vom letzten Willen meines Vaters gehört haben und sich nun dessen erinnern, bin ich verloren." So schwebte er in doppelter Gefahr und sah er die verzweifelten Gesichter der Schiffsmannschaft mit demselben Schaudern, wie die empörten Wellen. — In diesem Zustande beständiger Todesangst verlebte er Tage und Wochen und konnte sich nicht abhärten dagegen, da immer neue Schrecken und neue Gefahren zum Vorschein kamen. Bald tauchten Klippen aus der Tiefe, von denen der Steuermann behauptete, daß sie sonst niemals dagewesen, bald kamen ihnen schwimmende Inseln in den Weg, die das Schiff zu zerquetschen droheten. Einmal blieben sie in einer Art von Gallerte stecken, in die sich plötzlich das Meer umwandelte, und kaum hatten sie sich herausgearbeitet, als am Horizonte die große Seeschlange erschien, die nur ihren Rachen zu öffnen

brauchte, um sie Alle sammt dem Schiffe auf einmal zu verschlingen.

So ging es durch Wochen und Monate, bis sie der Sturm eines Morgens in den Hafen einer großen und glänzenden Stadt schleuderte. Sie warfen die Anker, und kaum war dieß geschehen, als der Sturm plötzlich schwieg und der schönste Himmel herniederlachte. Sie erkundigten sich und erfuhren, daß sie in der Hauptstadt der Insel Edomia gelandet und so glücklicherweise den Ort ihrer Bestimmung erreicht hatten. Am Damme, an dem sie lagen, wimmelte es von einem sehr geschäftigen Volke. Nadir betrachtete es von der Höhe seines Schiffes, und es fiel ihm an diesem Volke etwas Sonderbares auf, wovon er sich aber nicht sogleich Rechenschaft zu geben wußte. Während er so sinnend dastand, drängte sich ein Mann aus der Menge hervor und kletterte an der Leiter mit großer Behendigkeit zu ihm empor. Dieser Mann hatte einen großen rothen Bart, und jetzt erst merkte Nadir, was ihm an dem Volke als sonderbar aufgefallen war — alle Männer dieser Stadt hatten rothe Bärte; er war offenbar im Lande der Rothbärte. Nadir erschrak bei dieser Entdeckung, und der Mahnung seines Vaters gedenkend, nahm er den Mann, der sich ihm sehr höflich nahete und ihm sehr gefällig seine Dienste im fremden Lande anbot, mit großer Kälte auf. Kaum daß er seine geschäftigen Fragen beantwortete oder daß er sich für die Dienstbereitwilligkeit des Rothbarts bedankte.

Aber je schroffer und kälter sich Nadir benahm, desto freundlicher und höflicher wurde der Rothbart. Er fragte ihn nach dem Zwecke seiner Reise und nach der Art der Geschäfte, die er auf der Insel zu machen gedenke.

Auf diese Frage mußte Nadir nun als Kaufmann antworten. — „Siehe," sagte er, „dieses Holz, das in Balken und Scheiten alle Schiffsräume ausfüllt; ich komme, um es hier zu verkaufen, da man mir sagte, daß es auf eurer Insel besonders geschätzt werde."

Der Rothbart sah sich das Holz mit verächtlichen Blicken an

und rief dann mit einer Stimme, in der sich das innigste Mitleid ausdrückte: „Armer Jüngling! du kommst zu spät. Einst, das ist wahr, ist dieses Holz auf unserer Insel fast den Edelsteinen gleichgeschätzt worden, aber da hat man uns auf Tausenden von Schiffen aus allen Weltgegenden so große Mengen desselben herbeigebracht, daß es im Preise sehr gefallen und heute kaum den gewöhnlichsten Holzen gleichgeachtet wird. Unglücklicher Jüngling, wie bedaure ich dich ob all der Mühen, die du auf deiner Reise ertragen, um alle Drangsale und um alle Kosten, die du dir in dieser schlechten, höchst verfehlten Spekulation gemacht hast!"

Nadir sah traurig auf seine Waare hinab und dachte: „Also hast du deinem Vater das gegebene Wort für nichts gebrochen! und hattest obenein noch alle Last und Drangsale der Seefahrt zu überstehen."

Der Rothbart bemerkte seine Niedergeschlagenheit, näherte sich ihm freundlich, legte die Hand auf seine Schulter und sprach zu Nadir in der väterlichsten Weise:

„Unsre, der älteren Männer Pflicht ist es, den Jünglingen zu rathen; wo sie in Fährlichkeiten kommen, sie herauszuziehen; wo sie verzweifeln, sie zu trösten. Du tröste dich! dein Holz kann in diesem Lande dermaleinst noch zu Ehren kommen. Du kannst es freilich nicht abwarten, da es sehr lange dauern möchte, und mußt in dein Vaterland zurückkehren. Ich aber wohne hier und kann mich in Geduld fassen. Ich will dir dieses Holz abkaufen und sollte mein Gewinn auch nur darin bestehen, einem strebsamen jungen Kaufmann aus der Verlegenheit geholfen zu haben. Sprich, was verlangst du als Preis dieses Holzes?"

Nadir sah überrascht auf den Rothbart, der ihn seinerseits mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit betrachtete.

„Lasse dir Zeit, lasse dir Zeit!" — rief der Rothbart, — „Gott bewahre, daß ich dich zu einer Uebereilung verleiten sollte. — Siehe hier diese Mütze" — damit zog der Rothbart seine ziemlich große Mütze vom Kopfe — „siehe hier diese Mütze —

ich fülle dir sie, womit du sie gefüllt wissen willst. — Sprich, soll ich dir sie mit Silber oder mit Gold füllen?"

Nadir zauderte. Das Glück schien ihm, nach seiner vorigen Niedergeschlagenheit, vom Himmel gefallen, und er wußte nicht, was von all Dem zu denken.

„Lasse dir Zeit, lasse dir Zeit!" wiederholte der Rothbart — „ich will dir nur einen Gefallen erzeigen, wie man das einem Fremdling schuldig ist. Du wirst mir morgen früh die Antwort geben, damit du Zeit habest zur Ueberlegung. Gott bewahre mich, daß ich durch Ueberraschung ein Geschäft zu Ende führte. Ueberlegung verlange ich von meinem Geschäftsfreunde, Berücksichtigung seines Vortheils, wie ich von mir selber Ehrlichkeit verlange. — Für jetzt lade ich dich ein, mir zu folgen und mein Gast zu sein, d. i. mein Wohlthäter zu werden; denn eine Wohlthat erzeigst du mir, wenn du mir die Gelegenheit bietest, die Pflichten der Gastfreundschaft, diese süßen Pflichten, zu üben. Was mein armes Haus vermag, steht dir zu Gebote; walte darin nach deinem Belieben, denn du bist dessen Herr und Gebieter."

So sprechend, hatte der Rothbart Nadirs Hand gefaßt und ihn über das Brett vom Schiffe auf den Damm geführt, noch bevor sichs dieser überlegen konnte, ob er ihm folgen solle oder nicht. Er war von so viel Güte und Zuvorkommenheit wie betäubt und schämte sich, der Aeußerung so freundschaftlicher und menschenfreundlicher Gesinnungen das geringste Mißtrauen entgegensetzen. Bevor er sich gefaßt hatte, stand er vor der Schwelle des Rothbarts. Weib und Kinder stürzten heraus und empfingen ihn mit den Zeichen der größten Freude und der wohlwollendsten Gastlichkeit. Schon lag er auf dem Divan, schon hatte man ihm die Reisekleider abgezogen und sie durch die weichsten und bequemsten Hausgewänder ersetzt, schon prangten die köstlichsten Speisen und Getränke vor ihm, ehe er nur zu Worte kommen konnte. Die Frau des Rothbarts und seine Kinder umgaben ihn wie dienende Sklaven und erzählten ihm Märchen und allerlei

Geschichten, daß er von all Dem wie betrunken war, und er hätte sich ganz behaglich gefühlt, wenn ihn nicht die keimenden Bärte röthlicher Farbe um das Kinn der Knaben in seinem Behagen ein wenig gestört hätten. Selbst die Frau und die Töchter hatten einen röthlichen Flaumanflug auf der Oberlippe.

So kam der Abend heran. Der Vater Rothbart entschuldigte sich, in Geschäften ausgehen zu müssen, und verließ das Haus, nicht ohne den Gast noch seiner Familie aufs Angelegentlichste empfohlen zu haben. In der That erneuerte diese ihre Anstrengungen, Nadir zu zerstreuen und mit Tänzen, Erzählungen, Scherzen jeglicher Art zu unterhalten, und sie gaben sich besondere Mühe, wenn sie bemerkten, daß er Miene machte, aufzustehen, oder wenn er den Gedanken hatte, einen Gang durch die Stadt zu machen. Aber diese Anstrengungen ermüdeten endlich die Familie, und die Frau und ein Kind nach dem andern entschlief. Dieß benutzte Nadir, um leise aus der Stube und aus dem Hause zu schleichen. Er bedurfte der frischen Luft; denn, offen gestanden, war es ihm etwas ängstlich geworden unter seinen liebenswürdigen Wirthen. Ihre allzugroße Freundlichkeit schien ihm unnatürlich, und wenn er von Zeit zu Zeit bemerkte, daß sie sich Blicke des Einverständnisses zuwarfen, war es ihm sehr unheimlich. Darum that ihm nun ein Spaziergang durch die Gassen der Stadt doppelt wohl, obgleich es überall stockdunkle Nacht war und nirgends auch nur das kleinste Lämpchen brannte.

Lange irrte er so umher, besorgt, unruhig, nachdenklich, bis er durch einen Lichtschimmer und einen eigenthümlichen Lärm angelockt wurde. Beides, Lichtschimmer und Lärm, kamen aus einem sehr tiefliegenden Fenster, das mehr als halb unter dem Erdboden stak. — Nadir, unter dem Schutze der Nacht, legte sich vor dieses Fenster und sah hinab in einen großen, weiten, unterirdischen Saal, und welch ein eigenthümliches, erstaunliches Schauspiel bot sich seinen Blicken, und welche merkwürdige Reden boten sich seinem Gehöre dar! —

Der unterirdische Raum war ein weiter Saal der Versamm-

lung, herrlich und würdig aufgeputzt mit Säulen, Bildern, Inschriften u. dergl., wie die Versammlungssäle gesetzgebender oder gelehrter Körperschaften zu sein pflegen. Auf den halbmondförmigen Sitzreihen saßen die versammelten Männer, junge und alte, und sämmtliche versammelte Männer waren Rothbärte. Ihr Angesicht wandten sie einer erhöhten Bühne zu; auf dieser stand eine Art von Thronsessel und auf dem Thronsessel saß der oberste Rothbart, dessen rother Bart, lang und breit, schier wie Feuer glänzte. Zwischen den Sitzreihen und dem obersten Rothbart stand eine Tribüne, die ein Redner nach dem andern bestieg. Aber was sagten diese Redner? — Nadir, der am Fenster horchte, gerann das Blut in den Adern, wie er diese Reden anhörte. Die Reden nämlich bestanden in nichts Anderem, als in Erzählungen ungeheurer Betrügereien, die die Redner an diesem Tage ausgeführt hatten. Je nach der Größe der Betrügerei oder nach der Geschicklichkeit, mit der sie ausgeführt worden, belobte der oberste Rothbart den Redner und klatschten die versammelten Rothbärte Beifall. Manchmal, wenn die Betrügerei ganz ungeheuer war, gerieth die Versammlung in förmliche Begeisterung; die Rothbärte weinten vor Freude, umarmten einander, lobten und priesen den Betrüger wie einen Helden und großen Mann. Der Jugend, die auf den Galerien versammelt war und andächtig zuhorchte, wurde ein solcher Mann als Muster hingestellt, und der oberste Rothbart rief ihr zu: „Jünglinge, so zu werden, wie dieser, soll euer eifrigstes Streben sein." Mancher Redner hingegen, der sich eine Ungeschicklichkeit zu Schulden kommen lassen und einen Betrug nicht mit dem erwünschten Erfolge zu Ende geführt hatte, wurde von der Versammlung ausgezischt, verhöhnt und, nachdem er vom obersten Rothbart einen Verweis erhalten, der Jugend als abschreckendes Beispiel dargestellt. Der oberste Rothbart knüpfte dann an einen solchen Vorgang manche Belehrung und gab die Mittel an, die der Unglückliche hätte anwenden sollen, bei welcher Gelegenheit der oberste Rothbart bewies, daß er würdig war, die hervorragende Stellung einzunehmen.

Da trat z. B. ein Mann auf, der erzählte, wie er heute die millionste Kiste Kropfpulver verkaufte; ein Anderer, der Kühe mit sechs Füßen fabrizirte und sie als Naturwunder den Gelehrten des Westens für theures Geld verkaufte, ein Dritter, der nach Mohrenland starken Handel trieb mit Seife, um die Mohren weiß zu waschen; ein Vierter, der einem Fremden mehrere Kisten kostbarer alter Münzen für nichts abkaufte, weil er ihm einredete, das alte Gold sei verfault u. dergl. m.

Nadir, der horchte, war entsetzt. Aber wie wurde ihm erst zu Muthe, als sein Gastfreund auftrat und sprach, wie folgt: „Ehrwürdige Rothbärte, erhabener oberster Rothbart! Heute Morgen ist ein junger Gelbschnabel von Kaufmann in unsern Hafen eingelaufen. Sein Schiff ist angefüllt mit jenem kostbaren Holze, das alle Schätze unserer Insel nicht zu bezahlen vermögen. Ich habe mich durch allerlei Schmeichelreden seiner bemächtigt und ihn in Bezug auf sein Geschäft vollkommen entmuthigt, indem ich ihm einredete, daß dieses Holz auf unserer Insel allen Werth verloren habe. Damit er nicht das Gegentheil erfahre, habe ich ihn als meinen Gast in mein Haus geführt, wo Weib und Kinder beschäftigt sind, ihn zu zerstreuen und festzuhalten. Morgen früh wird das Geschäft abgemacht. Ich fülle ihm diese meine Mütze, womit er sie gefüllt haben will, und das kostbare Holz ist mein. Der Dummkopf ist auf diesen Antrag eingegangen."

Nachdem er so gesprochen, blickte der Rothbart triumphirend im Saale umher, erschrak aber sehr, als der oberste Rothbart so begann: „Du nennst den Fremden einen Dummkopf? — Du selber bist ein Dummkopf, der größte aller Dummköpfe."

„Wie so? erhabener oberster Rothbart?" — fragte Nadirs Gastfreund. „Was wird er verlangen? eine Mütze voll Gold. Und wenn er eine Mütze voll Diamanten verlangte, ich kann sie ihm geben, denn bei der Kostbarkeit des Holzes ist er dann doch noch tausendfach betrogen."

„Wenn er aber eine Mütze voll lebender Flöhe verlangt" — rief der oberste Rothbart — „kannst du ihm die auch geben?"

Der Rothbart war verdutzt und blieb mit offenem Munde stehen. Die Versammlung brach in Lachen aus und pries die Weisheit ihres Vorsitzenden. — „Es wird ihm nicht einfallen," murmelte Nadirs Gastfreund und stieg beschämt und niedergebeugt von der Tribüne.

Nadir hatte genug gehört und gelernt. Er verließ das Fenster, pries sein Geschick, das ihn dahin geführt hatte, und schlich nach Hause und auf sein Lager.

Als er des Morgens die Augen aufschlug, stand der Rothbart vor ihm. „Nun," sagte er mit dem süßesten Lächeln — „nun, du edler Fremdling, womit wünschest du, daß ich dir diese Mütze fülle?"

„Mit lebenden Flöhen," — donnerte ihm Nadir entgegen und sah ihn dabei mit einem durchbohrenden Blicke an.

Der Rothbart erblaßte und fiel in sich zusammen, als wäre er in diesem Augenblicke um fünfzig Jahre älter geworden. „Ach," stammelte er, „ich sehe, du bist so weise wie der oberste Rothbart, und an dir ist nichts zu betrügen. So wollen wir einen ehrlichen Handel machen, bei dem wir Beide bestehen können; aber ich bitte dich, lasse dich ein klein wenig betrügen, damit ich mich vor meinen Mitbürgern sehen lassen kann und daß sie nicht mit Fingern auf mich deuten. Ich bin diese Rücksicht meinen Kindern und meinem bisher fleckenlosen Rufe schuldig."

Nadir versprach, sein Möglichstes zu thun, ging durch die Stadt der Rothbärte, erforschte die Preise und schloß dann mit seinem Gastfreund einen Handel ab, bei dem sie Beide bestehen konnten und er noch immer ein klein wenig betrogen blieb. Mit einem Schiffe voll Diamanten und andern Kostbarkeiten verließ er darauf so schnell als möglich die Insel der Rothbärte, auf der er sich so unheimlich und mit seinem schwarzen Barte so einsam fühlte.

Wieder, sobald er auf offener See war, begann eine lange Reihe von Gefahren — die wir aber nicht weiter aufzählen

wollen, weil diese Aufzählung nur langweilig werden könnte — bis er endlich nach langer, langer Fahrt, zwar als der reichste Mann des Morgenlandes, aber auch müde und matt und aufgezehrt von Gewissensbissen, seines Vaters Wünsche so wenig beachtet zu haben, in den Hafen seiner Vaterstadt einlief.

Der erste Mensch, den er erblickte, als er den Fuß auf das feste Land setzte, war der Derwisch. „Nun," rief dieser, indem er mit Behagen seinen glänzend schwarzen Bart streichelte, „nun, mein Freund Nadir, bist du zurück? Bekenne, daß ich dir das Beste gerathen, als ich dich aufforderte, dein altes Holz nach der Insel Edomia überzuschiffen."

Aber Nadir kochte beim Anblick des Derwisches und bei diesen Worten vor Zorn das Blut in den Adern. „Elender," rief er, „du hast mich verleitet, die Rathschläge meines Vaters zu mißachten, du hast mich in tausend Gefahren gestürzt und du hast mich in ein Land geschickt, wo ich zwar Schätze erworben, aber den schönsten Schatz, das Vertrauen in die Menschen, verloren habe."

So sprechend, faßte er den Derwisch am Nacken und warf ihn in seinem Zorne in den Hafen. Er verschwand unter dem Wasser. Nach einiger Zeit arbeitete er sich wieder empor — aber er war schwer zu erkennen, so sehr verändert war er. Aus seinem Barte floß mit dem Seewasser die schwarze Farbe, und als er den Damm hinangekrochen war, stand er vor Nadir als ein vollkommener Rothbart. Jetzt begriff Nadir Alles.

Diese Geschichte erzählte ein Rothbart. — Alle Rothbärte erzählen sie, wobei sie krampfhaft lächeln und so thun, als ob sie das Ganze gar nicht anginge. —

II.

Aus Frankreich.

Die Gaben der Korigans.

Bretonisches Märchen.

Böse Stiefmütter gibt es in der ganzen Welt; auch die untere Bretagne und die obere, obwohl beide Länder so viele Heilige besitzen, sind von der Plage der bösen Stiefmütter nicht verschont geblieben. Als der heilige Galonek und die anderen Heiligen die giftigen Gewürme, die wilden Thiere und die schädlichen Seuchen aus dem Lande getrieben, haben sie leider die bösen Stiefmütter vergessen, und heute kommt kein Heiliger mehr, um ihre Vergeßlichkeit wieder gut zu machen. Jeffik, die gute Jeffik von Josselin, hatte eine der bösesten Stiefmütter der Welt, und sie mußte mit diesem ihrem Plagegeist ihr schönes junges Leben in der Einsamkeit einer Meierei verbringen und von Sonnenaufgang bis gegen Mitternacht arbeiten und arbeiten, daß ihr der Athem verging. Sie hatte nur eine Lebensfreude, die gute Jeffik, und das war ihre Liebe zu dem guten und schönen Nedel aus der Nachbarschaft, und nur eine Hoffnung, die Hoffnung, den schönen Nedel zu heirathen und dann glücklich zu sein. Von dieser Freude, von dieser Hoffnung sprach sie mit ihm, wenn es ihr manchmal mit Mühe und Noth gelang,

sich Abends wegzustehlen und hinter die Hecke zu schleichen, wo er ihrer wartete.

Aber die böse Stiefmutter hatte bald Alles errathen, denn die Bosheit ist klug und hat hundert Augen, bis es Gott beliebt, sie mit Einem Male mit Dummheit und Blindheit zu schlagen. Die böse Stiefmutter schlich der guten Jeffik nach, und da sie sie hinter der Hecke mit dem schönen Nedel fand, faßte sie sie an ihren schönen blonden Haaren und schleppte sie grausam und unbarmherzig in den Hof zurück.

„Was!" rief sie, „hinter der Hecke stehen, mit einem Lumpen, mit einem Habenichts hinter der Hecke stehen!"

„Es geschieht ja in allen Ehren," antwortete Jeffik weinend.

„In allen Ehren? Schöne Ehren! Nichts geschieht in Ehren mit einem Habenichts!"

„Ich will ihn ja heirathen und er mich auch."

„Das werdet ihr schön bleiben lassen," lachte die Stiefmutter. — „Du wirst einen reichen Mann heirathen, um mich bis an mein Lebensende ernähren zu können, oder bei mir bleiben als Magd auf Hof und Feld, in Stall und Küche."

Jeffik weinte bitterlich; aber unbarmherzig fuhr die Stiefmutter fort:

„Und wenn du dich noch einmal unterstehst und hinter die Hecke gehst, so lasse ich dich Sonntags vom Pfarrer als eine verlorene Dirne von der Kanzel herab ausschreien."

„Das werdet ihr nicht thun, böse Stiefmutter!" bat Jeffik mit gefalteten Händen.

„Ja, das werde ich thun, und ich schwör's bei allen bösen Geistern."

Jeffik erschrak sehr, denn es war das größte Unglück, das einem guten Mädchen geschehen konnte, von der Kanzel herab als verlorene Dirne ausgeschrien zu werden, und der Pfarrer that es so gern für Geld und gute Worte. Darum nahm sich Jeffik vor, künftig vorsichtiger zu sein, nicht aber, treu wie sie war, ihren Nedel zu verlassen, den schönen Nedel.

Und am nächsten Abend stand sie wieder mit ihm hinter der Hecke und sprach wieder von ihrer Lebensfreude, der Liebe, und von ihrer Hoffnung, der Heirath, und vergaß glücklich die ganze Drohung der Alten. Aber als Nedel weggegangen war, überfiel sie eine große Angst, und in ihrer Angst lief sie, anstatt dem Hofe zu, hinaus in die Heide, in die große, weite, rothblühende Heide. Es war ihr, als müßte sie immer schneller und schneller laufen, um nur den Hof der Stiefmutter so weit als möglich hinter sich zu lassen. Und so lief sie und lief sie, bis sie gegen Mitternacht müde und athemlos mitten in der Heide an einem Hause der Korigans (Feen, Elfen und Kobolde) niedersank.[1] Die Häuser der Korigans sehen freilich schauerlich und wild aus; aber nur den Menschen scheinen sie so; im Grunde sind sie herrliche Paläste aus Diamant und Karfunkelstein. Jessik war so müde, daß sie alle Furcht vergaß und sich im Hause der Korigans ausstreckte, um auszuruhen. Da schlug es Zwölf auf dem schönen Thurme von Josselin, in dem herrlichen Schlosse von Josselin, und wie es Zwölf schlug, wurde es auf der ganzen stillen Heide außerordentlich lebendig. Auf jeder Erika — und Gott weiß, daß es da Millionen und Millionen Erikas gibt — saß eine Fee, ja auf jeder Blüthe jeder Erika saß eine Fee; alle Steine und Steinchen erhoben sich wie Thüren unterirdischer Gänge, und überall kamen Elfen und Kobolde hervor, und Feen und Elfen und Kobolde, kurz alle Korigans schrien:

„Wir wollen tanzen und singen, tanzen und singen bis Sonnenaufgang."

Auch da, wo Jessik lag und mit Staunen und Schrecken dem Schauspiele zusah, thaten sich eine Menge Steine und Steinchen auf, und überall, rings um sie, tauchten Korigans aus dem

[1] Die alten Druidensteine, Dolmen, Menhir, Kromlech gelten bei den Bretonen als Aufenthaltsorte der Feen und Kobolde. Die Dolmen oder Tafelsteine, Altäre der alten Celten, bestehen aus einem großen flachen Steine, welcher auf mehrere kleinere und aufrechtstehende so aufgelegt ist, daß er ein Dach über einer Höhle bildet.

Erdboden. Diese bemerkten Jessik zuerst und riefen: „Da ist ein Menschenkind, Jessik aus Josselin ist da, die muß mit uns tanzen."

„Jessik aus Josselin muß mit uns tanzen!" wiederhallte es auf der ganzen Heide.

„Auch mit uns singen!"

„Ja, auch mit uns singen!" wiederhallte es aufs Neue.

Die gute Jessik zitterte vor Angst, denn sie hatte gehört, daß, wer mit den Elfen zu tanzen anfange, nicht lebendig davon komme, denn er muß sich so lange im Kreise schwingen und dazu singen, bis ihm der Athem aus der Brust entflieht und er todt zu Boden fällt. Da sie aber eine gute Christin war, dachte sie, daß sie im Schutze der heiligen Anna und des heiligen Kado stehe und daß ihr diese Geister, wenn es böse Geister waren, nichts anhaben können, und sie sagte:

„Liebe Korigans! mit Vergnügen will ich mit euch tanzen und singen, da ihr es aufrichtig zu wünschen scheint; aber ihr müsset bedenken, daß wir Christenmenschen nicht so lange Athem haben, wie ihr, und ihr müsset mir versprechen, mich jedes Mal, wenn ich müde bin, gehörig ausruhen zu lassen."

„Wir versprechen es! wir versprechen es!" riefen die Korigans.

„Schwöret beim heiligen Kado!"

„Wir schwören! wir schwören!"

Nun gab ihnen Jessik die Hand und stellte sich in die Reihen, und der Tanz begann auf der ganzen, weiten, rothblühenden Heide, und wie die Korigans tanzten, sangen sie immer dazu:

Alle guten Geister — alle guten Geister —

Weiter aber kamen sie nicht; es war, als wüßten sie den Vers nicht weiter. Das fiel Jessik auf, und sie fragte: „Aber warum singet ihr nicht den Reim dazu?"

„Singe du! singe du!" schrien alle Korigans auf einmal.

Und Jessik sang:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister!

Und alle Korigans brachen in einen ungeheuren Jubel aus und tanzten und wiederholten:

> Alle guten Geister
> Loben ihren Herrn und Meister,

als ob sie sich den Vers für ewige Zeiten ins Gedächtniß prägen wollten. Dann baten sie Jessik, weiter zu singen, aber sie sagte, daß ihr nichts mehr einfalle, und die Korigans wurden traurig. Doch überhäuften sie Jessik, da sie schon müde war und nicht mehr tanzen wollte, mit wilden Liebkosungen und sagten alle zugleich und durcheinander: „Du bist ein gutes Mädchen, Jessik! Du hast uns einen großen Dienst erwiesen! Wir sind dir sehr dankbar! Bitte dir was aus, und es soll dir Alles gewährt werden! —"

Jessik dachte nach, und da es ihr das höchste Glück schien, ihren Nedel ungestört sehen zu können, sagte sie: „Könnt ihr mir nicht irgend ein Mittel geben, daß ich meinen Nedel sehen kann, ohne von der bösen Stiefmutter geplagt zu werden?"

„Du sollst es haben, sollst es haben!" riefen die Korigans, und eine alte, gutmüthig aussehende Fee gab ihr einen Ring und sagte dazu: „So oft du diesen Ring an deinen Mittelfinger steckst, wird deine böse Stiefmutter gezwungen sein, in den Garten und auf die Felder zu gehen und die Kohlköpfe zu zählen, und das so lange, als du den Ring auf dem Finger behältst."

Und da es Morgen war, verschwanden die Korigans, und Jessik kehrte mit ihrem Ringe muthig in den Hof zurück. Als sie in den Hof trat, sprang ihr die Stiefmutter mit geballten Fäusten entgegen. „Landläuferin! Dirne!" fing sie an und wollte eben über Jessik herfallen, als diese schnell den Ring an den Mittelfinger steckte. Die böse Stiefmutter ließ ihre Arme sinken, kehrte ruhig um und ging in den Garten und fing an, die Kohlköpfe zu zählen, und als sie im Garten fertig war, ging sie auf das Feld, und als sie auf dem Felde fertig war, kam sie wieder in den Garten zurück und zählte und zählte und wurde nicht fertig.

Jeffik sah ihr lächelnd zu; dann ging sie in die Stube und rief ihren schönen Nedel. Nun konnten sie in der Stube selbst und oben an am Tische und vor den Heiligenbildern gemüthlich plaudern, wie zwei ordentliche Brautleute, und waren sehr glücklich. Erst als Nedel weggegangen war, zog Jeffik den Ring der Korigans vom Finger, und die böse Stiefmutter kam so müde vom Kohlzählen heim, daß sie schlafend aufs Bett fiel.

Ja, das war eine glückliche Zeit, die auf die Nacht mit den Korigans folgte. Aber welches Glück dauert! Man sagt, daß auf Erden **kein** Glück von Dauer sei. Die gute Jeffik sollte Das auch erfahren. Sie sah den schönen Nedel so oft, sie plauderte so viel mit ihm, daß sie ihm am Ende gar nichts mehr zu sagen hatte. So saß er manchmal da und gähnte schrecklich und sah sie nicht einmal an, weil er sie schon auswendig wußte. Am Ende kam es so weit, daß die arme Jeffik die böse Stiefmutter vergebens aufs Kohlzählen schickte! Nedel benützte die Gelegenheit nicht mehr, und er, der sonst stundenlang in Wind und Wetter hinter der Hecke gewartet hatte, er kam nicht, um bequem auf der Bank in der Stube zu plaudern. Er langweilte sich mit der guten Jeffik, denn so sind die Männer in der Bretagne, daß sie Das, was sie leicht und ohne Hinderniß haben können, langweilt und daß sie nur Das haben wollen, was sie nicht haben können oder sollen. Nur in der Bretagne sind die Männer so, und — Gottlob! — sonst nirgends in der Welt.

Nach der glücklichen Zeit war Jeffik noch unglücklicher als vorher, denn die böse Stiefmutter, die so viel Zeit mit Kohlzählen verlor, sah ihre Wirthschaft vernachlässigt und war verdrießlich und keifte beständig. Nedel kam immer seltener, und zuletzt erfuhr Jeffik, daß er ohne sie zu einer Kirchweih gehen wollte, um dort mit schöneren Mädchen zu tanzen. Jeffik weinte bitterlich. Wozu hat der Ring genützt?! Nur um Nedel Ueberdruß einzuflößen, Das wäre nicht geschehen, und er wäre nicht müde geworden, sie anzusehen, wenn sie anstatt der Freiheit von den Korigans Schönheit verlangt hätte, da Nedel die schönen Mädchen so liebte.

Diese Gedanken plagten sie und ließen sie nicht schlafen. Mitten in der Nacht sprang sie aus dem Bette und lief auf die Heide, auf die große, weite, rothblühende Heide, und als sie am Hause der Korigans ankam, fand sie das ganze Völkchen versammelt, und das tanzte und sang:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister.

„Da ist Jessik! Jessik aus Josselin ist da!“ riefen Alle voll Freude — „sie wird wieder mit uns tanzen und singen! Ja, ja, tanzen und singen!“

„Mit Vergnügen!“ — sagte die gute Jessik — „aber nur unter denselben Bedingungen, wie das erste Mal!“

„Ja wohl, ja wohl! Komme nur in unsern Kreis und tanze und singe.“

Und Jessik tanzte mit und sang, und da fiel es ihr ein, welche Freude es den Korigans verursachte, als sie das vorige Mal eine Zeile zu ihrem Liede hinzugefügt, und sie dachte daran, heute Dasselbe zu thun, und sie sang:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister,
Der wird die Welt erlösen —

Und mit ungeheurem Jubel wiederholten die Korigans:

Der wird die Welt erlösen — der wird die Welt erlösen!

„Singe weiter! singe weiter!“ riefen sie Alle mit flehentlicher Stimme.

Aber Jessik war schon sehr müde und athemlos. „Ich kann nicht weiter!“ sagte sie und fiel ins Gras.

„Das ist Schade,“ seufzten die Korigans.

Doch waren sie wieder sehr gütig gegen Jessik und versicherten sie, daß sie ihnen einen großen Dienst erwiesen, und forderten sie wieder auf, irgend Etwas, und sei es was immer, von ihnen zu verlangen.

„Euer Ring," sagte Jeffik, „hat mir kein Glück gebracht, und ich gebe ihn euch zurück. Ich hättte anstatt der Freiheit Schönheit verlangen sollen, denn Nedel liebt die schönen Mädchen."

„Du sollst Schönheit haben! Du sollst Schönheit haben!" riefen die Korigans, und eine schöne junge Fee, die auch sehr gutmüthig aussah, gab ihr ein Halsband und sagte: „Wenn du dieses Halsband umlegst, wirst du in unwiderstehlicher Schönheit strahlen, und Keiner aus dem Männervolke wird dir widerstehen können."

Jeffik war unsäglich froh. Sie steckte das Halsband in die Tasche und lief heim, wo sie zum Glück ankam, noch ehe die böse Stiefmutter erwacht war.

Nachmittags zog sie ihre schönsten Kleider an und legte das Halsband um. Dann sah sie in den Spiegel. Herr Gott, wie schön war sie, so schön, daß sie vor sich selbst erschrak und daß sie den Spiegel gewiß nicht verlassen hätte, wenn sie nicht begierig gewesen wäre, auf die Kirchweih zu gehen, um sich in so großer Schönheit vor Nedel zu zeigen und alle die andern Mädchen auszustechen. Doch schämte sie sich, in solcher Schönheit durchs Dorf zu gehen, und sie ging hinter den Hecken entlang über die Felder. Aber endlich mußte sie doch auf den großen Weg kommen, und da kam ihr ein stattlicher, in Gold und Silber gekleideter Reiter entgegen, der einen blauen Bart hatte und der kein anderer war als Raoul der Blaubart.

„Heiliges Kreuz!" — rief Raoul der Blaubart ganz erstaunt, — „gibt es hier zu Lande so schöne Mädchen! So was hab ich mein Lebtag nicht gesehen!"

Jeffik zitterte sehr, als sie den blauen Bart und die glühenden Augen sah und die schreckliche Art, wie er sie anstarrte und wie er auf sie zuritt.

„Das versteht sich von selbst," fügte er hinzu, „daß eine solche Schönheit mein Weib wird." Und kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als er schon Jeffik faßte, sie vor sich auf den Sattel schwang und im Galopp quer Feld ein sprengte.

Jessik vergingen die Sinne.

Als sie wieder zu sich kam, sah sie ein Schloß mit himmelhohen Mauern und Thürmen vor sich. Der Ritter ritt über eine Zugbrücke, die sich hinter ihm wieder aufzog, durch ein hohes Thor in einen großen Hof, der von einem Riesenhunde bewacht war. Sonst war nirgends eine Christenseele zu sehen. Der Ritter führte sie durch eine lange Reihe von Hallen, Sälen, Gängen und Gemächern, in denen es von Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen, kostbaren Kleiderstoffen und Teppichen nur so strotzte. „Dieses alles," sagte Raoul der Blaubart, „wird dir gehören, denn noch heute wirst du mir dort in jener Kapelle angetraut. Das würde sogleich geschehen, wenn ich einen Pfaffen zur Hand hätte, aber ich habe alle Christen auf viele Meilen in der Runde ausgerottet. Das schadet nichts. Ich reite jetzt wieder fort und werde wo ein Pfäfflein auffangen; gegen Mitternacht komme ich mit ihm zurück, und da wird die Trauung geschehen. Indeß, mein Lieb, unterhalte dich, so gut du kannst, aber versuche mir nicht, zu entfliehen, denn der Riesenhund würde dich in Stücke zerreißen."

So sprechend, verließ er Jessik und ritt aus dem Schlosse, um sich ein Pfäfflein einzufangen.

Die Diamanten und Perlen, die kostbaren Kleiderstoffe und Teppiche, die prächtigen Gemächer — das war Alles schön und gut, das hätte Jessik an jedem andern Orte und zu jeder andern Zeit sehr gefallen, aber jetzt und hier in diesem einsamen, öden Schlosse erfüllte sie Alles mit Grauen. Und sollte sie Nebel für immer verloren haben und diesem Heidenmenschen, Raoul dem Blaubart, von dem sie schon so viel Böses gehört hatte, angetraut werden als sein ewiges und eheliches Weib? Und dabei fürchtete sie immer, daß der Riesenhund komme und sie aufesse oder wenigstens beiße. Von Zeit zu Zeit bellte er so ungeheuer, daß das ganze Schloß zitterte. Als Wächter gab er nämlich die Stunden an und ersetzte die Schloßuhr. Er bellte die Viertel- und die ganzen Stunden, und je weiter der Tag vorrückte, desto

mehr bellte er, und jedes Gebell erfüllte Jessik mit unsäglicher Angst. Sie wußte nicht, wohin zu flüchten. Da erinnerte sie sich, daß ja der Blaubart von einer Kapelle gesprochen hatte, und sie sagte sich, daß ihr vielleicht ein kleines Gebet einige Beruhigung verschaffen würde, vielleicht Errettung aus der großen Noth. Denn Jessik war eine fromme Seele. Da fing sie denn an, zu suchen, und kam denn am Ende auch in die Kapelle. Grad vor dem Altare waren drei Gräber; auf die sank sie hin und betete inbrünstig. Wie sie so inbrünstig betete, regte sich etwas unter ihren Knieen. Sie stand auf; die drei Leichensteine erhoben sich, und aus den offenen Gräbern stiegen drei todte Frauen.

„Arme Jessik! Arme Jessik! Arme Jessik!“ riefen die drei Frauen zugleich.

„Wer seid ihr, die ihr mich so bedauert?“ fragte Jessik.

„Wir sind die drei Frauen, die der Blaubart schon getödtet hat. Er wird noch viele tödten, der Heide, und du wirst die Vierte sein, wenn du nicht Muth hast.“

„Ich habe Muth,“ sagte Jessik, „wenn ich nur wüßte, wie ich mich retten kann.“

„Entfliehe!“

„Ich möchte wohl, aber der Riesenhund wird mich zerreißen.“

„Nimm dieses Gift, damit er mich vergiftet hat,“ sagte die erste Frau, „und wirf es dem Hunde vor.“

„Aber wie über die hohen Mauern hinausgelangen, da die Zugbrücke aufgezogen ist?“

„Nimm diesen Strick,“ sagte die zweite, „damit er mich erdrosselt hat, und lasse dich die Mauer hinabgleiten.“

„Aber wie nach Hause gelangen, ohne vor Müdigkeit umzukommen?“

„Nimm diesen Stock,“ sagte die dritte Frau, „damit er mir den Kopf eingeschlagen.“

Jessik nahm das Gift, den Strick, den Stock, und die Frauen stiegen wieder in die Gräber, und sie eilte fort. Sie warf das Gift dem Riesenhunde vor, und er verschlang es und verreckte;

und sie band den Strick an einen Erker und ließ sich die Mauer hinabgleiten und eilte am Stocke fort durch das Land.

So lief sie Tage und Tage lang, bis sie nicht weiter konnte und vor Müdigkeit umzukommen gedachte. Da sah sie ein Gehöfte und vor dem Gehöfte viele Frauen und Männer. Dorthin schleppte sie sich mit Mühe. „Gute Frauen und Männer," flehte sie, „ich komme um vor Müdigkeit und kann nicht mehr auf meinen Füßen stehen. Helfet mir, daß ich weiter komme und heim gelange."

Wie sie die Männer ersahen, waren sie alle gleich in Liebe zu ihr entbrannt, Junge und Alte, Schöne und Häßliche. Sie drängten sich Alle um sie, und jeder bot ihr seine Dienste an, der wollte sie auf seinem Pferde, der auf seinem Esel, der auf seinem Wagen, der auf seinem Rücken nach Hause bringen. Bald aber sagten sie, daß sie sie gar nicht fortlassen wollten und daß sie bei ihnen bleiben müsse, und bald boten ihr Alle ihre Hände an, und Jeder wollte sie heirathen; sogar verheirathete und alte Männer boten ihr das Glück der Ehe. Einer wurde auf den andern eifersüchtig, und dieselben guten Leute, die einige Minuten vorher friedlich plaudernd dagesessen hatten, erhoben nun ihre Stöcke und zogen ihre Messer, um sich gegenseitig zu bekriegen. Wie Das alles die Weiber sahen, sprangen sie auf und umringten die arme Jessik mit Schimpfreden und wollten ihr die Augen auskratzen. Sie nannten sie eine Landstreicherin, die herumziehe, um die Männer zu verführen und Zwietracht und Unfrieden zu säen. Die Männer warfen sich dazwischen, um Jessik zu vertheidigen, und prügelten ihre Geliebten und Ehehälften. Dadurch wurde der Lärm noch größer und die Wuth der Weiber noch grimmiger. Die arme Jessik wußte nicht, was anzufangen. Da fiel ihr ein, daß Das alles von dem Halsbande komme, und sie band es schnell ab und schlang es einer alten, runzligen, triefäugigen Frau um, die kopfwackelnd auf einem Steine saß. Sogleich stürzten alle Männer der alten, runzligen, triefäugigen, kopfwackelnden Frau zu Füßen und überhäuften sie mit Lieb-

kosungen und Liebeserklärungen. Jessik benutzte diesen Augenblick, da auch die Weiber sich voll Staunen von ihr abwandten, um weiter zu wandern.

Spät in der Nacht kam sie auf der Heide der Korigans an.

Die Korigans wollten eben ihren Tanz beginnen, als sie Jessik erblickten.

„Jessik! Jessik ist wieder da!" riefen Alle voll Freude, — „Jessik wird wieder mit uns tanzen und singen."

„Ach, ich bin so müde!" seufzte sie.

„Tanze doch! tanze doch!" riefen Alle mit flehender Geberde, und ein Korigan strich ihr mit seinen Händen über den Leib, daß sie sich gleich frisch und gestärkt fühlte.

„Nun, weil ihr es so wollt," sagte sie, „will ich tanzen, aber nur unter den bekannten Bedingungen."

„Gewiß! Gewiß!"

Und der Tanz begann, und die Korigans sangen:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister,
Der wird die Welt erlösen —

Da hörte das Lied auf, und die Korigans fingen es immer wieder von Neuem an.

„Das ist ein schlechtes Lied," sagte Jessik, „ein schlechtes Lied, das ohne Reim aufhört."

„So singe weiter, singe weiter!" riefen alle Korigans, und ihre Stimmen klangen so traurig und so flehend, und sie zitterten am ganzen Leibe.

Da fing Jessik den Tanz wieder an und sang dazu:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister,
Der wird die Welt erlösen —

„Nun — und" — schrien die Korigans.

Die Guten und die Bösen.

„Die Guten und die Bösen!" schrien alle Korigans so laut und freudig, daß die ganze Heide zitterte. Ihre Gesichter leuchteten vor Wonne; ihre Körper wurden strahlend und durchsichtig, die häßlichsten Korigans wurden schön, und die ganze Heide war mit Einem Male von Blüthen in allen Farben bedeckt, und die Korigans weinten vor Freude.

„Was ist euch?" fragte Jessik gerührt.

„Du hast uns erlöst, gute Jessik, du hast uns erlöst!" riefen Alle und wälzten sich ihr dankbar zu Füßen.

„Wie so denn erlöst?"

„Wir waren verdammt, so lange nächtlich zu irren und zu tanzen, bis eine Christenseele das Lied zu Ende bringt, von dem wir nur die erste Zeile gewußt haben. Du hast uns alle drei Zeilen dazu gesungen, und wir sind erlöst und gehen nun in die ewige Ruhe ein."

„O, wie schön," sagte Jessik, „ich habe verdammte Seelen erlöst!"

„Nun verlange noch Etwas, ehe wir von der Erde scheiden."

Jessik dachte nach. „Die Freiheit," sagte sie zu sich, „hat meinen Geliebten gelangweilt, die Schönheit hat mich ins Unglück gestürzt und Zwietracht gesät — was soll ich jetzt verlangen? Die Männer in der Bretagne lieben den Reichthum, soll ich Reichthum verlangen? — Ja," sagte sie laut, „gebt mir Reichthum."

„Du hast ihn! Du hast ihn!" riefen alle Korigans und verschwanden.

Wie sie des Morgens heimkam in den Hof, trat ihr Nedel entgegen und überhäufte sie mit Vorwürfen und nannte sie eine Landstreicherin, und die böse Stiefmutter gab ihr zwei starke Ohrfeigen auf beide Backen. Jessik fing heftig zu weinen an.

„Herr Jesus! was ist Das?" — rief die böse Stiefmutter — „sieh nur, Nedel, sie weint ja lauter Perlen, jede Thräne ist eine Perle."

„Weiß Gott!" sagte Nedel, „lauter Perlen! pure Perlen!"

Die böse Stiefmutter holte schnell eine große Mulde und hielt ihr sie unter die Augen, daß sie da hineinweine und die köstliche Gottesgabe nicht auf den Boden fallen lasse.

Jessik war selbst so erstaunt, daß sie starr vor sich hinblickte und zu weinen aufhörte.

„Seht nur, die dumme Gans! sie weint nicht mehr!“ schrie die böse Stiefmutter, „ich will dir helfen!“ — Und damit gab sie ihr wieder zwei Ohrfeigen, und selbst Nedel gab ihr einen kleinen Puff in die Seiten.

Jessik fing wieder zu weinen an, und bald war die Mulde, welche die Stiefmutter und Nedel unter ihre Augen hielten, von Perlen voll. Doch war die Stiefmutter nicht zufrieden, und als Jessik vor Aerger zu weinen aufhörte, fing sie wieder an, sie zu ohrfeigen.

Aber dießmal war es Nedel zu viel. — „Ich glaube, wir hätten genug!“ sagte er, „und Jessik hat genug geweint!“

„Was, genug!“ schrie die böse Stiefmutter, „man hat nie Perlen genug! Diese Gans! die Jessik! Wenn ich solche Augen hätte, Tag und Nacht wollte ich weinen. Man muß ihr nachhelfen.“

Und abermals erhob sie ihre Hand, um Jessik zu ohrfeigen. Aber Nedel war ärgerlich und gab ihr sämmtliche gegebenen Ohrfeigen zurück. Da fing die böse Stiefmutter selber zu weinen an, und zwar vor Wuth. Eine Thräne rollte ihr in den Mund und vergiftete sie, und sie starb augenblicklich.

Nun konnte Jessik den schönen Nedel heirathen, und da sie mit der Mulde voll Perlen so reich waren, daß sie alle Meiereien im Lande Kerne aufkaufen konnten, hatte Nedel gar keine Versuchung, sie weinen zu machen. Erst nach einigen Jahren, da er ein neues Schloß kaufen und nach Paris reisen wollte, dachte er daran, die Mulde, die etwas leer geworden war, wieder zu füllen, und er gab Jessik, die er sehr liebte, einige Püffe. Aber die Gabe der Korigans war indessen kraftlos geworden, weil sie nicht geübt war, und Jessik weinte ganz

gewöhnliche Thränen. So gab es denn Nebel für alle Zukunft auf, sein Weib weinen zu machen, und er war zufrieden, wenn sie nur viel lachte.

Animo.

Eine baskische Sage.

Die verheiratheten Männer saßen auf der Bank vor der Dorfschenke; die jungen Leute standen vor ihnen. Alle rauchten kleine Cigarren aus Spanien, und Alle sprachen über das große Ereigniß, das seit Wochen alle Thäler der Pyrenäen beschäftigte. Der Tod des Ewigen Juden war in der That ein großes Ereigniß, das auch monatelange Gespräche nicht erschöpfen konnten. Mit dem Ewigen Juden aber ist nicht jener unglückselige, ewig wandernde Schuster aus Jerusalem gemeint, sondern ein anderes Wesen, das die Bewohner der Pyrenäen näher anging. Der Ewige Jude war ein Bär, der seit Menschengedenken von sich sprechen machte: der größte Bär der ganzen Pyrenäen und der räthselhafteste und unheimlichste. Die ältesten Leute im Dorfe erinnerten sich, schon in ihrer frühesten Jugend von ihm gehört zu haben, und schon damals hieß er seines hohen Alters und seiner Unverwundbarkeit wegen der Ewige Jude. Ja, auch unverwundbar war er. Die beste und größte Kugel des geschicktesten Jägers konnte ihm nichts anhaben. Wie oft kam es vor, daß das Blei von seiner Brust abprallte, oder daß er es im Fluge mit seiner Tatze auffing und zurück, dem Jäger an die Stirne schleuderte, oder daß er es verächtlich aus seinem Rachen ausspie. Eben so wenig wie die Kugel vermochten die Fallen etwas gegen ihn auszurichten. Wie geschickt und gefährlich man sie auch angelegt, am andern Tage fand man sie zerstört und unschädlich gemacht. So hatten es denn die verschlagensten und muthigsten Bärenjäger längst aufgegeben, ihn aufs Korn zu

nehmen, und man konnte Das um so leichter, als man sich im Grunde über den Ewigen Juden gar nicht zu beklagen hatte, denn er war ein gutmüthiger, barmherziger Bär, der selbst seinen ärgsten Feinden verzieh. Selbst die Kühnen, die sich ihm mit dem Messer zu nahen wagten, drückte er nur etwas unsanft an seine Brust, warf sie dann zu Boden, rollte sie eine Zeit lang hin und her, schüttelte sie und ließ sie dann laufen. Trotzdem schwebte die Erlegung des Ewigen Juden jeder neuen Generation von Bärenjägern als eine ruhmreiche That vor, die geeignet wäre, alle Thäler der Pyrenäen mit ihrem Rufe zu erfüllen. Diese That war geschehen. Animo, einer der jüngsten unter den Bärenjägern, hatte vor wenigen Wochen den Ewigen Juden erlegt.

Alles Das ging aus dem Gespräche der Alten und Jungen vor der Dorfschenke hervor.

Die Sonne verschwindet früh aus den pyrenäischen Thälern, und man kann es an den Bergabhängen beobachten, wie die Nacht langsam aus dem Thalgrunde herauswächst und die Berge hinanklimmt. Schon lagert unten tiefes Dunkel, wenn die Bergspitzen noch in volles Licht getaucht sind und wie glühende Sterne in der Luft schweben. Die Abende sind lang; man ist froh, wenn man etwas zu sprechen hat, und nimmt es Niemand übel, wenn er dieselbe Geschichte zum zwanzigsten Male wiederholt. Die Geschichte von der Erlegung des Ewigen Juden, schon hundertmal durchsprochen, war noch immer ein beliebter Stoff, und man war eben dabei, den kühnen Animo zu rühmen, als dieser an der Seite seines Freundes Rago in den Kreis trat.

Die verheiratheten Männer rückten auf der Bank zusammen, um ihm auf dem einen Ende Platz zu machen, und der Maire des Dorfes lud ihn ein, sich zu setzen. Aber Animo setzte sich nicht. Auf die Schulter seines Freundes gestützt, blieb er aufrecht stehen und senkte nur sein blasses Gesicht auf die Brust, daß es die herabfallenden schwarzen Haare zur Hälfte bedeckten.

„Warum sollte ich mich setzen?“ fragte er endlich — „stehen

doch auch die anderen jungen Leute, und nur die Verheiratheten sitzen? Warum thun mir die Verheiratheten so große Ehre an?"

„Nun," sagte ein Alter von der Bank, „wir ehren dich, Animo, weil wir dich ehren wollen, weil du ein guter Junge bist, weil du deine Mutter ehrst und sie auf gute Weise ernährst."

„Meine Mutter, meine arme Mutter!" seufzte Animo und schwieg. Nach einer Weile erwiderte er: „Das ist es nicht! Andere thun Dasselbe, und ihr lasset sie stehen, wie es sich für junge Leute ziemt."

„Nun," sagte ein Anderer von den Alten mit einigem Spott, „nun, da du dein Lob hören willst, so höre es. Wir bieten dir einen Platz an unserer Seite, weil wir dich auch als einen ausnehmend tapfern Jungen ehren wollen, der Das gethan hat, was seit vielen hundert Jahren vielleicht Niemand gelungen ist; weil du den Ewigen Juden getödtet hast."

„Das ist es! Ich habe es wohl gewußt!" sagte Animo, und er setzte sich hin und verbarg sein blasses und trauriges Gesicht in die Hände und schwig.

Die Umstehenden wußten nicht, wie sie Animo's Traurigkeit deuten sollten, und schwiegen ebenfalls still und sahen einander an. Animo selbst unterbrach das Schweigen, indem er wieder aufsprang und ausrief: „Nun, so will ich es euch sagen; ich bin ein Prahlhans, ich habe den Ewigen Juden nicht erlegt!"

„Was sagst du?" riefen Alle erstaunt.

„Ich habe ihn nicht erlegt!" wiederholte Animo.

„Aber wir haben ihn ja selber liegen sehen! und es hat es doch kein Anderer gethan."

„Nein, es hat es kein Anderer gethan, aber ich habe es auch nicht gethan," sagte Animo.

„Und was ist denn an der Sache?" fragte man von allen Seiten.

„Ich habe," fuhr Animo fort, „den Ewigen Juden nicht erlegt; er hat mich erlegt!"

„Er ist wahnsinnig! Er macht sich lustig über uns!" schrie man da und dort.

„Stille!" gebot ein Alter, „da steckt ein Geheimniß dahinter, laßt Animo reden!"

„Ja wohl," sagte Animo, „da steckt ein Geheimniß dahinter. Ich bin nicht der Animo, den ihr gekannt habt, der ist todt, der ist vom Ewigen Juden erdrückt worden. Ich bin selbst der Ewige Jude!"

Ein ungeheures Gelächter hinderte ihn, fortzufahren, aber das Gelächter stockte plötzlich, als Animo aus tiefster Brust ein Gestöhn hervorstieß, das sie schaudern machte und das, wie es ihnen schien, einige Aehnlichkeit mit dem Gestöhn eines angeschossenen Bären hatte.

„Ich muß erzählen," sagte wieder Animo, nachdem er sich gefaßt hatte. „So war es. Ich lag hinter einem Felsen, als der Ewige Jude herankam. Ich zielte gut und schoß und traf seine Brust, aber wie von einem Eisen fiel die Kugel ab ins Moos. Der Ewige Jude stellte sich auf die Hintertatzen und ging auf mich los; ich aber erwartete ihn nicht und lief ihm mit dem Messer entgegen. Da ich es ihm in die Brust stoßen will, schlägt er mir mit seiner rechten Vordertatze auf die Hand, daß ich das Messer fallen ließ; darauf packte er mich und drückte mich so gewaltig an seine Brust, daß alle meine Knochen krachten und mir Hören und Sehen verging. Das war mein letzter Augenblick. Todt warf er mich auf den Boden. Was er darauf gethan, weiß ich natürlich nicht, denn ich war todt. Ich weiß nur, daß ich plötzlich zu mir gekommen, und da sah ich den Ewigen Juden, der mir mit seiner Schnauze ins Gesicht hauchte. Noch einmal blies er mir in die Nase und fiel todt nieder. Ich habe sehr wohl gefühlt, daß er dem todten Animo seine Seele eingehaucht hatte. Die Seele des Bären ist jetzt in mir, die Seele des Animo ist fortgeflogen; das ist gewiß."

Die Zuhörer waren erstaunt, denn wie zur Bestätigung der Geschichte kam abermals aus Animo's Brust jene schauerliche Bärenstimme.

„Du bildest dir dergleichen wohl nur ein," sagte einer der Alten, wie um Animo in der tiefen Niedergeschlagenheit, in der er da saß, zu trösten.

„Ha, ha, das meint ihr nur, weil die Sache so außerordentlich ist," erwiderte Animo. „Der Kurat (Pfarrer), der hat studirt und weiß es auch besser. Gleich an jenem Abend, da ich vom Berge herunter kam und dem Kurat an der Brücke begegnete, wich er mir aus und rief mir aus der Ferne zu: Animo, du siehst aus, als wäre die Seele eines Bären in dich gefahren. Der versteht es besser, und ich muß es am Besten wissen, wie ich seit damals verändert bin. Hört! wie ihr da vor mir steht, wie ich nur die Augen aufhebe, um euch anzusehen, erwacht die schrecklichste Lust in mir, Einen nach dem Andern zu umarmen und zu erdrücken. Ich thue es nur nicht, weil ich nicht will und die schreckliche Lust bisher immer unterdrückt habe. Das gelingt mir nur, weil ich ohne Sünden gestorben bin und weil nun die Bärenseele in einem reinen Leibe lebt."

Während dieser langen Rede hatten sich die Zuhörer wieder gefaßt, und manche von ihnen verzogen den Mund zu einem spöttischen Lächeln. Der Maire aber blieb ernst und sagte: „Das mag Manchem sonderbar vorkommen, mir aber nicht, denn ich weiß, daß so was schon oft geschehen ist. Man hat es nur vergessen, weil sich nichts der Art in unserer Zeit zugetragen. Es ist ganz gewiß, daß manchmal die Seele eines Thieres in den Jäger übergeht, der es hat tödten wollen, denn die Seelen reisen. Das haben unsere Voreltern gewußt; wir haben es vergessen. Ich glaube dir, Animo, denn, offen gesagt, ich habe dich seit jenem Tage schrecklich verändert gefunden."

Da der Maire so sprach, glaubten auch die Andern; übrigens hatte Animo nie gelogen, und es war leicht, ihm zu glauben.

Animo war darüber sehr erfreut. „Nun ist mir leichter," sagte er, „denn es hat mir das Herz abgedrückt, so unter euch umherzugehen, immer mit dem Geheimniß und mit Mord-

gedanken im Hirne. Ich habe immer gefürchtet, daß ich etwas thue, was, wenn ihr das Geheimniß nicht kenntet, dem Rufe des guten Animo schaden würde."

So sprechend, wollte er gehen. Aber der Maire hielt ihn zurück. „Nimm dich nur recht zusammen," ermahnte dieser, „damit kein Unglück geschehe. Und wenn man in deinem elenden Zustande etwas für dich thun kann, so sage es nur gerade heraus."

„Allerdings," sagte Animo schnell, „allerdings könnt ihr was für mich thun. Es erbarme sich einer der Männer und erschieße mich, daß die Seele des Bären wieder heraus kann."

Die Männer schwiegen. „Das geht wohl nicht an," sagte der Maire, „so lange du diese menschliche Gestalt trägst. Man würde uns ein Verbrechen daraus machen, denn die Leute vom Departement würden an die Geschichte nicht glauben."

Animo zuckte die Achseln, winkte seinem Freunde Rago, der die ganze Zeit hindurch schweigend dagestanden hatte, und ging.

„Jetzt," sagte er zu Rago, „da das Geheimniß heraus ist, ist mir so wohl, wie mir seit damals nicht gewesen. Jetzt gehen wir zu Resa. Sie wird schon schlafen, aber ich werde sie herauspochen. Ich muß sie sprechen, denn mir ist so wohl zu Muth und sie wird es freuen, mich so heiter zu sehen. Armes Ding, wie hat sie Animo geliebt. Du, guter Freund, bleibe in der Nähe und verhindere es, wenn ich sie umarmen will. Wenn ich bei ihr bin, will ich sie immer in meine Arme drücken, aber ich weiß, es geschieht ein Unglück, wenn ich es thue. Ich zerdrücke die gute Resa; sie ist so zart gebaut; sie ist so schön. Wenn ich es aber doch thue, dann, guter Freund, stoße mir dein Messer in den Nacken."

Rago nickte bejahend.

Am andern Tage wurde in der Kirche des Dorfes für die Seele des todten Animo eine Messe gelesen. Der Maire war der Meinung, daß dieß geschehen sollte, und der Kurat war gern bereit, geschmeichelt wie er war, daß er es dem Animo, als er

ihm an der Brücke begegnet, angesehen, daß er ein Anderer geworden. Animo, oder die Gestalt, die jetzt den Namen trug, stand an der Thür der Kirche, während die Seelenmesse gelesen wurde, und weinte vor Rührung, als er sah, wie inbrünstig die guten Leute und unter ihnen seine Mutter für den Todten beteten. Er drückte nach der Messe allen Vorübergehenden die Hand und dankte dem Maire und dem Kurat für die gute Meinung. Seine Mutter aber küßte er unter Thränen. Diese beruhigte ihn und schwur, daß sie ihn immer lieb haben wollte, so lange er die Gestalt ihres Animo trage.

Animo, besorgt, daß er unter den Menschen doch ein Unheil anrichten könnte, hielt sich seit der Seelenmesse meist in den Wäldern auf den Bergen auf. Man hörte fast nichts mehr von ihm, und man sprach auch nicht mehr von der Erlegung des Ewigen Juden. Man fürchtete sich, von der Geschichte zu sprechen.

Eines Nachmittags stürzte Rago, von den Bergen herabkommend, mit einem Gesichte voll Entsetzen ins Dorf. Er rannte von Haus zu Haus und stieß ein wildes Geschrei aus. Alle Einwohner versammelten sich um ihn, und nach langer Bemühung gelang es ihm, die Worte hervorzubringen: „Ich habe den Animo getödtet! —“

„Deinen besten Freund!“ riefen Alle erschrocken — „wie ist das zugegangen?“

„Ich ging auf die Jagd,“ erzählte Rago, „und kaum trete ich in den Wald, als mir ein ungeheurer Bär, fast so groß wie der Ewige Jude, mit Gebrüll entgegen kommt und seine Tatzen nach mir ausstreckt. Ich hatte gerade Zeit genug, das Messer zu ziehen, und ich stieß es ihm mit Einem Stoß in die Kehle. Der Bär fiel, aber wie er mir zu Füßen lag, war es Animo, mein bester Freund Animo.“

Wie er auserzählt hatte, wandte sich Rago wieder und eilte nach dem Walde zurück; alle Männer folgten ihm laufend. Als sie an den Eichbaum kamen, den im vorigen Jahre der Blitz

gespalten hatte, sahen sie, wie in der That Animo todt da lag, mit einem großen Loch in der Kehle.

Erst verwunderten sie sich, dann machten sie aus Baumzweigen eine Tragbahre und legten Animo's Leiche darauf. Vier Männer nahmen sie auf die Schulter und trugen sie dem Dorfe zu, die Andern folgten und sprachen über das merkwürdige Ereigniß. Aber als sie an die Brücke kamen, die über den Wildbach zum Dorfe führt, fühlten die Träger, wie mit einem Male die Tragbahre so leicht wurde, als ob gar nichts darauf läge. Sie hielten und sahen nach, und wirklich war Animo von der Tragbahre verschwunden. Wo ist er hingekommen? Verloren konnte man ihn nicht haben; das hätten die nachschreitenden Männer merken müssen. Indessen konnte man sich doch nichts Anderes denken, und man kehrte um und ging, immer auf den Weg achtend und suchend, die ganze Strecke zurück. So kam man wieder bis an die blitzgespaltene Eiche, und da lag der todte Animo ausgestreckt, gerade so wie vorhin. Man lud ihn wieder auf die Bahre, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Aber an der Brücke geschah Dasselbe: die Bahre wurde wieder leicht, Animo war verschwunden, man kehrte wieder zurück und fand ihn wieder todt unter der Eiche. Und so auch das dritte Mal. Aber als sie dieß Mal zurückkehrten, sahen sie Animo mit dem Rücken an die blitzgetroffene Eiche gelehnt, und er sprach mit derselben Stimme, mit der er sonst zu sprechen gewohnt war und sagte: „Es wird euch nicht gelingen, mich von hier fortzuschaffen, denn ihr wollt mich auf den Kirchhof bringen, wohin ich nicht gehöre. Indessen danke ich euch für die gute Meinung. Laßt mich nur hier liegen und bemüht euch nicht weiter um mich; wenn der Mond aufgeht, werde ich schon selber für mich sorgen."

Nachdem er so gesprochen, fiel er ins Moos zurück und war wieder todt. „Nun," sagten die Männer, „wenn er selber für sich sorgen will, so laßt ihn gewähren." Und sie kehrten ins Dorf zurück; nur einige der besten Freunde Animo's und mit ihnen Rago blieben bei der Leiche, setzten sich ringsumher auf

Baumstumpfe und ins Moos, zündeten ihre Cigarren an und warteten.

Bald wurde es Abend, und bald ging der Mond auf, und sein Licht fiel durch die Bäume auf das Moos. Aber Animo lag im Schatten der Eiche. Langsam rückte der Mond am Himmel vorwärts, und langsam wich der Schatten der Eiche zurück. Als endlich die gelben Strahlen auf das Herz Animo's fielen, schloß sich seine Wunde am Halse, und er erhob sich so gerade, wie man einen Stock aufhebt, ohne ein Glied zu biegen. Er zog eine Cigarre aus der Tasche, zündete sie schweigend an der Cigarre Rago's an, lachte und ging tonlosen Schrittes durch den Kreis der Freunde in den Wald und verschwand, ohne sich einmal umgesehen zu haben.

Am andern Morgen gingen die jungen Leute mit Rago zum Maire und erzählten ihm, was sie erlebt hatten. Der Maire fand Das alles sehr natürlich und versicherte, daß er ihnen Alles hätte so voraussagen können. Als sie aber verlangten, daß er den ganzen Hergang der Sache zu Protokoll bringen möchte, lachte er sie aus und sagte, das verstünden sie nicht und dergleichen abergläubische Dinge paßten nicht in ein Protokoll und entehrten die Justiz. Rago aber rieth er, sich aus dem Dorfe und ins Gebirge zurückzuziehen. „Denn," fügte er hinzu, „wir Alle wissen, wie sich die Dinge zugetragen und was eigentlich an der Sache ist. Aber die Leute vom Departement glauben Solches nicht. Der Gendarme möchte wohl gern daran glauben, es ist ihm aber verboten, und er wird seine Anzeige machen, und da könntest du, guter Rago, leicht hingerichtet werden. Es ist also am Besten, du hältst dich so lange im Gebirge verborgen, bis die Wahrheit ans Licht kommt — die Wahrheit siegt immer — oder bis die ganze Sache vergessen wird."

Rago that, wie ihm der Maire gerathen, und lebte verborgen im Gebirge. Nur von Zeit zu Zeit kam er des Abends herab ins Dorf, um an den Gesprächen der Männer vor der Schenke Theil zu nehmen. Da erzählte er ihnen denn, daß er Animo

sehr oft zu sehen bekomme, daß dieser oft, in der Nacht wie am Tage, schweigend an ihm vorübergehe oder mit großen Schritten von einer Felsenspitze zur andern schreite, daß weder sein Schritt noch sein Sprung irgend einen Ton von sich gebe und daß sich das loseste Geröll unter ihm nicht bewege.

Eines Abends, da Rago wieder ins Dorf kam, hielt er sich vor der Schenke nicht auf, sondern ging schnellen Schrittes an ihr vorüber und nach dem Hause Resa's, der Geliebten Animo's. — „Resa," sagte er, „Animo hat mich heute angesprochen. Er will, daß ich dich hinausführe, denn er wünscht sehr, dich wieder einmal zu sehen."

„Der gute Junge! Er liebt mich also noch immer, das treue Herz!" seufzte Resa und warf ihr Mäntelchen um und setzte das weiße Häubchen auf, um Rago zu folgen.

Als sie an dem Fuße des Berges, der das Thal schließt, und auf der kleinen Hochebene vor demselben anlangten, erblickten sie Animo, der auf einem Felsenblocke saß und ganz so aussah wie sonst. Um ihn herum im Kreise tanzte im Mondenscheine eine große Menge Bären, die sehr lustig zu sein schienen. Rago und Resa erschraken vor diesem Schauspiel und wollten nicht weiter gehen. Aber Animo rief ihnen zu: „Fürchtet euch nicht! Sie thun euch nichts!" — Und die Beiden traten, unbelästigt von den Thieren, in den Kreis und zu Animo. „Seht ihr," sagte er, auf die Bären deutend, „dieß sind die Kinder des ewigen Juden, die ich jetzt zu hüten habe. Kommt nun mit mir in meine Behausung."

Er ging, von den Beiden gefolgt, dem Berge zu, der sich vor ihm als ein langer und dunkler Gang öffnete. Leicht und wie am hellen Tage schritt er durch die Dunkelheit; aber Rago und Resa stolperten bei jedem Schritte und blieben endlich weit hinter ihrem Führer zurück.

„Wo bleibt ihr?" rief er aus weiter Ferne.

„Wir sehen ja nichts und können nicht weiter," antworteten die Beiden.

„Ach so! das habe ich vergessen," murmelte Animo. Er kehrte um und führte seine beiden Gäste wieder aus dem Gange heraus. Draußen pflückte er zwei gelbe Blumen aus den Kräutern des Berges und gab sie Resa und Rago in die Hände. Dann ging er wieder in den Berg, und der Freund und die Geliebte folgten ihm; sobald sie in die Dunkelheit traten, fingen die Blumen in ihren Händen gewaltig zu leuchten an, so daß sie jeden Stein auf dem Wege und alle Metalle und Quellen im Innern des Berges sehen konnten. Nach halbstündiger Wanderung kamen sie in einen großen Saal, der ganz mit weißen Metallen und hellen Edelsteinen ausgelegt war, so daß er sich selbst beleuchtete. Animo setzte sich auf eine Bank, und Rago und Resa setzten sich auf weiße Schemel ihm gegenüber. — „Hier," sagte Animo, „könnt ihr die Blumen auslöschen; es ist hell genug, und ihr braucht noch die Blumen für die Rückkehr."

Sie thaten, wie er sagte, und die Blumen erloschen wie Kerzen, da sie darauf bliesen. Dann warteten sie, ob ihnen Animo sagen werde, warum er sie eingeladen hatte; aber Animo schwieg, und so fing denn Resa selbst an:

„Animo, wenn du eine arme Seele bist, die Erlösung braucht, so sage es nur grad heraus, und wir werden für dich thun, was möglich ist."

„Ich?" — sagte Animo — „ich bin keine arme Seele."

„Also," fuhr Resa fort, „bist du ein seliger Geist?"

„Ich?" — sagte wieder Animo — „ich bin kein seliger Geist."

„Wenn du keine arme Seele und kein seliger Geist bist, so lebst du?"

„Ich?" — lächelte Animo — „ich leben? Ich lebe nicht."

„Also bist du todt?" fragte Resa.

„Nein, todt bin ich auch nicht," erwiderte Animo.

„Um Gotteswillen, was bist du denn, wenn du nicht lebendig und nicht todt bist!" rief Resa erschrocken.

„Das ist eben die ganze Geschichte," lächelte Animo geheimnißvoll, dann seufzte er und schwieg.

Nach einer langen Pause fing er wieder, zu Resa gewendet, an: „Nun will ich dir sagen, warum ich dich habe kommen lassen, Resa. — Ich habe dich noch immer lieb und frage dich, ob du mich heirathen willst, wie du es mir versprochen hast."

Trotz Allem zauderte Resa nicht einen Augenblick, ein vernehmliches „Ja" auszusprechen.

„Aber," fuhr Animo fort, „ich muß dir voraussagen, daß du nur todte Kinder zur Welt bringen wirst, wenn du mich heirathest."

„Dann kann ich es nicht thun!" sagte Resa.

„Du hast recht!" seufzte Animo und fing an, zu weinen, und Resa weinte mit ihm. Er trocknete bald wieder seine Thränen und sagte zu Rago: „Nun mich Resa nicht heirathen will, mußt du, lieber Freund, für sie sorgen, und auch für meine Mutter mußt du sorgen. Ich sehe es nicht gern, daß du, mein liebster Freund, auf die Bären schießest, von denen viele mir sehr nahe verwandt sind; du mußt ein anderes Geschäft und ein einträglicheres anfangen. Werde du ein Schmuggler! So oft du willst, wird sich dieser Berg für dich öffnen, und du wirst durch diesen Gang in Einer Stunde auf spanischen Boden gelangen, während du über die Berge sechs Stunden brauchst. Auch bist du so vor den Douaniers sicher."

„Gern, gern!" rief Rago freudig.

„Aber," fuhr Animo fort, „ich muß dir eine Bedingung stellen. Du darfst nur Kaffee schmuggeln und niemals Tabak. Kaffee muß Jeder trinken, und es ist keine Sünde, ihn zu schmuggeln; mit Tabak ist es was Anderes, denn Rauchen ist überflüssig. Siehst du, Rago, Das alles weiß ich jetzt ganz gut."

Rago ging auch auf diese Bedingung ein, und Animo verabschiedete seine Besucher. Die Blumen leuchteten wieder, und als sie ins Dorf kamen, war es heller Morgen.

Seit damals hat kein Mensch mehr mit Animo gesprochen, obwohl ihm Unzählige in den Bergen begegnet sind, denn er hat seit jener Zeit die Stimme verloren. Er versucht es wohl, von

Zeit zu Zeit einen Begegnenden anzusprechen, aber seine Lippen bewegen sich, ohne einen Ton hervorzubringen. In der Nacht sieht man ihn über die Berge hinschreiten. Nie hat er Jemand etwas zu Leid gethan. Manchmal kommt er ins Dorf, aber dann ist er unsichtbar. Resa hat einmal, da sie schon sehr alt war, während der Nacht vor ihrem Hause ein Geräusch gehört; als sie heraus trat, sah sie ein Paar Sandalen, mit den Spitzen dem Hause zugekehrt, vor dem Fenster stehen, durch das Animo mit ihr zu sprechen gewohnt war. Sie erkannte die Sandalen als dieselben, die sie in ihrer Jugend für ihn gestrickt hatte. Als sich die Sandalen in Bewegung setzten und fortgingen, merkte sie, daß Animo in ihnen stecken mußte, denn auf einer gewissen Höhe über den Sandalen, grade da, wo der Kopf hätte sein müssen, sah sie eine platte, runde Mütze, die sich gleichmäßig mit den Sandalen fortbewegte. Zwischen ihnen und der Mütze war gerade Platz für einen Mann von Animo's Größe.

Der Saludador.

Eine baskische Sage.

Eine Mutter, die sieben Söhne nach einander in die Welt setzt, ist überall siebenfach gesegnet, aber im Lande Escualdunac, d. i. im Lande der Basken dies- und jenseits der Berge, ist eine solche Mutter hundert- und tausendfach gesegnet. Denn Einer von den sieben Söhnen hat unfehlbar am Gaumen oder auf der Zunge das Zeichen des Kreuzes, und der so Gezeichnete ist ein Saludador oder Ensalmador. Ein Saludador oder Ensalmador aber ist ein vor Allen auserwählter Mensch, ein von Gott besonders Gebenedeiter. Er ist bestimmt, die Menschen zu heilen, den Leidenden zu helfen; er ist ein Arzt der Aerzte, ein Helfer unter den Helfern, ein Obsieger des Todes, soweit der Mensch,

der sterbliche, dem Tode obsiegen kann. Es gibt nämlich zweierlei Tode, den nothwendigen Tod und den überflüssigen Tod. Der nothwendige Tod ist der unabwendbare, von Gott seit Ewigkeit und Weltanfang vorher bestimmte; dem entrinnt keine Kreatur, vor dem kann auch keine Kreatur schützen und schirmen. Der überflüssige Tod ist derjenige, der aus Vernachlässigung, aus schlechter Behandlung, zumeist aus der Unwissenheit der studierten Aerzte entspringt. Dieser überflüssige Tod tödtet die meisten Menschen, lange bevor sie das ihnen bestimmte Ziel erreicht haben. Sie könnten sich noch viele, viele Jahre des Lebens erfreuen und in voller Gesundheit, wenn nicht die Aerzte wären. Gegen diesen überflüssigen Tod und gegen die Aerzte ist der Saludador ein Retter und Heiland, vom obersten Heiland selber in die Welt geschickt, wie dessen Wappen auf Gaumen oder Zunge beweist. Der Saludador erkennt sogleich jede Krankheit, und wenn es ein Mittel gegen dieselbe gibt, auch sofort das Mittel, und sei es in einem Wasser, in einer Pflanze oder in einem Thiere versteckt. Glücklich ist der Saludador, denn er wird geehrt, wie es ein auserwählter Helfer verdient, und die Schätze der Welt fließen ihm zu in so großen Strömen, als er nur will.

Dieß alles wußte aufs Genaueste der arme Mann Celhabe Santz, der in Malmaçon Haus hielt. Darum ist es kein Wunder, daß er trotz seiner Armuth die Axt, mit der er eben vor seiner Hütte Holz spaltete, mit Verachtung weg und seine Baskenmütze jubelnd in die Luft warf, als ihm die Hebamme ankündigte, daß seine Familie sich so eben vermehrt und daß ihm ein siebenter Sohn geboren sei. Sofort versammelte er seine sechs ältern Söhne, die sich auf dem Hofe herumtrieben, stellte sie in Reihe und Glied gegen die Sonne gerichtet, ließ sie ihre Mäuler so weit als thunlich aufsperren und untersuchte ihre Zungen und Gaumen mit gewissenhaftester Aufmerksamkeit. Aber keine Spur von einem Kreuze! Unter den sechs Jungen fand sich der Saludador nicht, und der Vater beurlaubte sie mit Verachtung und ging in die Stube, um den Neugeborenen zu herzen und zu küssen, denn

dieser mußte der Saludador sein. Zwar fand sich auch in dessen Munde das Kreuz noch nicht, aber das konnte den wissenden Vater nicht erschrecken, denn das Kreuz kommt auf Zunge oder Gaumen erst dann zum Vorschein, wenn der Saludador sein erstes Vater Unser oder Ave Maria sagen kann, ebenso wie sich seine Heilkraft erst im dreizehnten Lebensjahre zeigt. Celhabe Santz faßte sich also in Geduld, so that auch seine Ehegattin. Beide vereinigten sich, den Knaben, den sie Betiri nannten, aufs Sorgfältigste zu pflegen, und eine Bürgschaft, daß sie einen wirklichen und wahrhaftigen Saludador pflegten, fanden sie in dem wunderbar sanften und gutmüthigen, nicht im Mindesten weinerlichen Wesen des Kindes.

Nun aber gibt es zweierlei Arten von Kindern: solche, die durch zärtliche Behandlung besser werden, und solche, die durch dieselbe Behandlung anspruchsvoll, eigensinnig, launisch und böse werden. Es zeigte sich bald, daß der kleine Betiri glücklicherweise zu der ersten Art gehörte. Kaum war er groß genug, um irgend eine Willensmeinung äußern, irgend eine Handlung vornehmen zu können, als er sich schon voll guten Willens, hülfreich und liebend zeigte. Für die Aufmerksamkeit, mit der er als ein künftiger Saludador von seinen Eltern, Geschwistern und vom ganzen Dorfe behandelt wurde, war er außerordentlich dankbar und bei jeder Verehrung, die ihm angethan wurde, fast gar sehr beschämt, bescheiden und demuthsvoll. In seiner Güte beeilte er sich auch, auf Andringen seines Vaters das Vater Unser und das Ave Maria zu erlernen, und es war großer Jubel im Hause und im Dorfe, als sich schon einen Tag darauf das bewußte Kreuzchen, das sichere Zeichen eines Saludadors, auf seiner Zunge zeigte. Mit seinem Verstande erkannte er bald, was das zu bedeuten hatte, und im Bewußtsein seines hohen Berufes als Helfer in Schmerzen wurde er still und nachdenklich und immer liebevoller und sinniger. Tage lang irrte er auf Bergen und in Thälern umher und suchte sich mit den Pflanzen und Pflänzchen bekannt zu machen, die ihm einst die wunderbaren Heilmittel

liefern sollten. So ging er oft sehr früh schon mit nackten Füßen durch den Morgenthau, und wenn er, ohne es zu wissen, auf das zauberhafte Goldkraut trat, schlief er ein und verstand die Sprache der Vögel, Hunde und Wölfe und das Geflüster der Blätter und der kleinsten Pflänzchen; da erfuhr er denn wunderbare Dinge und unter Anderem auch, wie gern, wie unendlich gern und freiwillig alle Pflanzen, Thiere und Gesteine ihre Geheimmittel hergeben, um den Menschen zu helfen, wenn die Menschen nur guten Willen genug haben und Kenntniß genug, sich ihrer zu bedienen. Diese Güte und Hülfsbereitwilligkeit, der er überall in der Natur begegnete, rührte ihn sehr und gab ihm eine gute Lehre.

Während er so durch Berge und Thäler irrte, führten Vater, Mutter und Brüder ein Freudenleben. Von Arbeit war nicht mehr die Rede; Hacke und Pflug rosteten im Winkel; kaum daß sich Celhabe Santz manchmal dazu hergab, etwas Kaffee oder Tabak für die Kaufleute von Bayonne auf versteckten Pfaden über die Gränze zu bringen, wie sehr er auch dieses Geschäft dermaleinst geliebt hatte. „Warum sollten wir uns auch plagen?" sagte er, „Betiri wird uns Schätze ins Haus bringen und uns zu reichen Leuten machen!" — Schon wählte der Alte in seinen Gedanken Häuser, Schlösser und Güter aus, welche er einst kaufen wollte, wenn sein Sohn nur erst Kaiser und Könige, Prinzessinnen und Baroninnen geheilt haben werde. Die Barone von Escairac schwebten ihm immer vor den Sinnen, denn deren Güter und Titel stammten der Sage nach alle von einem Saludador, den sie in der Familie gehabt und der einen englischen Prinzen von der englischen Krankheit geheilt. Schon sah sich der alte Celhabe als Baron und in einem Schlosse wohnend und Wein von Frontignan und von Alicante trinkend. Indessen aber lebte er, wie man zu sagen pflegt, auf Puff und machte Schulden. Je größer die Schulden wurden, desto mehr freuete er sich, denn sie waren ihm wie ein Kalender, der das Heranrücken der Zeit ankündigte, da sein Sohn als Saludador zu praktizieren und Schätze zu sammeln anfangen sollte.

Der dreizehnte Geburtstag war ein Festtag fürs ganze Dorf. Alles kam, um ihm zu gratulieren; der Vater berauschte sich, die Mutter weinte vor Freuden. Schon an diesem Tage hatte Betiri vielfache Gelegenheit, seine wunderbare Gabe zu bewähren, denn es hatten sich auf den Ruf hin sehr viele Kranke aus der ganzen Umgegend im Dorfe versammelt. Zuerst kam eine schöne junge Frau mit glänzenden Augen. Die klagte über Schmerzen im Herzen, das manchmal so klopfe und hüpfe, als ob es die Rippen durchbrechen wollte. Betiri legte die Hand auf ihr Herz, schloß die Augen und hatte wunderbare Gesichte. Dann fing er zu sprechen an und beschrieb ihr eine schöne rothe Blume, mit vielen hängenden rothen Glocken, und beschrieb ihr genau den Ort, wo sie die Blume finden werde, und die Art der Zubereitung und des Gebrauches. So that er auch mit allen anderen Kranken, die sich herbeidrängten, und die Kranken und Gesunden horchten mit einer Andacht, als ob sie in der Messe wären. So gütig und milde war Betiri bei alledem, und man sah, wie seine Hand und seine Stimme den Kranken so wohl thaten, daß schier die Gesunden gewünscht hätten, auch krank zu sein, um sich nur von ihm heilen zu lassen.

Nach etlichen Tagen kamen alle die Kranken wieder zurück, einer nach dem andern, und alle mit fröhlichen Gesichtern, denn sie waren geheilt und gesund. Da sah man erst, wie wenige Menschen zu sterben brauchten, wenn es nur viele Saludadores gäbe. Alle die Kranken brachten ihre Gaben mit, um dem Helfer zu danken, die Einen in Säcken, die Andern in Körben, die Dritten in klingender Münze. Der Vater, Celhabe Sanz, machte Schränke und Kisten und Beutel bereit, oder vielmehr, da er keine Beutel hatte, anstatt der Beutel rothe und blaue Strümpfe, als in welchen sich klingende Münze gut und geräuschlos aufbewahren lasse. Er öffnete beide Hände, um in Empfang zu nehmen, aber er öffnete auch den Mund und blieb mit offenen Händen und offenem Munde sprachlos und erstarrt stehen, als Betiri den Genesenen erklärte, sie möchten nur ihre Gaben wieder

heim nehmen, denn er sei nicht gewillt, sich seine Kraft, die ihm Jinco ona, d. i. der Gott der Güte, geschenkt habe, von seinen leidenden Brüdern und Schwestern bezahlen zu lassen. Auch die Genesenen waren Anfangs erstaunt und widersprachen dem Saludador, aber man muß es zu ihrem Lobe sagen, daß sie sich schnell beruhigten und mit ihren Geschenken abzogen, alle die Güte des Saludadors lobend und rühmend. Viele von ihnen drängte ihr dankbares Gemüth in die Schenke, wo sie auf sein Wohl spanischen Wein tranken. Der Vater erholte sich nur langsam von dem Schrecken, den ihm Wort und Handlungsweise seines Sohnes verursachten. Als er sich erholt hatte, sagte er zu sich selber: „Bon! Mein Betiri ist ein kluger Junge, der weiß, was er thut. Solche Großmuth ist ein Kapital, das gute Prozente bringt; sie macht einen guten Ruf, der weit geht und die Kranken aus der Ferne herbeilockt. Auch ist es vielleicht nützlich, ein solches Erstlingsopfer darzubringen. Was schlecht anfängt, endet oft gut; sagt das Sprüchwort:

Maiaza Noz
Urtea boz,“

d. i. Maienfrost gibt guten Most.

In der That verbreitete sich der Ruf des neuen Saludadors, wie es der Vater gehofft hatte, sehr schnell. Die Kranken kamen von nah und fern, und Betiri heilte die Heilbaren mit mirakuloser Schnelligkeit. Aber Betiri blieb seinem Grundsatze, sich nicht bezahlen zu lassen, mit einer Hartnäckigkeit getreu, die seinen Vater und seine ganze Familie in Verzweiflung brachte. „Ich müßte mich ja vor mir selber schämen,“ sagte er. „Gibt doch selbst das böseste Giftkraut seine Heilkraft umsonst und ohne Bezahlung, und ich, ein vernünftiger Christenmensch, sollte mir die Kraft bezahlen lassen, die ich selbst als eine unverdiente Gabe erhalten habe?!“ — Wenn er so sprach, war der Vater oft nahe daran, ihn durchzuprügeln, da er aber eine gewisse Scheu hatte, an einen Saludador Hand zu legen, begnügte er sich damit, ihn

aufs Gründlichste zu verachten. So oft er die Axt in die Hand nahm, um zu arbeiten, denn er mußte nun wieder arbeiten, um zu leben und um seine Schulden zu bezahlen, sah er ihn mit einem vorwurfsvollen Blicke an, und so thaten auch die Brüder, wenn sie zur Arbeit gingen oder an die Gränze, um zu schmuggeln. — „Da du nichts thun willst, um deine Familie so groß zu ernähren, wie du es könntest,“ sagte einst der alte Celhabe zu seinem Sohne, „so bist du auch nicht werth, mit ihr an einem Tische zu essen.“ — Und er wies ihm einen Platz an der Schwelle an. Da saß nun der arme und schöne Saludador und aß aus einer irdenen Schüssel, die vor ihm auf der Schwelle stand, die schlechtesten Bissen, während die Eltern und die Brüder am Tische saßen und das Beste von Dem verzehrten, was sie von Zeit zu Zeit hinter dem Rücken Betiri's denn doch den dankbaren Genesenen abnahmen. — Einmal so betrachtet und so gestellt im Hause, wuchs die Verachtung immer schneller und schneller. Der Vater suchte nach Ursachen der sonderbaren Handlungsweise seines Sohnes und fand sie endlich in der Dummheit, denn nur ein Dummkopf könne die gute Gelegenheit, sich zu bereichern, so vorübergehen lassen; die Bestätigung seiner Vermuthung fand er in der Geduld, mit welcher Betiri die Verachtung und die Mißhandlung des ganzen Hauses ertrug. In Folge dieses Nachdenkens erklärte er seinen Sohn für einen Esel, denn auch der Esel trage ein Kreuz auf dem Rücken, wie Betiri auf der Zunge; nur sei der Esel noch klüger, da er es dort trage, wo es zu tragen leichter sei. Von nun an hieß Betiri im ganzen Hause nur noch der Esel. „Wo ist der Esel?“ fragte man, „was macht der Esel?“ Jeden Morgen grüßte ihn der Vater aufs Höflichste: „Guten Morgen, Esel! — Gut geschlafen, Esel?“ — Bald hatte man vergessen, daß er Betiri heiße.

Sonderbar genug ging es im Dorfe Malmaçon beinahe ebenso wie im Hause. Anfangs bewunderte man den Saludador wie einen Heiligen und seine Gabe wie ein Mirakel; man pries auch seine Großmuth, mit der er seine Heilkraft an Alle und

ohne Lohn ausspendete. Aber der Mensch ist ein höchst sonderbares Geschöpf; sowie er zwei Ohren, zwei Nasenlöcher, zwei Augen, zwei Reihen Zähne, zwei Hände rc. hat, so hat er auch zwei Sinne, zweierlei Gedanken, die immer mit einander disputiren und zanken. Sagt heute der eine Gedanke Ja, so kann man sicher sein, daß morgen der andere Nein sagt. Sehen die Menschen, daß Einer mit Leichtigkeit Schätze und ein behagliches Leben erwirbt, werden sie neidisch und gönnen ihm nicht den Tropfen Wasser, den er ebenso braucht, wie der Dürftige; vernachlässigt aber derselbe, sich reich zu machen, dann rechnen sie ihm das schier wie ein Verbrechen an, und wenn sie ihn dafür nicht strafen können, so verachten sie ihn wenigstens. So sagten sie in Malmaçon von Betiri, nachdem sie ihn gehörig bewundert hatten, nur noch, daß er sehr gut sei, später nur noch, daß er gut sei, und noch später, da sie ausgerechnet hatten, wie reich er schon sein könnte, und da sie sahen, daß er es noch nicht war, sagten sie einfach: „Betiri ist gut und dumm.“ In dieser Stimmung war es den Leuten von Malmaçon sehr leicht, auf die erhitzte Stimmung der Familie Santz einzugehen. Man fand die Entrüstung des alten Celhabe über seinen ungerathenen Sohn höchst gerechtfertigt, und da man den Witz des alten Celhabe kennen lernte, wurde er einstimmig im Dorfe adoptirt, und wenn Betiri zu einem Kranken ging, um zu helfen, sagte man: „Da geht der Esel! — Der Esel hat wieder eine gute Kur gemacht, der Esel hat wieder ein einziges Kind gerettet, der Esel hat wieder eine Mutter von sechs Kindern geheilt,“ waren nun stehende Redensarten. So hatte denn Betiri einen Spitznamen anstatt eines Baron- oder Grafentitels, wie sein unglücklicher Vater gehofft hatte; und wer einen Spitznamen hat, der ist gerichtet.

Betiri wußte sehr wohl, wie er im Hause und im Dorfe hieß; ob er sich aber darum kümmerte oder nicht, konnte ihm Niemand ansehen, denn er war immer mild und freundlich und immer bereit, Jeden anzulächeln, der ihn nur anredete. Doch konnte er es am Ende nicht mehr im Dorfe aushalten. Niemand

ging mit ihm um; Alles verachtete ihn oder zuckte die Achsel zu jedem Worte, das er sprach. Einsam und verlassen irrte er auf den Bergen umher und suchte Kräuter. Im Hause wollte man ihm kaum mehr zu essen geben, „denn," sagte man, „wir müssen arbeiten, du aber trägst nichts zum Haushalte bei." Das war freilich wahr. Die Kranken konnten oft, trotz der besten Beschreibung der Pflanzen und der Oertlichkeit, da sie wachsen, Pflanzen und Oertlichkeiten nicht auffinden. Da machte sich Betiri selber auf, die Heilmittel aufzusuchen, und damit verging ihm so viel Zeit, daß ihm keine zur Arbeit mit der Axt übrig blieb. Die Vorwürfe seines Vaters und seiner Brüder schienen ihm gerecht, und er beschloß, das Haus zu verlassen, um ihnen nicht zur Last zu fallen. Niemand hielt ihn auf, als er eines Tages seine kleinen Habseligkeiten und die getrockneten Kräuter zusammenpackte und auf den Berg in den Wald zog, um hoch über dem Dorfe eine verlassene Wächterhütte der Douaniers zu bewohnen. Die Hütte war so schön gelegen. Versteckt hinter alten Bäumen, wie es so eine Lauerhütte sein muß, und grün, wie die ganze Umgebung, hatte sie durch verschiedene Lichtungen die Aussicht auf die beiden schönen Länder Spanien und Frankreich. Stieg man auf den alten, knorrigen Eichenbaum, der sie überdachte und der ganz mit Mistelzweigen besät war, konnte man auch das Meer glänzen sehen, das große Meer, den Ozean. Die Kranken fanden ihn auch dort oben, wo er auf einer Rasenbank vor der Hütte saß und ihnen seinen heilenden Rath ertheilte. Waren sie zu schwach, um hinaufzusteigen, dann kam er hinunter ins Thal. In den Stunden, die ihm die Kranken übrig ließen, schnitzte er allerlei Figürchen in Holz, welche dann Maña in der Stadt verkaufte, und der Ertrag reichte hin, ihn zu ernähren. Er brauchte so wenig. Maña war ein junges Mädchen aus Malmaçon, das er von einem bösen Uebel befreit hatte und das ihm treu und anhänglich blieb, obwohl er im ganzen Dorfe der Esel hieß. Sie kam geheim zu ihm, weil es ihr ihre Eltern nicht erlaubt hätten, ihn in seiner Einsamkeit zu besuchen; denn die Sitten sind streng

im Lande der Escualdunac, und Betiri war um jene Zeit schon nahe an achtzehn Jahre alt. Maña hielt es auch für ihre Pflicht, ihm manchmal Vorwürfe und Vorstellungen zu machen und ihm zu beweisen, daß es thöricht sei, eine so gute und einträgliche Gabe eines Saludadors nicht besser zu benutzen. „Siehe," sagte sie, „wenn du dir nur Haus und Hof erwerben wolltest, dann könntest du mich heirathen, und wir wären so glücklich!" — Betiri antwortete auf solche Reden immer nur: „Ich kann meine Seele nicht verkaufen, auch um dich nicht, du gute Maña!" — Die gute Maña blieb nach solcher Antwort gewöhnlich einige Tage aus, aber am Ende kam sie doch immer wieder.

So lebte Betiri in der Einsamkeit und, da es unten im Dorfe Malmaçon keine Kranken mehr gab, von seinen Landsleuten fast vergessen. Da begab sich etwas Merkwürdiges. Eines Tages, da er vor seiner Hütte saß und traurig hinunterblickte in sein Dorf, bemerkte er daselbst eine ungewöhnliche Bewegung. Bald darauf sah er viele seiner Landsleute, Männer und Weiber, auf den kürzesten Pfaden den Berg heraufklettern. Sie schienen Alle in großer Eile, und als sie vor ihm standen, waren sie so athemlos, daß sie kein Wort hervorbringen konnten, obgleich Jeder von ihnen mit ihm sprechen und ihm etwas mittheilen wollte. Aus der Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, mit der sie ihn umgaben, hätte Betiri, wäre er nur etwas argwöhnisch gewesen, leicht schließen können, daß sich irgend etwas zu seinen Gunsten zugetragen habe. Aber er hatte immer die beste Meinung von den Menschen, und so etwas fiel ihm nicht ein. Auch war er in dem Augenblick sehr zerstreut, denn sein Auge haftete auf dem großen Wege, der zu ihm heraufführte und auf dem sich ein sehr seltsamer Zug von Fußgängern und Reitern fort- und ihm entgegenbewegte. Pferde und Maulthiere und Herren in Gold und Sammet bildeten diesen Zug; an seiner Spitze ging der alte Eelhabe Santz als Führer. Das schöne Schauspiel betrachtend, überhörte Betiri, wie seine Landsleute, endlich halb und halb zu Athem gekommen, etwas vom König

und von der Königin von Spanien zu erzählen versuchten. Als der Zug sehr nahe kam, erkannte er wohl, daß er fremde und große Herren und ihre Dienerschaft empfangen sollte. Er stand auf und ging ihnen entgegen. Da sah er nichts als sammtne Wämmser, seidene Strümpfe, goldene Ketten, diamantne Dolchgriffe, lange, spitze Degen, Hüte mit Federn von ausländischen Vögeln, lange Nasen, schwarze Augen, spitze Bärte. In der That waren es Hidalgos, Dons, Sennores, Granden, Duques, Riccos hombres, wie sie Betiri aus den Bildern kannte. Das Schönste in all der Pracht schien dem guten Betiri das lächelnde und freundliche Gesicht, mit dem ihm sein Vater guten Morgen sagte, wie er es seit lange nicht gethan, und das liebende Wort, mit dem er seinen Sohn dem vorausreitenden Herrn als den Saludador vorstellte. Dieser besagte Herr präsentirte sich als Herzog, Feldmarschall, Grande von Spanien und Staatsminister und Kanzler seiner katholischen Majestät und fing in stolzer, ruhiger und breiter Rede an, dem Saludador den Zweck seines Besuches auseinanderzusetzen, immer zu Pferde und immer ohne nur den Hut zu berühren, denn dieß thut ein Grande von Spanien nimmer und nimmermehr. Er sprach: „Ihre katholische Majestät, Isabella, Königin von Spanien — folgen sämmtliche Titel, deren Aufzählung zu viel Raum und Zeit einnehmen würde — leidet seit einer Reihe von Jahren an einer Reihe ungenannter Uebel, an deren Hebung sämmtliche berühmte Aerzte Europa's, Asia's und Afrika's, also christliche wie maurische, vergebens gearbeitet haben. Seine katholische Majestät, Don Philipp, König von Spanien — folgen sämmtliche Titel — in seinem Kummer über das Leiden Ihrer katholischen Majestät, Isabella, Königin von Spanien — folgen sämmtliche Titel — die er mit erhabenem Herzen liebt, so weit es Sitte und Anstand einem König von Spanien erlauben, hat in seiner großen Betrübniß geruht, den Bericht von den wunderbaren Kuren des Saludadors anzuhören, und hierauf im Einverständniß mit der allerhöchsten Kranken, Isabella, Königin von Spanien, — folgen

die Titel — beschlossen, den Saludador Betiri vermittelst der pompösesten Gesandtschaft an das hohe Krankenbett kommen zu lassen. Und so komme ich, Don Antonio José Inigo Rodriguez Pedro Juan Fernando Gomez, Herzog von Geseres y Zores, Marquis von Dolores, Graf von Ripecho, Feldmarschall, Großadmiral, Staats- und Hausminister, Ritter des Ordens von Calatrava, Komthur des Isabellenordens ꝛc. ꝛc., Gouverneur von Chalaso, Stallmeister, Oberjägermeister, Exzellenz und Hoheit, Grande von Spanien ꝛc. ꝛc. ꝛc., um dich, Betiri Santzio, im Namen Seiner katholischen Majestät, Don Philipps, Königs von Spanien — folgen sämmtliche Titel — aufzufordern, daß du mir folgest an den Hof von Valladolid, um deine hohe Heilkraft, von der der Ruf bis in die Königreiche gedrungen, an der allerhöchsten, erhabensten, gnädigsten Königin zu bewähren, so weit es Sitte und Anstand erlauben."

Wir geben hier nur einen sehr kurzen Auszug der Rede des Herzogs von Geseres, welche alle Welt ermüdet hatte, nur nicht Betiri, der mit großer Aufmerksamkeit zuhörte bis ans Ende. Wir übergehen die Versprechungen von Ehren, Würden und Schätzen, welche der Herzog für den Fall der Genesung an seine Rede geknüpft hatte und deren Länge wieder alle Welt ermüdete, nur nicht den Vater, Celhabe Santz, der mit großer Aufmerksamkeit zuhörte bis ans Ende. Betiri verbeugte sich einfach und erklärte, daß er gern bereit sei, dem Herzog zu folgen und seine Kraft an der kranken Königin zu versuchen. Er ging in die Hütte und legte seine Sonntagskleider an und bestieg dann einen schön gesattelten Maulesel, der für ihn bereit stand. Der Vater schrie mit Thränen in den Augen, daß er seinen geliebten Sohn nicht verlassen könne, und der Herzog befahl, daß man auch ihm einen Maulesel gebe. So setzte sich der Zug in Bewegung, obwohl es in Folge der langen Rede des Herzogs und der Aufzählung der Titel sehr spät geworden war. Voran ritt der Herzog von Geseres; sein Gefolge nahm Betiri in die Mitte, daß er schier aussah, wie ein Gefangener. Der Vater Celhabe ritt so nebenher.

Alles Volk rief: „Vivat und glückliche Reise!“ und Betiri winkte freundlich mit der Hand und lächelte, obwohl ihm Thränen in den Augen standen und es ihm ein Weniges weh that, die stille Hütte zu verlassen. Aber er mußte ja fort: sein hoher Beruf trieb ihn stärker, als die bewaffneten Männer, die ihn umgaben. Der Zug wand sich wie eine glänzende Schlange, die ein Vöglein entführt, um den Berg, nach Süden zu, nach Spanien.

Nun aber gibt es keinen lustigeren Weg, als der Weg ist, der von Malmaçon nach Spanien führt. Fortwährend begegnet man frommen Pilgern, die von oder nach San Jago di Compostella ziehen und die heilige Lieder singen. Auf den Bergen sitzen die Ziegenhirten, die singen heitere und traurige Lieder, und die Kontrabandirer singen, wenigstens so lange sie auf spanischem Boden sind, laute Lieder, die klingen wild und herausfordernd wie Kriegslieder. Auch die Mauleseltreiber haben ihre besonderen Lieder, die von den Glocken am Halse ihrer Thiere und von den Schellen an den Sätteln begleitet werden; so haben auch die andern Reisenden ihre Lieder, spanische, gascognische oder in der Escuanensprache. Von ferne glänzt und rauscht das Meer; die Bidassuet murmelt freundlich. Auch durch das Thal Ronceval kommt man, wo Roland erschlagen ward, und sieht man daselbst die Ueberreste vieler Wunder, die er und der Erzbischof Turpin vollzogen haben. Dann kommt man noch an viele geweihete Orte aus den Zeiten der Heiligen. Das alles machte die Reise fröhlich, obwohl die spanischen Granden sehr schweigsam waren. Nur Eins that Betiri wehe, daß er an den vielen Kranken und Preßhaften vorbei mußte, die sich überall auf seinem Wege versammelten, ohne daß er ihnen helfen konnte, denn der Herzog von Geseres eilte, ihn an den Hof nach Valladolid zu bringen, und gestattete ihm nicht den kürzesten Aufenthalt. Er vertröstete sie auf seine Rückkehr und versprach ihnen, sich dann ja gewiß überall so lange zu verweilen, bis er geholfen, wo zu helfen ist.

Nach beinahe zwölftägigem Ritte kamen sie in Valladolid an.

Da sah es fast seltsam und sehr prächtig aus, denn in den Gassen überall sah man so viele Granden, Hidalgos, Erzbischöfe, Bischöfe, Inquisitoren und Mönche, daß das gemeine Volk in diesem Tumult ganz verschwand und man nur große oder geistliche Herren zu sehen bekam. Alle diese Herren gingen in sammtnen Schuhen, und in den Straßen lag das schönste Stroh, um jeden Lärm zu vermeiden, denn die Königin war sehr krank. Es war fast Furcht einflößend, wie stille es in der Stadt war, und die Maulesel, denen man ihre Glocken abgenommen, waren unheimlich anzusehen, wie sie so tonlos hingingen. Das alles hatte der König selbst durch ein strenges Dekret angeordnet, denn er liebte seine Königin, so weit es Sitte und Anstand erlaubten. Betiri wurde nicht sogleich in den königlichen Palast gebracht, sondern in einen kleinen Nebenpalast, wo man ihm und seinem Vater ein kostbares Mahl auftrug, dazu keinen spanischen Wein, weil dieser in Spanien zu gemein ist, sondern eitel französische Weine, als die seltenern.

Nach dem Mahle trat der Obersthofmeister, ein alter, steifer Herr, in das Gemach, um Betiri zu unterrichten, wie er sich vor der Königin zu benehmen habe, wie er sich verbeugen, wie er niederknieen, wie er die Majestät ansprechen müsse u. s. w. Betiri hörte Alles mit Aufmerksamkeit an, als der Obersthofmeister aber seinen Lehren hinzufügte, daß die Königin nicht berührt werden dürfe, widersprach Betiri und sagte, daß er sie gewiß berühren werde, auf der Stirne, auf dem Herzen, je nach der Krankheit, da er ihr jedenfalls die Hand auflegen werde.

Der Obersthofmeister schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Die Königin von Spanien berühren! — Das verbietet die Etiquette, das verbieten die Reichsgesetze, das ist ein todeswürdiges Verbrechen!“ Betiri aber blieb dabei und versicherte, daß, wenn er auch sterben müsse, er die Königin doch berühren werde, wenn er eine Berührung für nothwendig halte.

Der Obersthofmeister gab sich alle Mühe, Betiri von seinem

Starrsinn abzubringen; er stellte ihm vor, wie das geradezu eine Unmöglichkeit sei, etwas Unerhörtes, etwas, was von Weltanfang nicht vorgekommen und bis zum Weltuntergang hoffentlich nicht vorkommen werde. — „Ich wenigstens," versicherte der alte Obersthofmeister mit einem höchst schmerzlichen Lächeln, „ich wenigstens wünsche den Tag nicht zu erleben, da die Königin von Spanien berührt wird."

Betiri aber beharrte auf seinen früheren Worten. Der Obersthofmeister warf ihm einen Blick voll Wuth zu und ging, indem er vor sich hin die Worte murmelte: „Ich hoffe, Ihre Majestät werden groß genug denken, lieber sterben zu wollen, als sich durch eine Berührung heilen zu lassen; das wäre eine theuer erkaufte Gesundheit, ein theuer erkauftes Leben!"

Die Nachricht, die der Obersthofmeister zu Hofe brachte, verursachte daselbst allgemeine Bestürzung. Wenn der Saludador wirklich nur durch die Berührung heilen konnte, dann entschwand jede Hoffnung auf Genesung, dann mußte man die gute Königin aufgeben. So urtheilte der ganze Hof. Der Staatsrath versammelte sich, um diese schwierige Angelegenheit zu berathen; sofort theilte er sich in zwei Parteien. Die eine rieth, man solle die alte Etiquette aufgeben, um die Königin zu retten, die andere, man solle lieber die Königin als die Etiquette aufgeben. Eine Mittelpartei, die sich im Laufe der vieltägigen Berathungen bildete, rieth, Betiri auf die Folter zu legen, um von ihm herauszubringen, ob die Berührung unbedingt nothwendig sei und ob er auf den Gedanken nicht aus Ehrgeiz oder bäuerlichem Unverstand gerathen.

So stritt man durch viele Tage und konnte zu keinem Entschluß kommen. Betiri wußte, was vorging, denn Hof und Stadt nahmen Theil an der Diskussion und theilten sich ebenfalls in Parteien. Indessen verstrich eine kostbare Zeit, und die Königin wurde immer übler. Ach, dachte Betiri, könnte ich nur zu ihr gelangen, ich würde ihr helfen, ohne erst die Minister zu befragen, und sollte ich nachher hundert Mal gefoltert werden

oder sterben müssen. Mit solchen Gedanken voll Mitleidens mit der schönen Königin sah er eines Tages hinüber nach dem königlichen Palaste, und da bemerkte er, daß von den beiden Treppen, die ins Innere führten, die eine mit viel mehr und mit dickeren Teppichen belegt war als die andere. Diese Treppe, dachte er, führt wahrscheinlich zu den Krankenzimmern; die dicken Teppiche sind nur da, um die Schritte unhörbar zu machen. Wenn ich diesen Teppichen folgte, käme ich vielleicht in die Zimmer der Königin!

Je länger er über diesen Gedanken brütete, desto mehr erschien es ihm als seine Pflicht, den Versuch zu machen und in die Gemächer der Königin einzudringen, sie so schnell als thunlich zu heilen, bevor es vielleicht zu spät würde.

Als es Abend und sehr dunkel wurde, zog er die Schuhe vom Fuße und schlich in den Strümpfen auf die gewisse Treppe. Mit einem Satze war er oben und sah in einen langen, langen Gang, durch den eine doppelte Reihe von dicken Säulen lief, die sich in dunkler Ferne verlor. In der langen Galerie waren wohl viele Lampen angezündet, aber die dicken Säulen warfen sehr breite Schatten, und Betiri sprang nun, wie ein Eichhörnchen von einem Zweige zum andern, von einem Schatten in den andern, und zwar in seinen Strümpfen und auf den dicken Teppichen, so lautlos, daß ihn die Wachen, die dort und da aufgestellt waren, gar nicht hörten. Auch muß man gestehen, daß die Wachen sehr nachlässig waren, ebenso wie die Höflinge, die er bald in einem großen Saale zu Gesichte bekam; es ging da überall so ordnungslos her, wie unter einem Gesinde, dessen Herr oder Herrin für verloren gehalten wird. Das dachte auch Betiri und nahm sich vor, Alles daran zu setzen, um bis zur Königin vorzudringen. In der Galerie hatte manche Wache ihren Posten verlassen, im Saale, in den er aus der Galerie trat, scherzten die Diener und Kammerjungfern mit einander; die vielen Säle, die dann folgten, waren ganz leer und sehr spärlich beleuchtet. So kam er mit Schleichen und Huschen und Warten unbemerkt

an einen rothsammetnen Vorhang, hinter dem es ganz unheimlich still war. Er zog ihn sachte aus einander, und siehe da, er blickte in die Krankenstube der Königin. Da lag sie auf ihrem weißen Lager, über dem die Krone hing, von einer umflorten Lampe nur schwach beleuchtet, so krank, so blaß, so mager, aber auch so schön, so sehr schön! Betiri wollte mit einem großen Schritt auf das Lager zugehen, aber er bemerkte noch zur rechten Zeit eine alte, steife Dame, die nahe dem Bette der Königin in einem Lehnstuhl saß und schlummerte. Er schlich nun leise an das Bett und betrachtete die schöne kranke Königin, die ebenfalls zu schlummern schien. Aber plötzlich öffnete sie die großen matten Augen, sah Betiri mit Lächeln an und sagte mit leiser Stimme: „Du bist der Saludador, ich weiß es. O rette mich, Saludador!"

Der Saludador neigte sich zu ihr hinab, legte ihr seine linke Hand auf die Stirne und die rechte auf das Herz und sprach: „Jetzt sage mir, was du leidest." Und die Königin fing an, ihm von ihren Leiden zu erzählen, aber so leise, daß er sein Ohr an ihren Mund legen mußte, um sie zu hören. Ach, wie viel litt sie, die arme Königin, sie hatte so viele Krankheiten, als nur eine Königin haben kann: Brustleiden, Kopfleiden, Herzleiden, Milzleiden, Krämpfe jeglicher Art u. s. w. Betiri seufzte, als er von so vielen Leiden hörte. — „Beklagst du mich als unheilbar?" fragte sie. — „Nein," antwortete Betiri, „aber die Heilung wird lange Zeit brauchen, da ich nur eine Krankheit nach der andern heilen kann." — „So sei gesegnet," sagte sie, „denn ich fühle schon jetzt Besserung unter deiner gesegneten Hand."

Eben schloß Betiri die Augen, um im Geiste die Heilmittel zu sehen, deren er bedurfte, und er sah schon vielerlei Pflanzen und Blüthen auf heiterem Wiesengrunde, in dunkeln Schluchten oder als Schmarotzer auf alten Bäumen und verfallenem Gemäuer, gelbe und weiße Flechten auf uralten Steinen, in den Eingeweiden der Sierra Morena einen grünen Wunderstein mit Blutflecken in seinem Innern, in der Tiefe der See einen Fisch mit einer heilkräftigen Galle — als die alte Dame im Lehnstuhl

erwachte und beim Anblick eines Mannes, der beide Hände auf die Königin legte, ein entsetzliches Geschrei erhob, ungefähr wie hundert Raben zusammen erheben könnten.

„Im Namen Gottes schweige!" rief er ihr so drohend zu, wie ein Beschwörer einem bösen Geiste, und sie fiel in den Lehnstuhl zurück und schwieg mit offenem Munde. Betiri wandte sich wieder zur Königin und fing an, ihr von den Mitteln zu sprechen, die sie zuerst von ihren Kopfleiden befreien sollten. Aber es war zu spät. Das Geschrei der alten Dame hatte sämmtliche zerstreute oder schlafende Hofbediente und Höflinge versammelt und geweckt. Sie stürzten in das Gemach und schleppten Betiri hinaus. „Fort, ins Gefängniß mit dem Staatsverbrecher!" schrie der Obersthofmeister außer sich vor Grimm. — „Man hänge, viertheile, verbrenne ihn!" —

Und ehe sich Betiri dessen versah, saß er, mit Ketten belastet, in einem dunkeln, festen Kerkerstübchen, hinter Schloß und Riegel. Die Ketten wurden ihm zwar am nächsten Tage wieder abgenommen, aber er war doch einmal ein Gefangener, und er saß so traurig da, immer der armen Königin gedenkend, der er so gerne geholfen hätte. Er prüfte Schloß und Riegel, Fenstergitter und Mauern, ob er nicht entwischen und wieder zu der Kranken gelangen könnte, aber er mußte sich nur überzeugen, daß keine Hoffnung da war, in Freiheit zu kommen. Traurig sang er das in seiner Heimat vielbekannte Lied Choria Caiolan (oder „der Vogel im Käfig") vor sich hin, das so lautet:

Das Vöglein ist gefangen,
Es singt so trüb und matt,
Und ob's auch nach Verlangen
Getränk und Speisen hat.
Es möcht' hinaus, in Eil, in Eil,
Ach weil, ach weil
Nur in der Freiheit Glück und Heil.

Alles, was in diesem Liede gesagt ist, war buchstäblich wahr, auch daß er gut zu essen und zu trinken hatte, und das verdankte

er dem Könige, der mit ihm das größte Mitleid hatte und dieses um so mehr, als die Königin schon in Folge der Handauflegung und der Mittel, die er ihr anzuzeigen Zeit hatte, die Kopfschmerzen ganz verloren hatte. Der König aber hatte nicht den Muth, sein Mitleid mit Betiri anders auszudrücken, denn in Spanien ist die Etiquette mächtiger als der König. Sonst hätte er sich den Teufel daraus gemacht, die Königin von Betiri berühren zu lassen. Aber der Hof und die Stadt waren empört, wenn sie an eine solche Möglichkeit nur dachten. Mit dem Obersthofmeister und mit jener alten Dame, seiner Gattin und Obersthofmeisterin, von denen der erste aus Alteration über den unerhörten Vorfall vom Schlage gerührt worden, die andere aus Verzweiflung ins Kloster ging, hatten Hof und Stadt mehr Mitleid als mit dem gefangenen Saludador. Der Staatsrath versammelte sich aufs Neue, und man berieth dießmal viel eifriger, wie Betiri, als, wie die Königin zu behandeln sei. So kam es, daß die Gefangenschaft Betiri's viele, viele Tage währte, und sie hätte noch länger gewährt, wenn der König nicht einen großen Gedanken gehabt hätte. Er dekretirte durch ein königliches Handschreiben, kraft seiner königlichen Machtvollkommenheit, daß das Geschehene niemals geschehen, und in Folge dessen war Betiri kein Verbrecher mehr und wurde er eines Tages plötzlich aus dem Gefängnisse geholt und zwar mit sehr großem Pompe. Die Höflinge und das Volk auf seinem Wege beklagten ihn wegen der langen, unschuldig erlittenen Gefangenschaft. Da saß Betiri wieder neben seinem Vater in dem kleinen Palaste neben dem königlichen Schlosse und erwartete eine Deputation des Königs, die ihm angekündigt war.

Diese Deputation war das Prächtigste, das man je in Spanien gesehen, denn es sollte etwas Außerordentliches geschehen. Betiri wurde in sammetne und goldene Kleider gesteckt; es wurde ihm ein Degen mit diamantnem Griff umgeschnallt, eine goldene Kette um den Hals gehängt und ein großer, breiter Hut mit weißer Straußfeder aufgesetzt und endlich ein großes Pergament

mit gewaltigem Siegel verlesen, vermöge welchem er zum Feldmarschall ernannt worden. Dieß war nämlich nothwendig, um ihn bei Hofe und vor der Königin erscheinen zu lassen. Dem armen Betiri war es in der neuen Tracht und Würde sehr übel zu Muthe, denn er kam sich vor, als wäre er in einem ganz fremden Lande und einsam und verlassen. Doch ließ er sich das gefallen, weil es, wie man ihm sagte, nicht anders möglich war. Sein Vater war außer sich vor Freude, als er seinen Sohn als Feldmarschall sah. Hierauf nahm ihn die Deputation in ihre Mitte und führte ihn unter großem Zulauf des Volkes, während die Glocken läuteten und alle Wachen das Gewehr präsentirten, in den königlichen Palast und in den Thronsaal. Da saß der König, umgeben von seinen Granden, die alle den Hut auf dem Kopfe hatten, und es begann eine neue Feierlichkeit. Um nämlich die Königin von Betiri berühren zu lassen, mußte er ein Grande von Spanien sein. Der König zog seinen Degen, die Granden thaten dasselbe, und es begannen die sonderbarsten Geschichten, von denen Betiri gar nichts verstand, aber ehe er sich dessen versah, war er Grande von Spanien und Herzog. Man las ihm alle seine Titel vor, und er glaubte, daß von einem ganz Andern die Rede sei. „Ach," sagte er zu sich, „was würde ich nicht Alles dulden, um nur die schöne, gute Königin retten zu können; wenn sie nur erst gerettet ist und ich wieder in Malmaçon in meiner Hütte sitze, wird es mir ja doch Niemand an der Nase ansehen, daß ich Feldmarschall, Herzog und Grande von Spanien bin."

In der That hatte er nun, in Folge dieser weisen Maßregeln, die alle der König selbst erfunden, jede mögliche Freiheit, die Königin zu heilen, und er ging und kam, wie es ihm beliebte, zu jeder Stunde des Tages, freilich immer in großer Uniform. Die Königin nahm sichtbar an Kräften zu, und der König freute sich seiner großen Entschlüsse und sagte: „Hätte ich Betiri zu einem Prinzen von Geblüt machen müssen, ich hätte es auch gethan; gottlob, daß die Grandezza ausreichte."

Da die Königin so viele Krankheiten hatte, dauerte auch die Heilung sehr lange, denn Betiri konnte nur eine Krankheit nach der andern heilen, aber endlich wich auch die letzte. In allen Kirchen Spaniens wurde ein Te Deum gesungen.

An diesem Tage wurde Betiri durch eine neue Hofdeputation überrascht. Diese brachte die Schätze in Gold und Diamanten, welche der König dem Saludador als Lohn für die Heilung der Königin bestimmt hatte. Der kleinste dieser Diamanten war so viel werth wie ganz Malmaçon mit den umliegenden Feldern und Waldungen; alles Gold, das in großen Rollen in Körben lag, war neben den Diamanten kaum der Beachtung werth. Der alte Celhabe Santz sprang vor Freude in der Stube umher, daß der Herzog von Geseres und die andern Hofleute bei diesem Anblick empört waren. Aber Betiri erklärte dem Herzog, daß er für seine Kuren einen Lohn nicht annehmen könne und dürfe. — Der Herzog und die Hofleute sahen ihn lange und starr an; der Vater Celhabe war mitten in einem Sprunge wie versteinert mit einem aufgehobenen Beine stehen geblieben. Er wurde wieder lebendig und fing zu athmen an, als der Herzog sich gefaßt und sagte, daß man ein Geschenk des Königs nicht zurückweisen dürfe, dieß sei göttliches und menschliches Gesetz. — Aber Betiri beharrte auf seiner Weigerung. Es wäre ihm, wenn er Bezahlung annähme, sagte er, als ob er seine Seele verkaufte. — Da wurde der alte Celhabe ungemein böse; er nannte seinen Sohn, wie in den guten, alten Tagen, einen Esel und Sohn eines Esels und überhäufte ihn mit solchen Schmähungen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Da er aber doch unerschüttert blieb, fing der Vater an, ihn anzuflehen, daß er doch ja die Schätze annehme, und wenn er einen Widerwillen, einen unbegreiflichen Widerwillen gegen das Gold habe, doch die Diamanten zu nehmen und, wenn er die Diamanten nicht leiden könne, doch wenigstens das schöne Gold nicht zurückzuweisen, vor Allem aber den König nicht zu beleidigen. — Doch Betiri schüttelte den Kopf und sagte, er könne nicht anders.

Da wurde Celhabe Santz mit einem Male schrecklich ruhig. Er nahm den Herzog von Geseres y Zores am Arme und führte ihn in eine Nebenstube. Dort sprach der arge Vater: „Du siehst ein, o Herzog, daß es gegen die Natur ist, solche Schätze zurückzuweisen." — Der Herzog nickte mit dem Kopfe. — „Wohl," fuhr Celhabe Santz fort, „es ist meinem Sohn mit der Zurückweisung nicht so ernst; ich kenne Das, denn die Geschichte wiederholt sich nach jeder Kur. Es liegt Das alles aber in seinem Geschäft als Saludador. Ein Saludador nämlich darf sich nicht bezahlen lassen, es wäre denn, man zwänge ihn dazu, sonst verliert er seine Kraft. Du mußt ihn also auf alle mögliche Weise zwingen, es ist zu seinem Wohle." — „Aber wie?" fragte der Herzog. — „Du brauchst darum gar nicht verlegen zu sein," antwortete der Vater, „denn durch die Ablehnung, die eine Beleidigung Seiner Majestät ist, hat er schon an sich einige Strafe verdient. Etwas Folter und einige Wochen Gefängniß werden wohl hinreichen."

Der Herzog dachte einige Zeit nach, ob er mit der Folter oder mit dem Gefängniß anfangen solle, zuletzt entschloß er sich fürs Gefängniß und kehrte zu Betiri zurück und verhaftete ihn.

Da saß er denn wieder im Gefängniß und sang wieder traurig:

Ein Vöglein ist gefangen . . .

und sehnte sich noch mehr hinaus als das erste Mal, denn er dachte an all die Kranken und Preßhaften, die er während seiner Reise nach Valladolid auf seine Rückkehr vertröstet hatte. Auch war er wirklich nach einigen Tagen frei, denn der alte Celhabe Santz hatte zehn Maulthiere gekauft, sie mit den Schätzen beladen und war auf und davon gezogen. Damit erklärte man bei Hofe die Frage für gelöst und öffnete Betiri die Gefängnißthür. Als er in seine Wohnung kam, fand er daselbst Alles leer, so gut hatte sein Vater aufgeräumt, nur seine alten baskischen Kleider, die er damals, als man ihn zum Feldmarschall gemacht, gut versteckt hatte, fand er noch in demselben Winkel. Er legte

seine Uniform ab und jene Kleider wieder an, nahm einen Stab in die Hand und machte sich auf die Wanderung. Wie froh war er, zu sehen, daß die Wachen nicht mehr das Gewehr vor ihm präsentirten. Unbemerkt kam er vors Thor und schlug den Weg nach dem Lande der Escualdunac ein.

Ueberall auf dem Wege war er von den Kranken und Preßhaften mit großer Ungeduld erwartet. Da hatte er denn viel zu thun, und erst nach vielen, vielen Monaten kam er in Malmaçon an. Wie er in seiner alten Tracht mit dem Stabe in der Hand ganz bestaubt und müde von dem langen Wege durch das Dorf ging, hatte er großen Spott zu vernehmen, denn der Vater hatte viel von seinem dummen Benehmen am spanischen Hofe erzählt. Er hieß wieder der Esel. „Da kommt der Esel heim!“ riefen die Einen, und die Anderen: „Seht doch, wie ein Feldmarschall aussieht — seht doch, wie ein Grande von Spanien aussieht! — Na, das goldene Vließ, wie das aber glänzt, daß unser Einem die Augen übergehen!“ — Aus einem der Häuser scholl ihm die Pauke und andere Musik entgegen. Es war eine Hochzeit. Die Braut, Maña, stand mit ihrem Kanze im Haar am Fenster und war so schön anzusehen, daß Betiri trotz allem Spott anhielt. Sie zuckte die Achsel bei seinem Anblick und sagte, sie sehe erst jetzt ein, wie recht sie gethan, einen solchen Esel nicht erwartet zu haben. Am Ende des Dorfes sprengten seine Brüder auf prächtigen Pferden und in Edelmannskleidern an ihm vorbei, einem Schlosse zu, und aus dem Gruße, den ihnen ein Bauer zurief, erkannte er, daß sie die Gutsherren des Orts geworden und daß sie seine Titel angenommen hatten. Als sie ihn erblickten, schlugen sie eine helle Lache auf, und der Aelteste warf ihm ein Goldstück zu, wie einem Bettler. Da ging Betiri weiter und hinauf in seine Hütte und weinte bitterlich.

In den ersten Tagen kamen etwelche Kranke zu ihm, die während seiner Abwesenheit in Spanien allerlei Uebel bekommen hatten. Als diese aber geheilt waren, wurde es dort oben sehr

einsam. Betiri saß des Abends vor der Hütte und dachte: „Hier in der Gegend ist nun Alles gesund, Maña ist verheirathet, in meiner Familie bin ich verachtet — was habe ich noch länger hier zu thun? Sollte ich nicht in die Welt gehen und die Leidenden aufsuchen?"

Um diese Zeit begab es sich, daß vor dem Hafen von Bayonne ein Schiff lag, das eine gelbe Flagge trug und das man nicht einlaufen ließ, weil es das gelbe Fieber an Bord hatte. Es kam aus jenen Ländern, in welchen das gelbe Fieber zu Hause ist, und war von Basken bemannt, denn die Basken sind kühne und ausgezeichnete Seefahrer. Die Schiffsmannschaft besagten Schiffes war in großer Verzweiflung, denn sie wurde von Tag zu Tag kleiner, so sehr wüthete der Tod an Bord, und doch konnte sich Niemand retten, weil die Bayonnesen das Schiff zu sehr bewachten und Niemand ans Land ließen, aus Furcht vor Ansteckung. Sobald sich einer der Matrosen in der Nähe des Landes sehen ließ, wurde auf ihn geschossen. Zwei kühnen Basken aber gelang es doch, in der Nacht ans Land zu schwimmen. — „Wir wollen den Saludador holen," sagten sie, „von dessen Wunderthaten die Berge voll waren, ehe wir nach Montevideo schifften, der soll uns retten."

Und als Betiri, so denkend, wie oben gesagt, da saß und es Abend und dunkel wurde, stürzten die beiden Matrosen aus dem Gebüsche hervor, faßten ihn, hoben ihn auf die Schultern wie einen Pack Waaren und trugen ihn auf und davon. — „Was wollt ihr von mir?" fragte er sie. — „Du sollst unser Schiff vom gelben Fieber befreien," antworteten die Matrosen. — „Das will ich gern und freiwillig thun, und braucht es dazu keiner Gewalt." — Er sagte das mit so wahrhaftiger Stimme, daß sie ihn auf die Erde setzten, und er wanderte fröhlich neben ihnen bis Bayonne; dort warf er sich mit ihnen ins Meer und schwamm ans Schiff.

Nach sieben Tagen war das gelbe Fieber vom Schiffe verschwunden, und die Seeleute sagten zu ihm: „Nun kannst du

wieder gehen." — Er aber antwortete: „Ich habe in diesen Tagen so viel von den unglücklichen Ländern gehört, in denen diese Krankheit haust, daß mir das Herz weh thut. Nehmt mich mit in diese Länder, daß ich ihnen helfe!" — Darauf gingen die Seeleute mit großer Freude ein, „denn," sagten sie, „es ist ein großer Gewinn, wenn er uns Montevideo vom gelben Fieber säubert." So nahmen sie ihn denn mit nach Montevideo in Amerika, und so verschwand der Saludador. Man weiß nur Das von ihm, daß er von nun an von Land zu Lande fuhr, soweit die Erde reicht, nach dem Lande Mexiko und Neu-Orleans, nach den vielen Inseln, nach allen Indien und Pondichery, überall hin, wo zu helfen und zu heilen war, so weit die Menschen leiden, und das ist eine große Strecke. Als man erfuhr, daß der Saludador verschwunden sei, war in Malmaçon großes Bedauern und Wehklagen. Viele Jahre später, wenn die Basken von weiten Reisen glücklich heimkamen, wußten ihre Mütter oder Kinder oder Bräute nicht, daß sie das doch dem Betiri zu danken hatten. — Manchmal erzählte ein Baske, daß er ihn dort im Süden, und dann wieder ein Anderer, daß er ihn dort im Norden oder im Westen oder im Osten gesehen. So zog er kreuz und quer über die Erdkugel und thut es gewiß noch, wenn er lebt. Dieß ist die Geschichte eines Saludadors oder Ensalmadors.

Herbadilla.

Eine Legende aus dem Bocage.

Das kleine Land des sogenannten Bocage am atlantischen Ozean verdankt die französische Regierung dem französischsten aller Ströme, der Loire; sie hat es seit Jahrtausenden, mit Ausdauer fortarbeitend, geschaffen, indem sie Stücklein an Stücklein heftete und nach und nach so das ganze fruchtbare Ländchen,

wie man sich wissenschaftlich ausdrückt, anschwemmte. Der Ozean hat das Seinige gethan, indem er sich vor dieser ehrenwerthen Ausdauer des patriotischen Stromes zurückzog und das Ufer mit seinen Fluthen ziemlich festhämmerte, so daß er ihm heute selbst nichts anzuthun vermag. Dieses nachgeborene Land war durch Jahrtausende ganz unbekannt, bis es zur Zeit unserer Väter und Großväter durch den Vendéer-Krieg berühmt wurde; vergossenes Blut nämlich macht Menschen und Länder berühmt. Im Bocage findet sich ein See, Grand Lieu genannt, und von diesem See erzählen die Einwohner höchst merkwürdige Geschichten. Sie erzählen: An der Stelle dieses Sees lag einst, vor und kurz nach Christus, eine ungeheure Stadt, Namens Herbadilla, die so groß war, wie wenige andere Städte der Welt, und so reich, wie nicht hundert andere große Städte zusammen. Sie bestand aus lauter Palästen und war nur von reichen Leuten bewohnt. Jetzt liegt diese Stadt unter den Fluthen auf dem Grunde des Sees. Dieß alles ist gewiß nicht wahr, sagen die Einwohner. Denn wenn es eine solche Stadt gegeben hätte, so wüßte man was davon in den Büchern, denn heut zu Tage steht Alles in den Büchern zu lesen, und von einer Stadt Herbadilla ist überall keine Rede. Und eine Stadt von lauter Palästen und reichen Leuten ist ein Unsinn, denn wo es Paläste und reiche Leute gibt, muß es auch arme Leute geben und sehr arme Leute; das ist die Regel und ist es nie und nirgends anders gewesen. Und wenn die Stadt so groß gewesen wäre, so hätte sie gar nicht Platz in dem kleinen See und müßte man von einer solchen Stadt noch heute einige Reste entdecken, und es ist nirgends eine Spur. Es ist ein Unsinn mit der ganzen Stadt Herbadilla; sie ist aber mit all ihrer Pracht als ein für ewige Zeiten abschreckendes Beispiel auf folgende Weise zu Grunde gegangen.

Es war nämlich der heilige Martin von Tours, welcher diese ganze Gegend zum Christenthume bekehrte, um seine Diözese von Tours so viel als möglich auszudehnen. Er verstand keinen Spaß, dieser heilige Martin, der nicht zu verwechseln ist mit dem

guten Ritter Martin, der seinen Mantel mit dem Bettler theilte. Er wüthete förmlich in der ganzen Gegend, und wenn die Leute seine Predigten nicht glaubten, machte er gleich ein so schreckliches Wunder, daß ihnen Hören und Sehen verging, und drohte er, dermaleinst, wenn er todt sein würde, mit seinen Knochen noch viel größere Wunder zu thun. Da glaubten sie denn. Uebrigens hatte er auf dem Lande leichtes Spiel. Die Bauern langweilten sich und waren ihm sehr dankbar für die wunderthätigen Geschichten, die er ihnen aus dem Morgenlande erzählte, um so mehr, als er sie so vortrug, als ob er bei Allem selbst zugegen gewesen wäre.

Aber in der großen und reichen Stadt Herbadilla, die von Heiden gegründet war, wurde ihm die Sache etwas schwieriger. Da war eine Universität mit Studenten, da waren Bücher und allerlei kluges Volk, das sich einbildete, von den Vorgängen im Morgenlande ebenso viel zu wissen, wie der heilige Martin, und sobald er ihnen zu erzählen anfing, riefen sie Alle: „Beweise! heiliger Martin, Beweise!" Das brachte ihn in die äußerste Betrübniß; noch tiefer aber grämte es ihn, daß ihm das Predigen so erschwert wurde. Herbadilla war eine volkreiche Stadt, die einen lebhaften Verkehr hatte. Während der heilige Martin auf dem Eckstein stand und vom Jordan predigte, rief ein Ausrufer: „Spargel, Spargel!" oder auch: „Frische Fische!" — während er einen Kirchenvater zitirte, schrie ein Anderer: „Frisches Gebäck! gute Brätzel!" — Die Einwohner von Herbadilla waren auch gute Franzosen, und so kam es, daß, während der Heilige ihnen ans Herz legte, am Freitag nur Fische zu essen, ein Gamin die Frage an ihn richtete: „Und mit welcher Sauce, wenn es Ihnen gefällig ist?" — Der Gamin wurde dafür von einem vorübergehenden Voltairianer in die Backen gezwickt. — Herbadilla war auch eine wohl geordnete und gut polizirte Stadt, und kaum hatte sich um den predigenden Heiligen eine ansehnliche Volksmenge gesammelt, als schon ein Sergent de Ville herankam mit seinem: „Circulez, Messieurs, circulez!" — und das Volk verlief sich.

So wurde es Abend, und der heilige Martin hatte in der ganzen, großen Stadt gar nichts ausgerichtet. Er war sehr verdrießlich, als er sich sehr spät nach einem Nachtlager umsah. Da sah er das schöne Haus des Königs. Bei einem König ist gut wohnen, sagte er sich und trat zum König und sagte: „Beherberge mich!“ Der König aber rief: „Bist du der Neuerer? Der Redner von den Ecksteinen? Fort!“ — Und der heilige Martin ging und klopfte bei einem reichen Manne an. Aber der reiche Mann rief: „Bist du Derjenige, der auf die Reichen so schimpft und sagt, daß kein Reicher in den Himmel komme? Fort!“ — Und der heilige Martin ging und klopfte bei einem Gelehrten an, und der Gelehrte war ganz wüthend und schrie: „Bist du es, der alle Wissenschaft so verachtet? Fort!“ — Und der heilige Martin ging sehr betrübt durch die Straßen und wußte nicht, wo sein Haupt zur Ruhe niederlegen. Da kam er an ein Haus, und in der Thür des Hauses stand ein Frauenzimmer, das sagte: „Bei mir kann Jeder übernachten, der will.“ Da trat er denn ein, und die Leute, die ihn eintreten sahen, lachten ungemein, so daß er ergrimmte. Er riß das Fenster auf und verkündete ihnen und der ganzen Stadt Herbadilla große Strafgerichte.

Als es dämmern wollte, weckte er das Frauenzimmer und sprach: „Stehe auf und folge mir!“

„Wohin?“ fragte sie und rieb sich die Augen.

„Nach Tours, wo ich Bischof bin.“

„Ach, nach Tours,“ seufzte sie, „wo ich keinen Menschen kenne; und warum?“

„Weil diese Stadt zu Grunde geht, denn sie ist eine große Sünderin.“

„Herr,“ sagte das Frauenzimmer, „du weißt, ich bin auch eine große Sünderin.“

„Dir wird vergeben,“ sagte er und half ihr selbst beim Ankleiden, denn Eile that Noth.

Er führte sie durch die schlafenden Straßen und hinaus vor

das Thor. Als sie vor dem Thore angekommen waren, sagte er: „Sieh dich nicht um!" — Und sie sah sich um und sah, daß Pech und Schwefel, Beides bereits brennend, als wie ein Regen vom Himmel fielen auf die Stadt. Bald brannten alle Häuser, und es war wie ein Meer von Feuer. Als Alles verbrannt war, öffnete sich ein großer Abgrund, und die ganze Stadt sank in diesen Abgrund. Darauf sprangen überall Quellen aus dem Boden und füllten den Abgrund mit Wasser, daß die Stadt darunter verschwand für ewige Zeiten. Dieß ist der See Grand Lieu.

Als der heilige Martin mit dem Frauenzimmer beruhigt nach Hause kam, machte seine Haushälterin verwundert große Augen. Er sah ein, daß er ihr eine Erklärung schuldig war, und er erzählte ihr die Legende vom heiligen Martin und vom Untergang der sündigen Stadt Herbadilla und von dem schweflichen und nach Pech stinkenden schwarzen See Grand Lieu, der sie jetzt bedecke.

Aber die Haushälterin erwiderte: „Farceur, va! Wir kennen diese schlechte Nachahmung von Sodom und Gomorrah! Das Frauenzimmer darf mir nicht ins Haus."

Der wilde Jäger in Frankreich.

Auch Frankreich hat seinen wilden Jäger, und zwar einen wilden Jäger, der bedeutend älter ist, als seine beiden deutschen Kollegen. Man kann sogar annehmen, daß die deutschen Herren v. Hackelberg und Rodenstein nur nachgeborene Söhne des Franzosen sind, oder, um deutlicher zu sprechen, daß die deutsche Sage vom wilden Jäger aus Frankreich stammt. Sie hat sich, wie viele andere französische Sagen, wie z. B. die von der schönen Magelona, von der Melusine, vom Gral u. a., in Deutschland eingebürgert und lebt mit diesen auf deutschem Boden noch fort, während sie auf gallisch-romanischer Erde vergessen sind.

Die französische Sage vom wilden Jäger knüpft an eine historische Person an, die bereits zu Ende des neunten Jahrhunderts geboren und die keine andere ist, als Thibald „le Tricheur, auch le Vieux, der Alte" genannt, aus dem Hause Champagne, Graf von Tours, von Blois und anderen großen Lehnsherrschaften. Die Sünden, die ihn zum Chasseur noir gemacht und zur ewig ruhelosen nächtlichen Jagd verdammt haben, werden von der Sage nicht spezifizirt, und es scheinen auch nicht, wie in der deutschen Sage, kirchliche Sünden, wie Sonntagsentweihung, zu sein. Die Geistlichkeit wäre sehr undankbar, wenn sie an seiner Verurtheilung Theil genommen hätte, denn Thibald der Schelm hat ihr Klöster gebaut und Kirchengüter geschenkt. Es scheint, daß ihn das Volk aus eigener Machtvollkommenheit zum bösen Geist gemacht hat, und das mit Recht. Thibald war der Urtypus des mittelalterlichen großen Barons, und als solcher war er auf französischem Boden der Erste, der, den Verfall des Karolingischen Hauses benutzend, sich als unabhängigen und erblichen Besitzer seiner Lehen erklärte und die erste jener großen Baronien gründete, deren jede einzelne bald mächtiger wurde, als das eigentliche Königreich der Franken unter den ersten Capetingern. Er war es, der gegen seinen Lehnsherrn Louis d'Outre-Mer zu Felde zog und ihn gefangen nahm. Sein hundertjähriges Leben, das ihm den Beinamen des „Alten" verschaffte, verbrachte er kämpfend, raubend, jagend, Eide schwörend und brechend. Er war grausam, wild, verschlagen, habsüchtig, tapfer, fromm und gottlos; die Bauern seiner sehr ausgedehnten Ländereien behandelte er schlimmer als seine Jagdhunde. Ein alter Vers charakterisirt ihn wie folgt:

A homme ne a femme ne porta amitié,
De franc ne de chetif n'eut merci, ne pitié,
Ne douta à faire mal oeuvre ou péché.

Alle diese Tugenden büßt er nun als wilder Jäger, indem er die Jagd, die er zu sehr geliebt hat, bis zum jüngsten Tage fortsetzen muß. Ehemals ging diese Jagd durch das ganze mittlere

Frankreich; heutzutage weiß man nur noch in der Sologne und vorzüglich in den verlassenen Wäldern des Schlosses Chambord von ihr zu erzählen. Man hört sie nur über die Wipfel der Bäume rasend dahintreiben, man vernimmt nur Hörnerschall, Jägerruf, Peitschenknall, Pferdewiehern, Aechzen des gejagten Wildes und daneben den Lärm, das Sausen und Pfeifen des Windes. So weiß man auch nicht, ob Thibald der Schelm das Gesicht im Nacken trägt, wie der Herr v. Hackelberg, oder vorn, wie jeder gewöhnliche Mensch.

In früheren Jahrhunderten, als Chambord und das Eigenthum Thibalds, das Schloß von Blois, noch die Residenzen des Hofes waren, galt der Chasseur noir auch für einen Unheilsverkünder. Man hörte ihn durch die Lüfte sausen, wenn irgend ein Unheil oder ein großes Verbrechen im Anzuge war. Da hatte er in der Nähe von Blois allerdings viel zu thun. Doch weiß das Volk der Sologne nicht mehr die Zeitpunkte anzugeben, da er als Unglücksprophet erschienen; man erinnert sich nur noch, daß er im Jahre 1750, also zu einer Zeit, da die Geschichte aus Chambord längst ausgewandert war, zu wiederholten Malen dieses Schloß besonders wild umsaust habe, und die Ereignisse, die folgten, haben gezeigt, daß er nicht umsonst erschienen.

Chambord, dieses Feenschloß, dieses Meisterwerk des kunstreichen sechzehnten Jahrhunderts und gewiß eines der herrlichsten Gebäude, das unser Jahrtausend hervorgebracht hat, gehörte um diese Zeit dem Marschall Moritz von Sachsen. Ludwig XV. hatte es dem Sieger von Fontenoy geschenkt, um ihn für viele gewonnene Schlachten und für den Verrath am deutschen Vaterlande zu belohnen. Moritz, der das Blut Augusts von Sachsen und der Abenteurer aus dem Hause Königsmark in sich vereinigte, liebte alle Freuden, die verderbte Fürsten jemals geliebt haben, und in Chambord begann damals ein Freudenleben, das beinahe eine Wiederholung der Chambord'schen Freudenzeit unter Franz I. darstellte. Es war hier ein Gedränge von adeligen Herren und Damen, wie am Hofe Ludwigs XV., und wie in

den Gärten und Parken dieses Königs ging es im Walde von Chambord, in den dunkeln Gängen des Schlosses, im Labyrinthe auf der Platform her. Um die Aehnlichkeit vollkommen zu machen, kam sehr oft Madame Pompadour, um den Helden zu besuchen, der die Körperkraft seines Vaters und die Schönheit seiner mütterlichen Oheime geerbt hatte. Ein Saal des Schlosses war zu einem Theater hergerichtet, und auf diesem spielte die Truppe des bekannten Favard und Mademoiselle Chantilly, welche der Marschall liebte und der Direktor heirathete. Alles liebte den verschwenderischen Gastfreund von Chambord; die höchsten Würdenträger drängten sich zu ihm, der in der Gunst des Königs so fest stand, weil er die Gunst der Madame Pompadour besaß. Nur der Prinz Conti fehlte.

Der Prinz Conti war vielleicht der einzige bekannte Feind des liebenswürdigen Marschalls von Sachsen. In der Schlacht von Fontenoy war Conti über die gewaltigen Heersäulen der englisch-hannoverischen Armee erschrocken. Wie sie heranrückten, eilte er auf den König los und beschwor ihn, sich zurückzuziehen und sein kostbares Leben zu retten, da die Schlacht doch verloren sei. Der König weinte und that, wie ihm der Prinz gerathen. Auf seinem Ritt vom Schlachtfelde begegnete er dem Marschall von Sachsen und ruft diesem traurig zu: „Wir haben also die Schlacht verloren?“ — „Welcher J . . . f . . . hat Ihnen Das gesagt?“ schreit der Marschall. „Ich sage Ihnen, die Schlacht ist gewonnen!“ — Und die Schlacht war gewonnen, und Moritz wurde mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, so sehr überhäuft, daß der Prinz Conti sich mit seinem Rachegefühl stille verhalten mußte. Aber er hatte es nicht vergessen, daß ihn der Marschall einen J . . . f . . . genannt, und als Moritz von Sachsen durch sein Freudenleben in Chambord das Andenken an seine Siege etwas in den Hintergrund gedrängt hatte, und als es hieß, daß die riesige Konstitution des Siegers von Fontenoy in Folge der wildesten Ausschweifungen bedeutend gelitten habe, erinnerte sich der Prinz Conti aufs Lebhafteste, daß er ein J . . . f . . .

Um diese Zeit einmal fiel es dem Marschall ein, mit seinen Herren und Damen einen Mondscheinspazierritt durch den Wald von Chambord zu machen. Die Herbstnacht war überaus mild und klar; man plauderte, man lachte, man war guter Dinge. Mit Einem Mal erwachte über den Häuptern der Gesellschaft ein Sausen und Brausen, als ob der gewaltigste Sturmwind über sie hinwehte. Der Himmel verfinsterte sich, und sonderbare Schwefelgerüche erfüllten die Luft. Die Reiter hielten ihre Pferde an; plötzlich aber bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft ein panischer Schrecken, und Edelherren und Edeldamen sprengten, wie von bösen Geistern gejagt, nach allen Seiten aus einander. Nur der Marschall blieb mit seinem unüberwindlichen Muth, obwohl etwas fröstelnd, auf dem Platze. Er spornte sein Roß, es rührte sich aber nicht. Die Luft um ihn bewegte sich in einem Wirbel, und in dem Wirbel ließ sich ein höchst sonderbarer Reiter auf den Boden nieder. Er trug eine uralte, schwarze Eisenrüstung. Aus dem geschlossenen Visier starrten außerordentlich lange, schneeweiße Augenwimpern hervor, ebenso weiße Locken fielen rückwärts auf die Schultern über die schwarze Eisenrüstung.

„Moritz von Sachsen,“ sagte die Erscheinung, „mache dich fort von hier aus meinem Gebiet und aus meinem Walde. Du hast hier nichts zu thun. Wenn du von jetzt in dreißig Tagen nicht gegangen bist, wird es dir schlecht ergehen.“ — „Und wer bist du?“ fragte Moritz. — „Ich bin Thibald der Alte.“ So sprechend, schwang er sich in die Luft und verschwand im Sturmwinde.

Moritz ritt ins Schloß zurück, erzählte sein Abenteuer und lachte, und sein ungläubiger Hof lachte mit. Und weil es einmal erzählt war, und weil man gelacht hatte, hielt es der Marschall für feige, der Warnung des wilden Jägers nachzugeben, und er blieb in Chambord und lebte lustig weiter mit Madame Favard, mit Madame Pompadour und seiner eigenen wilden Gesellschaft.

Aber in einer der letzten Novembernächte des Jahres 1750 erschien der wilde Jäger abermals über Schloß und Park von

Chambord, und zwar mit einem Lärm, mit einem Geheul und Geschrei, mit einem Sausen und Pfeifen wie niemals früher. Die Ukrainepferde, welche der Marschall hieher verpflanzt und die im Parke weideten, brachen ihre Gehege und verbreiteten sich mit fliegenden Mähnen nach allen Weltgegenden. Die zwei Regimenter Lanzenreiter, die er immer um sich hatte, verließen Stall und Kaserne und wollten sich entsetzt auf ihre Pferde werfen, als ob sie ein feindlicher Ueberfall bedrohte; aber sie sahen nur gespensterhafte Nebelgestalten, die auf den breiten Kaminen des Schlosses saßen und pfiffen oder von Wipfel zu Wipfel sprangen. Auf den großen Wiesen am Schlosse hüpften Irrlichter, und aus den Dachböden riefen Eulen und Käuzchen. Gegen Morgen war es wieder ruhig und klar, aber alle Welt in der Umgegend wußte, daß etwas Arges geschehen werde.

Ungefähr nach sieben Uhr hielt am Eingange in den Park eine geschlossene Kutsche, die aus der Ferne gekommen schien, und sprengte ein Kurier in den Schloßhof. Ein Kammerdiener nahm ihm einen Brief ab und brachte ihn dem Marschall, der noch zu Bette war. Der Marschall las den Brief, sprang aus dem Bette, kleidete sich hastig an und ließ seinen Adjutanten kommen. Die Ankunft des Kuriers, das Herbeirufen des Adjutanten hatte die Dienerschaft aufmerksam gemacht; sie lauschte und bemerkte, daß der Marschall und sein Adjutant eine geheime Treppe hinabstiegen, den Schloßgraben überschritten und dem Parke zugingen. Wie sie in der ersten Allee ankamen, stiegen zwei Männer aus der daselbst harrenden Kutsche. Man sah es deutlich, wie der Marschall seinen Degen zog und wie einer der Fremden dasselbe that. Wenige Minuten darauf stiegen die Fremden wieder in die Kutsche und fuhren davon; der Marschall stützte sich auf den Arm des Adjutanten und kehrte auf demselben verborgenen Wege ins Schloß zurück. Die Diener wurden gerufen, und bald hieß es im ganzen Schlosse, der Marschall sei in Folge einer starken Erkältung sehr krank, und am andern Tage war er todt.

Das hatte also die Erscheinung des wilden Jägers zu

bedeuten. Es war sein letztes offizielles Auftreten. Mit den Geschicken Frankreichs oder hervorragender Persönlichkeiten hat er nichts mehr zu thun; er ist zu einem bloßen Lokalgeist herabgesunken, von dem nur noch die Einwohner der Dörfer und Meiereien in der Sologne bei heftigem Winde zu erzählen wissen. Selbst in der Stadt Blois, auf deren Höhe Thibald der Schelm sich auf römischen Ruinen sein Schloß gebaut und die seine eigentliche Heimat, wissen nur die Gelehrten, daß der chasseur noir ihr Landsmann ist. Im übrigen Frankreich ist er vergessen, und nur die Besucher der großen Oper wissen aus den Dekorationen des Freischütz von seiner Existenz, die sie für rein germanisch halten.

Es geht den Sagen Frankreichs, wie es seinen Liedern ergangen ist. Die mittelalterlichen Erinnerungen wurden schon unter Ludwig XII. und Franz I. durch die glänzenden Regierungszeiten und die italienischen Eindrücke verwischt. Die italienischen Kriegsgeschichten wichen den Aufregungen der Religionskriege; das Andenken an diese wurde wieder durch das große Jahrhundert Ludwigs XIV. verdunkelt, und zwischen all diesen Epochen mit ihren populären Produkten und der Neuzeit hat die große Revolution einen weit klaffenden, trennenden Abgrund geöffnet. Die meisten der Sagen und Märchen, die einen mittelalterlichen Anstrich haben und die heute noch mehr in bürgerlichen als in eigentlichen Volksklassen fortleben, sind künstliche Erzeugnisse gebildeter Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, die à la Loreley entstanden und populär geworden. Von eigentlich mittelalterlichen Sagen wird bald in Frankreich keine Spur übrig sein. Die vom wilden Jäger liegt in den letzten Zügen, und ich habe sie aufgezeichnet, weil es immer interessant ist, das so verschiedenen Völkern Gemeinsame hervorzuheben.

Das Gesicht der Prinzessin Marie von Orleans.

Eine Pariser Geschichte.

„Ist Herr Armand zu Hause?" —

„Nein! er wird aber wohl nicht lange mehr ausbleiben." —

„Erlauben Sie mir, daß ich ihn in Ihrer Loge erwarte?"

„Gewiß! bitte, treten Sie ein." —

Gerne benutzte ich die Einladung Bertha's, der Portiers-Tochter. Sie war schön, liebenswürdig, gesprächig und außerordentlich gebildet, denn sie las alle Feuilletons und Faits-divers sämmtlicher Morgen- und Abendblätter, bevor sie dieselben an die Einwohner ihres Hauses gelangen ließ. Die Gasflamme flackerte schon; der Vater war ausgegangen, Mademoiselle Bertha stickte eine Weste, und es war sehr gemüthlich in der Loge. Auf dem Tische stand eine ganz neue kleine Gypsstatue der Jungfrau von Orleans; Bertha hatte sie diesen Nachmittag gekauft, um sie über ihrem Bette aufzustellen. Ich betrachtete die liebliche, ächt weibliche Arbeit, den sanften Ausdruck des heldenmüthigen Gesichtes, die keusche und fromme Haltung der Arme und des ganzen Körpers.

„Nicht wahr," sagte Bertha, „sie ist reizend?"

„Sehr reizend."

„Sie wissen, daß sie die Prinzessin Marie, die Tochter Louis Philipps, gemacht hat?"

„Ja wohl!"

„Das war eine große Künstlerin und eine liebenswürdige Dame — das liebenswürdigste Kind Louis Philipps. Ich habe sie oft gesehen; mon Dieu, welch ein freundliches, graziöses Gesicht! Zum Andenken an sie habe ich fünfundvierzig Sous ausgegeben und Jeanne d'Arc gekauft; aber auch zum Andenken an die Orleans en general. Sie wissen, ich bin Philippistin!"

„So? und warum?"

„Warum? — Nun aus Prinzip! Da gibt es kein Warum."

„Ganz richtig! ganz richtig!“

„Und dann,“ fuhr Bertha fort, „weil ich Jules Janin liebe, und er ist auch Orleanist.“

„Das ist allerdings auch ein Grund,“ sagte ich.

„Sie wissen,“ sagte wieder Bertha, nachdem sie mir die Statue aus der Hand genommen, „Sie wissen, daß die arme Prinzessin Marie gestorben ist? Sie starb aus zwei Gründen. Einmal war sie zu gut für diese Welt, und dann hat sie ihre Kunst getödtet.“

„So?“ — fragte ich erstaunt — „das wußte ich nicht. Wie so hat sie ihre Kunst getödtet?“

„Das ist eine merkwürdige Geschichte,“ sagte Bertha, indem sie die Arbeit bei Seite legte, „und ich will sie Ihnen erzählen, wenn Sie mir versprechen, mich nicht für abergläubisch zu halten.“

„Oh! Mademoiselle Bertha!“ rief ich, „wie könnte ich Sie für abergläubisch halten? Sie sind so aufgeklärt, so gebildet.“

„Gut! ich glaube selbst nicht daran, aber ich muß der Merkwürdigkeit wegen vorausschicken, daß die ganze Geschichte vor der Februarrevolution bekannt gewesen, und daß man einmal vor dem Jahre 1848 in dieser selben Loge viel über die Geschichte gelacht hat. Heute würde man nicht mehr lachen.“

„Sie machen mich sehr neugierig, Mademoiselle Bertha,“ sagte ich; „bitte, erzählen Sie!“

„Die Prinzessin Marie,“ fing Bertha an, „war eine sehr ausgezeichnete Bildhauerin, wie Ihnen diese Statue der Jeanne d'Arc beweist. Sie liebte ihre Kunst über Alles und war mehr Künstlerin als Prinzessin. Sie verbrachte halbe und ganze Tage im Louvre bei den alten und neuen Antiken.“

„Bei den alten und neuen Antiken?“ fragte ich.

„Ja wohl!“ sagte Bertha und sah mich an.

„Das verstehe ich nicht.“

„Ich will es Ihnen erklären; Sie sind ein Fremder und scheinen Das nicht zu wissen. Es gibt im Louvre zwei Abtheilungen, von denen die eine die alten, die andere die neuen Antiken enthält.“

„Was ist denn da für ein Unterschied?“

„Nun, die alten Antiken stammen aus alter Zeit, aus der Zeit des heiligen Ludwig und aus noch älterer Zeit, und wurden in alten Häusern gefunden; die neuen Antiken werden auf Bestellung des Gouvernements von den Künstlern verfertigt, wie z. B. von Herrn Pradier oder David d'Angers.“

„Ah!“ sagte ich, „jetzt verstehe ich; also die Prinzessin Marie machte auch Antiken?“

„Aber nein!“ rief Bertha etwas ungeduldig und erstaunt über meine Naivetät, „das würde sich ja für eine Demoiselle nicht geschickt haben!“

„Und warum denn nicht?“

„Nun, weil Antiken nackt sind. Die Prinzessin Marie machte nur Skulpturen, wie diese Jeanne d'Arc — Skulpturen — verstehen Sie wohl, das sind — nun gewissermaßen bekleidete Antiken. Das ist der Unterschied zwischen Antiken und Skulpturen.“

„Ach! jetzt verstehe ich. Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich Sie mit meinen dummen Fragen unterbrochen habe, und fahren Sie gefälligst fort.“

„Einmal fiel es der Prinzessin Marie ein, die Antiken bei Fackelbeleuchtung sehen zu wollen. Das soll ganz prächtig gewesen sein, und sie nahm sich vor, öfter in der Nacht zurückzukehren und Studien bei Fackelbeleuchtung zu machen. Aber der König Louis Philipp, der ein besorgter und zärtlicher Vater war, erlaubte Das nicht; denn, sagte er, der Aufenthalt in den kalten Sälen bei Nacht und in der Gesellschaft der kalten Marmorsteine könnte der ohnehin sehr delikaten Gesundheit der lieben Marie schaden. Doch ließ es die arme Prinzessin nicht ruhen, denn so sind die Künstler; was sie sich einmal schön vorstellen, das müssen sie auch ausführen. Sie gewann einen alten treuen Diener, der gern den Zorn des Königs für die gute Prinzessin auf sich nahm, und mit ihm, der eine Laterne trug, schlich sie sich, da schon Alles in den Tuilerien schlief, eines Nachts über den Karusselplatz und in den Louvre. Der Portier öffnete ihr natürlich, und

sie klatschte vor Freude in die Hände, als sie mitten unter den Antiken stand, die bei der Beleuchtung der einzigen Laterne ganz kurios ausgesehen haben mögen."

Bertha schwieg.

„Warum brechen Sie plötzlich ab?" fragte ich.

„Jetzt," sagte Bertha, „fängt das Schauerliche an."

„Aha!" rief ich, „ich errathe! Die Antiken wurden lebendig, der sterbende Fechter ächzte, Achilles sprang vom Piedestal und fing zu laufen an; der Venus von Milos wuchsen die Arme, und sie streckte sie dem Mars entgegen; Demosthenes hielt eine Rede, und Euterpe blies ins Rohr." —

„Was schwatzen Sie da!" unterbrach mich Bertha — „seien Sie verständig und hören Sie weiter. Die Prinzessin Marie beleuchtete mit ihrer Laterne irgend eine Statue und setzte sich ihr gegenüber; der Diener zündet ihr noch ein Wachslichtchen an, das er für sie in den Tuilerien gestohlen hatte, und sie fing an zu zeichnen, während sich der Diener auf eine der Bänke, oder irgend sonst wohin setzte. Es war schon spät, sehr spät — die Prinzessin vertiefte sich, und es wurde immer später, und der Diener schlief ein, und sie lächelte, wie sie ihn schnarchen hörte. — Nun müssen Sie wissen, befinden sich die Antiken, in deren Gesellschaft sich die Prinzessin Marie eben aufhielt, gerade in dem Theile des Louvres, den ehemals Karl IX. bewohnt hat — Sie wissen wohl, wer König Karl IX. gewesen?"

„Ja wohl!"

„Und Sie haben auch von der Bartholomäusnacht gehört?"

„Auch Das!"

„Ach, ich errathe," sagte Bertha, „ich bin gewiß, Sie wissen Das alles aus Meyerbeers Hugenotten?"

„Nicht précisement; ich habe über diesen Gegenstand auch Mancherlei in den Büchern gelesen."

„Ganz richtig," warf sich selbst Mademoiselle Bertha ein, „ich habe vergessen, daß die Deutschen Alles aus Büchern wissen. Wir Franzosen, wir wissen Alles aus der Oper und dem Theater

überhaupt; das ist viel angenehmer. — Um aber wieder auf die Prinzessin Marie zurückzukommen, so scheint sie nicht daran gedacht zu haben, daß dieser schreckliche König, der auf die Franzosen geschossen hat, und daß dessen Mutter, die noch schrecklichere Katharina — sie war keine Französin, sondern eine Italienerin — diesen Theil des Louvres bewohnt haben. Sonst wäre es ihr wohl in der Nacht daselbst unheimlich gewesen. Aber sie dachte an nichts, als an ihre Zeichnung. — Bon! — Nun, sie zeichnete. — Ich könnte sagen, daß es drüben im Institut Mitternacht schlug, aber Das wäre eine Erfindung von mir, denn ich weiß nicht, ob es gerade Mitternacht war oder früher oder später, als die Prinzessin Marie ein eigenthümliches Wehen verspürte, und sie sagte sich: Es zieht hier, aber das wird mir nicht schaden. Vom Boden flog einiger Staub auf, die Thüren krachten ein wenig, und man hörte ein leises Rauschen, als ob Gewänder im Vorübergehen an die Marmorstatuen streiften. Das Kerzenstümpfchen, das ihre Mappe beleuchtete, erlosch, und das Licht in der Laterne flackerte hin und her, so daß sich die Schatten auf der Statue bewegten und die Prinzessin zu zeichnen aufhören mußte. Sie sah sich erstaunt um — und was sah sie?" —

„Nun, was sah sie?" fragte ich.

„Monsieur!" — sagte Mademoiselle Bertha mit stolzem, etwas gebieterischem Tone, „ich muß Sie nochmals bitten, mich nicht für abergläubisch zu halten. Ich weiß sehr wohl, daß sich Alles erklären läßt und nichts geschieht, sei es was immer, das gegen die Gesetze der Natur und des Institutes wäre. Uebrigens erzähle ich ein Faktum. Ferner muß ich Sie daran erinnern, daß diese Geschichte vor 1848 erzählt worden, als Louis Philipp noch fest auf seinem Throne saß."

„Also was sah die Prinzessin Marie, als sie sich umwandte?" fragte Bertha wieder, und sie antwortete sich selbst: „Sie sah keine Wand, wo früher eine Wand gewesen war, sondern sah so etwas, wie ein Theater, und auf dem Theater eine ganze Menge handelnder Personen. Diese sprachen und bewegten sich sehr

heftig, aber Das alles sah man nur; weder die Worte noch die Bewegungen brachten irgend einen Ton oder Geräusch hervor. Das war Alles wie ein Schattenspiel, doch konnte man die Farben unterscheiden, obwohl auch diese sehr blaß und verschossen waren. In der Mitte stand ein Bett, und auf dem Bette saß halb aufgerichtet, während seine Beine zitternd herabbaumelten, ein junger, blasser, abgezehrter Mann, dessen Zähne klapperten, oder vielmehr dessen Kiefern sich so bewegten, als ob seine Zähne klapperten. Die Prinzessin Marie erkannte den jungen Mann auf den ersten Blick; es war König Karl IX. Ihn umgaben zahllose Männer, die alle heftig sprachen und die alle verwundet waren. Der Eine hatte einen gespaltenen Schädel, der Andere eine aufgerissene Brust, der Dritte war ganz zerhackt u. s. w. Aus allen Wunden floß ununterbrochen Blut, und die Tropfen, die herabfielen, gaben den einzigen Ton, der zu hören war. Die Verwundeten waren offenbar Hugenotten, denn die Prinzessin Marie erkannte den Admiral Coligny nach seinem Porträt. Dieser stand in der Mitte der Verwundeten hinter dem Bette des Königs und hielt dessen Kopf mit beiden Händen so, daß der König gerade vor sich hinsehen mußte. Etwas abseits stand die Königin Katharina von Medici, die Mutter des Königs, und drehte und verrenkte sich vor Lachen und machte dabei so gemeine Bewegungen wie eine Poissarde. Der König wollte immer den Kopf abwenden, aber er konnte nicht, denn Coligny hielt ihn zu fest, und er mußte immer vor sich hinstarren, und sein Blick war voll Entsetzen. Unwillkürlich folgte die Prinzessin Marie diesem Blicke, und da sah sie auf der Wand gegenüber —"

„Nun, Mademoiselle Bertha, Sie stocken ja; ich glaube, Sie haben Furcht."

„Ich?" — sagte sie lächelnd. — In dem Augenblicke zog man die Klingel, und sie erschrak so, daß sie die Schnur zu ziehen vergaß und ich ihr Amt verrichten mußte, und als der Ankömmling nach einem Bewohner des Hauses fragte, antwortete sie: Il est au Louvre! und der Fremde ging wieder.

Erst mein Lachen erweckte sie aus ihrer Zerstreuung, und sie lachte mit und erzählte weiter: „Nun zeigte es sich, daß König Karl IX. eigentlich wie in einer Loge saß, denn das Theater war gerade ihm gegenüber, und dorthin starrte er mit dem Blicke voll Entsetzen. Es war freilich ein schreckliches Schauspiel, das er dort aufführen sah. Prinzessin Marie wußte nicht, was dort vorgegangen, bevor sie dem Blicke des Königs gefolgt war, jetzt, da sie sich umsah, erblickte sie die Guillotine und eine zahllose Menschenmenge rings umher. Alles war dunkel, wie ein Schatten; nur das Beil, das noch in der Höhe schwebte, glänzte wie Glas, darauf die Sonne scheint. Sanson, der Henker, stand dabei. Ludwig XVI. bestieg das Schaffot, und es ging Alles so vor sich, wie es geschrieben steht. Darauf fiel der Vorhang, und es wurde im ganzen Saale lebendig. Prinzessin Marie bemerkte jetzt erst, daß sie mitten unter Zuschauern im Parterre saß, und kleine Jungens liefen zwischen den Bänken umher und boten den Entre-acte aus. Die Prinzessin wollte entfliehen, aber ein Nachbar sagte ihr ins Ohr: „Bleiben Sie, bleiben Sie, die nächsten Akte werden Sie besonders interessiren, das Stück ist noch lange nicht aus!" — Es war ihr, als wäre sie von einer unwiderstehlichen Macht zurückgehalten, und sie blieb.

„Bald ging der Vorhang wieder auf. Dieselbe Szene, nur daß dießmal Philipp Egalité, der Großvater der Prinzessin, das Schaffot bestieg. „Wie langweilig," sagte ihr Nachbar, „immer Dasselbe!"

Wieder fiel der Vorhang, wieder Entre-acte, wieder Fortsetzung: Eine große, schwarze Kutsche zog über die Bühne, umgeben von Reitern, gefolgt von Soldaten. Aus dem Wagenfenster blickte der graue Kopf Karls X. und verneigte sich tief vor Karl IX. Der Vorhang fiel. Der Prinzessin wurde es sehr wehe; ihr Herz klopfte, und es war ihr, als müßte sie in Ohnmacht fallen. Sie raffte sich auf und wollte davoneilen, aber ihr Nachbar hielt sie am Kleide fest und lispelte: „Sie werden Ihren Platz verlieren, wenn Sie jetzt fortgehen. Sie müssen noch die Februarrevolution mit ansehen."

„Die Februarrevolution?“ stotterte die Prinzessin. — „Was ist das?“

„Ein höchst interessantes Tableau, und dann kommt — doch man fängt an.“

Der Vorhang ging wieder auf; der Prinzessin Marie schwamm es so vor den Augen, daß sie nichts zu sehen vermochte. Aber sie nahm sich zusammen, rieb sich die Augenlider und starrte muthig auf die Bühne; sie sah nur noch die letzte Szene. Ein kleiner Bauernwagen mit zwei Rädern, von einem magern Pferde gezogen, fuhr durch ödes Land, einer Düne zu. Auf dem Wagen, die Zügel in der Hand, saß ein alter dicker Mann, mit einer Mütze auf dem Kopfe und einer blauen Blouse auf dem Leibe. Als er auf der Mitte der Bühne ankam, zog er die Mütze vom Kopfe und verneigte sich tief vor der Loge Karls IX. „Mein Vater! Mein Vater!“ schrie die Prinzessin und sank bewußtlos auf das kalte Pflaster der Louvrehalle.

Als sie erwachte, war es heller Tag. Sie lag in ihrem Bette, umgeben von ihrer ganzen Familie. Louis Philipp hielt ihre Hand in seinen beiden Händen und sah sie besorgt an; dann machte er ihr sanfte Vorwürfe, daß sie gegen seinen Befehl gehandelt und die Nacht im Louvre zugebracht habe. Er küßte sie auf die Stirn und nannte sie une petite Bohémienne, die man künftig besser bewachen müsse. Sie schlang beide Arme um seinen Nacken und weinte bitterlich.

Einige Tage darauf, da sie sich wieder erholt hatte, sagte sie dem König, daß sie ihn im Traume in einer Blouse gesehen habe.

„Warum nicht?“ sagte Louis Philipp — „ich bin ein Bürgerkönig und habe ein Parapluie getragen; da die Zeit fortschreitet, kann ich noch ein Blousenkönig werden. Wir werden sehen!“

„Armer König!“ seufzte Bertha und schwieg. — Nach einiger Zeit fügte sie hinzu: „Seit jener Nacht kränkelte die gute, schöne Prinzessin Marie, und Sie wissen, daß sie in früher Jugend, lange vor der Februarrevolution, gestorben ist. Wie glücklich für sie!“

III.

Aus slavischen Ländern.

Zuckererbse.

Russisches Volksmärchen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, von denen war eine immer schöner als die andere. So war denn, was nicht schwer auszurechnen ist, die dritte die schönste. Sie war so schön, daß es noch schwerer zu sagen ist, als zu glauben, und noch schwerer zu glauben, als zu sagen. Aber diese große und unglaubliche Schönheit war ihr Unglück, denn die drei Prinzessinnen hatten eine böse Stiefmutter, die neben ihnen so häßlich aussah wie ein alter Rabe oder eine schäbige Kuh, und die deßhalb auf ihre Stieftöchter eifersüchtig war und sie auf alle erdenkliche Weise plagte. Da sich ihre Eifersucht nach der Schönheit der Prinzessinnen und die Plagen sich nach ihrer Eifersucht richteten, so war die schönste Prinzessin, die dritte, auch die geplagteste. Sie konnte es am Ende nicht länger aushalten und lief auf und davon und versteckte sich in einem Zuckererbsenfelde. Da kam ein schöner, junger und mächtiger Prinz vorbeigeritten. „Geh hin," sagte er zu einem seiner Kavaliere, „und sieh nach, was für ein schöner Vogel dort im Erbsenfelde sitzt." — Der Kavalier ritt hin und kam wieder zurück und sagte: „Dieß ist nicht ein schöner

Vogel, sondern ein wunderschönes Mädchen." — „Reit wieder hin," sagte der Prinz, „und frage das wunderschöne Mädchen nach seinem Namen." — Der Kavalier ritt hin, kam wieder zurück und sagte: „Das wunderschöne Mädchen heißt Zuckererbse." — „Reit wieder hin," sagte der Prinz, „und frage Zuckererbse, ob sie mit mir auf mein Schloß gehen will." — Der Kavalier ritt hin, kam zurück und sagte: „Zuckererbse will nicht mit dir auf dein Schloß gehen."

Der Prinz ritt weiter. Aber nach einigen Tagen kam er wieder an dem Erbsenfelde vorbei und sagte wieder zu dem Kavalier: „Reit hin und frage Zuckererbse, ob sie mit mir auf mein Schloß gehen will." Der Kavalier ritt hin, kam zurück und sagte: „Zuckererbse befindet sich ganz wohl bei den Zuckererbsen und will nicht mit dir auf dein Schloß gehen." — Der Prinz ritt verdrießlich weiter. Nach drei Tagen kam er wieder an dem Erbsenfelde vorbei und sagte zu seinem Kavalier: „Reite hin und sage Zuckererbse, daß ich sie halten will wie eine erste Hofdame meiner Mutter oder wie eine Prinzessin, wenn sie mit mir auf mein Schloß gehen will." — Der Kavalier ritt hin und kam mit Zuckererbse zurück. Da war der Prinz sehr froh, hob sie auf sein Roß und ritt mit ihr im Galopp bis ans Meer. Dort wohnte er mit seiner Mutter in einem prächtigen Schloß. Er stellte sie der alten Königin vor, dann verliebte er sich in Zuckererbse ganz gewaltig, und der ganze Hof bewunderte ihre ungemeine Schönheit. Eines Tages sagte er zu ihr: „Verlange von mir, was du willst, ich will dir Alles gewähren." Und der ganze Hof, Herren und Damen, waren versammelt, und Zuckererbse verlangte eine Scheere. Schnell ließ der Prinz eine sehr schöne Scheere bringen und überreichte sie auf anmuthige Weise seiner Geliebten. Sie nahm die Scheere und schnitt sich mir nichts dir nichts die Nasenspitze ab. Der ganze Hof erschrak; aber größer als der Schrecken war das Staunen, als die Nasenspitze schnell nachwuchs und die Nase und die ganze Zuckererbse noch viel schöner war, als je zuvor. Als dieß die Hofdamen sahen, schlich sich eine nach der andern fort, und jede nahm eine

Scheere und schnitt sich die Nasenspitze ab. Allein ihre Nasenspitzen wuchsen nicht nach, und sie waren häßlicher, als je zuvor, was sie nicht gehofft hatten. Sie betrachteten Zuckererbse als die Ursache dieses Unheils und fingen an, sie zu hassen, der Prinz aber liebte sie, da sie noch schöner geworden war, noch mehr, als da sie die alte Nase besessen. Darum sprach er wieder zu ihr: „Verlange von mir, was du willst, es soll dir Alles gewährt werden." — Zuckererbse sagte: „So lasse mir ein Bad von siedend heißer Milch bereiten." — Man bereitete ein Bad von siedend heißer Milch. Zuckererbse stieg in das Bad, und als sie herauskam, war sie so schön, so schön, daß man sie nicht mehr ansehen konnte. Alles war geblendet von ihrer Schönheit, Alles kam in Entzücken. Es war etwas ganz Außerordentliches. Vor dem Bade hätte kein Weiser und kein Prophet voraussagen können, daß sie noch schöner zu werden vermochte, und doch war das der Fall. Die Hofdamen, die ebenfalls so schön werden wollten oder wenigstens doch schöner, als sie waren, ließen sich auch Bäder von siedend heißer Milch bereiten. Aber sie verbrannten sich aufs Schrecklichste, schrieen und sprangen ganz gekocht aus dem Bade. Das verziehen sie der Zuckererbse nicht, die sie als die Ursache ihrer Schmerzen verwünschten, und fuhren fort, sie zu hassen. Allein der Prinz liebte sie noch mehr und sprach eines Tages zu ihr: „Verlange, was du willst, und es soll dir Alles gewährt werden." — „Man bringe mir einen Teppich," sagte Zuckererbse. Man brachte einen schönen Teppich, sie breitete ihn auf dem Meere aus und fuhr darauf hinaus, wie auf einem Kahne. Das war ein reizender Anblick, wie sie so auf dem Meere, bald sitzend, bald liegend, hin- und herfuhr und die Wellen um sie her murmelten und die weißen Köpfchen erhoben und sie ansahen, ohne ihr nur den Fuß zu benetzen. — Als sie von ihrer Meerfahrt zurückkam und ans Land stieg, wo der ganze Hof versammelt war und der Prinz sie erwartete, da war es nicht mehr auszuhalten vor Schönheit. Die Seefahrt hatte ihr so gut gethan. Nun hört Alles auf, und das Märchen muß auch bald

aufhören, denn wenn es so fortgeht, wird es bald keine Worte geben, diese Schönheit zu beschreiben. Die Hofdamen aber, wie sie das sahen, liefen sogleich hin, holten ihre Teppiche, breiteten sie aus und fuhren auch hinaus ins Meer. Aber die Teppiche wollten sie nicht tragen, und sie sanken ins Meer. Mit Mühe wurden sie gerettet, fünf der bösesten versanken und ertranken. — Die gerettet waren, schrieen vor Bosheit: „Das alles hat Zuckererbse verschuldet, und es ist nicht mehr auszuhalten, und es muß Etwas geschehen!“ — Der Prinz sagte auch, es sei nicht mehr auszuhalten, und es müsse Etwas geschehen. — Er ging zu seiner Mutter, der alten Königin, und sagte: „Es ist nicht mehr auszuhalten, und es muß Etwas geschehen.“ — „Und was muß geschehen?“ fragte die Königin. — „Wenn ich es aushalten soll,“ antwortete der Prinz, „so muß ich sie heirathen.“ — „Wenn man nur wüßte, wer sie eigentlich ist,“ erwiderte die Königin, „denn so eine hergelaufene Zuckererbse kann ein Prinz nicht mit Ehren heirathen.“ Aber Zuckererbse antwortete: „Ich bin keine hergelaufene Zuckererbse, sondern eine schöne Prinzessin.“ Darauf erzählte sie Alles, wie es sich begeben hatte, wie sie als eine Prinzessin geboren sei, wie sie der Prinz für einen Vogel gehalten, wie sie sich für eine Zuckererbse ausgegeben, und Dieß alles in sehr anmuthigen, lustigen und traurigen Worten. Da heirathete sie der Prinz, und sie wurde eine große und mächtige Königin und die schönste aller Königinnen in der Welt, und Das will viel sagen, denn alle Königinnen sind ausnehmend schön. Doch das ist bekannt. — Was Einer kann, kann nicht der Andere. Wenn Jedem die Nase nachwüchse, wie Viele würden sich die Nase abschneiden; wenn Jeder in heißer Milch baden könnte, ohne gekocht zu werden, wie Viele würden in heißer Milch baden und schöner werden; wenn Jeder auf einem Teppich übers Meer fahren könnte, die ganze Welt wäre auf Reisen. Was Einer kann, kann nicht der Andere. Zufriedenheit ist die schönste Nase, das beste Bad, der kunstvollste Teppich.

Die zwei Eimer.

Russisches Volksmärchen.

Es waren einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten einen Sohn und eine Tochter. Als sie starben, vergaßen sie, ihren Kindern ein kleines Vermögen zu hinterlassen, und so waren die Waisen sehr arm und wußten nicht, wie und wovon zu leben. Da sprach der Bruder zu seiner Schwester: „Schwesterlein, da wir nicht zu leben haben, so wollen wir uns aufmachen und in die Welt wandern, so weit die Menschen mit Augen sehen, und unser Glück versuchen."

Sie wanderten viele, viele Tage in die Welt hinein, über die Steppen hin, durch Berge und Thäler und kamen endlich in einen großen, großen und grünen, grünen Wald. Durch den grünen Wald zogen sie noch einmal viele, viele Tage, bis sie eines Tages vor einem prächtigen Hause mitten im Walde stehen blieben. — „Warte du hier," sagte der Bruder zur Schwester, „und ich will hineingehen und zusehen." In dem Hause waren viele große Säle; er ging durch den ersten, zweiten, dritten Saal, und als er in den siebenten Saal kam, schliefen daselbst dreizehn Räuber nebeneinander. Er zog seinen Degen und schnitt allen dreizehn Räubern den Hals ab. Dann ging er hinaus und holte die Schwester, führte sie in das große Haus und sagte: „Schwesterlein, Dieß alles schenke ich dir. Walte du hier wie eine Hausfrau und besieh dir Alles und alle Schätze und Geräthe und gehe durch alle Zimmer und Säle, nur in den siebenten Saal sollst du nicht eintreten."

Darauf nahm er sein Jagdhorn und sein Jagdgewehr und ging auf die Jagd. Sogleich ging das Schwesterlein durch die sechs Säle und trat in den siebenten Saal, und da sah sie die dreizehn Räuber mit den dreizehn abgeschnittenen Hälsen. Aber der dreizehnte Räuber war der schönste von Allen, und vor ihm blieb das Schwesterlein stehen und sah ihm ins Gesicht. Da bewegte er die Augen und sagte: „Ich bin noch nicht ganz todt."

„O!“ rief das Mädchen voll Freude.

„Wenn du mich retten willst,“ sagte er weiter, „so vermagst du es.“

„Und wie vermag ich es?“ fragte sie.

„Verschaffe mir die Milch einer Häsin.“

Als nun der Bruder nach Hause kam, sagte die Schwester zu ihm: „Verschaffe mir die Milch einer Häsin, ich brauche sie in der Wirthschaft.“

Da ging der Bruder wieder auf die Jagd und jagte mit Mühe eine Häsin auf und wollte sie fangen, um sie der Schwester heimzubringen. Aber die Häsin sagte: „Lieber, laß mich in Freiheit und nimm meine Milch, die du doch allein brauchst, und nimm mein junges Häschen, das wird dir noch einmal nützlich sein, und du wirst es nicht bereuen.“

Da nahm er die Milch der Häsin und das junge Häschen und brachte die Milch seiner Schwester, und sie ging in den siebenten Saal und bestrich damit den Hals des dreizehnten Räubers.

Nach drei Tagen sagte der Räuber: „Meine Wunde heilt, aber ich bin noch nicht ganz gesund, ich bedarf der Milch einer Füchsin.“ Da sagte sie zum Bruder: „Verschaffe mir die Milch einer Füchsin, ich bedarf ihrer in der Wirthschaft.“

Da ging der Bruder wieder auf die Jagd und jagte mit Mühe eine Füchsin auf und wollte sie fangen, um sie der Schwester heimzubringen. Aber die Füchsin sagte: „Lieber, laß mich in Freiheit und nimm meine Milch, die du doch allein brauchst, und nimm mein junges Füchslein, das wird dir noch einmal nützlich sein, und du wirst es nicht bereuen.“

Da nahm er die Milch der Füchsin und das junge Füchslein und brachte die Milch seiner Schwester, und sie ging in den siebenten Saal und bestrich damit den Hals des dreizehnten Räubers.

Und wieder nach drei Tagen sagte der Räuber zur Schwester: „Meine Wunde heilt, aber ich bin noch nicht ganz gesund, ich bedarf der Milch einer Wölfin.“

Und da war es mit der Wölfin und mit ihrer Milch und

mit dem jungen Wölflein ganz so, wie es zuerst mit der Häsin und mit der Füchsin gewesen, und als der dreizehnte Räuber sagte: „Ich bedarf der Milch einer Bärin," da war es mit der Milch der Bärin und mit ihrem Jungen, wie es mit der Milch und den Jungen der Wölfin, der Füchsin und der Häsin gewesen.

Und drei Tage, nachdem sie dem dreizehnten Räuber den Hals mit der Milch der Bärin bestrichen, sagte der dreizehnte Räuber zur Schwester: „Nun bin ich beinahe ganz gesund, aber ich bedarf eines Bades."

Da ging sie hin und richtete ein Bad an. Das sah der Bruder und fragte: „Für wen ist das Bad?"

„Für mich," sagte die Schwester.

„Hat man je gehört," sagte der Bruder, „daß die Schwester vor dem Bruder badet? Du wirst nach mir baden," sagte er und legte sich in das Bad.

Schnell ging sie in den siebenten Saal und sagte zum dreizehnten Räuber: „Mein Bruder liegt im Bade."

Der Räuber erhob sich und lief hinaus und wollte den Bruder im Bade umbringen. Da sagte das junge Füchslein zu dem Bruder: „Ich gebe dir einen guten Rath; stoße du in dein Hüfthorn."

Da sagte der Bruder zum Räuber: „Laß mich, ehe ich sterbe, noch einmal ins Hüfthorn blasen!"

Der Räuber erlaubte ihm das, und er blies ins Hüfthorn, daß es weithin erscholl; darauf lief das Häslein, so schnell es konnte, und holte das Wölflein und das Bärlein. Und das Wölflein und das Bärlein kamen heran und zerrissen den Räuber, und der Bruder bereuete es nicht.

Als dieß die Schwester sah, ging sie voll Bosheit in die Schlafstube des Bruders und steckte den Strohsack voll kleiner Messer, so daß die Spitzen alle nach oben gerichtet waren. „Da," sagte sie zu sich, „muß mein Bruder elend zu Grunde gehen, dafür, daß er mir meinen Räuber hat zerreißen lassen." — Am Abend trat der Bruder in seine Schlafstube und ahnte nichts

Böses und fing an, sich zu entkleiden, um sich ins Bett zu legen. Da er sich eben ins Bett legen wollte, sah er, wie das Häslein sich ganz blutig auf demselben wälzte und hin und her sprang, als ob es dem Bruder seine vielen Wunden zeigen wollte. Der Bruder wußte erst nicht, was vorging; nach und nach aber wurde er sehr überrascht und untersuchte das Bett und fand die vielen, vielen Messer, deren Spitzen alle nach oben gerichtet waren und nicht eine nach unten. Dieß verdroß ihn sehr, und er sprach zu sich selber: „Hier hätt' ich elend zu Grunde gehen sollen, weil ich den dreizehnten Räuber habe zerreißen lassen. Dieß hat meine Schwester gethan."

Er nahm sie bei der Hand, führte sie in ein düsteres Gewölbe und sagte: „Schwesterlein, hier sperre ich dich ein zur Strafe deiner Sünden."

Dann stellte er zwei Eimer vor sie hin und sagte: „In den einen Eimer wirst du über deinen Bruder weinen, in den andern Eimer wirst du über deinen Geliebten weinen. Nach drei Jahren werde ich wiederkommen und nachsehen, über wen du mehr geweint hast."

Er schob den Riegel vor und ging auf die Jagd und in die Welt. — Nach drei Jahren kam er wieder, schob den Riegel zurück und sah nach den Eimern. Der Eimer des Bruders war ganz leer und trocken, der Eimer des Geliebten aber überfloß so sehr, daß rings umher eine Lache war. Da zog er sein Schwert, hieb ihr den Kopf ab und wurde sehr ärgerlich.

Die Schlangenkönigin.

Böhmisches Märchen.

Es war einmal eine gute alte Frau, die hatte einen einzigen Sohn, der hieß Chwalil. Chwalil grämte sich im Stillen und

war blaß. Daß Chwalil sich im Stillen grämte und blaß war, dieses grämte wieder die gute alte Frau, und sie dachte nach, wie sie ihm eine Freude machen könnte. Die höchsten Schätze hätte sie darum gegeben, wenn sie dieselben nur gehabt hätte. Als es Frühling wurde, sprach sie zu ihrem Sohne: Mein Sohn, jetzt kommt der Mai, und im Mai kommen alle Geheimnisse der Erde ans Tageslicht. In dem Felsen des Waldes wohnt die Schlangenkönigin, die trägt auf ihrem Haupte die kostbarste Krone der Erde. Diese Krone kann der Mensch gewinnen, aber Muth muß er haben und sich durch die Blicke der Schlangenkönigin nicht abschrecken lassen. So bald der erste Sonnenstrahl des ersten Maitages den Felsen berührt, kommt die Schlangenkönigin hervor, mit der Krone auf ihrem Kopfe. Sieh hier dieses Leintuch. Ich habe es, während du schliefst, in den Nächten selbst gesponnen und gewebt, wie es vorgeschrieben ist, und im Mondschein gebleicht. Wenn du mit dem Leintuch hingehst und es vor die Schlangenkönigin ausbreitest, wird sie ihre kostbare Krone mit grünen Edelsteinen auf das Tuch hinlegen. Darauf mußt du ihr deinen Fuß auf den Kopf setzen. — Da wurde Chwalil plötzlich heiter und lachte. Und als der Maimorgen kam, nahm er das Leintuch und ging hin zu dem Felsen. Der erste Sonnenstrahl bohrte sich wie ein goldener Schlüssel in den Felsen, und er öffnete sich wie eine Pforte. Hervor kam die Schlangenkönigin, gefolgt von unzähligen anderen Schlangen, dieweil sehr viele Eidechsen an der Felswand hin und her liefen. Auf dem Kopfe trug die Schlangenkönigin eine gar wunderherrliche Krone von grünen Edelsteinen, die ihn so blendeten, daß er die Augen abwenden mußte. Aber er faßte sich und breitete das Leintuch aus. Da bäumte sich die Schlange, sah ihn grimmigen Blickes an und zischte mit der Zunge. Er aber ließ sich nicht abschrecken und faltete das weiße Tuch schön auseinander, als ob er sagen wollte: „Nur her mit der Krone!“ — So legte sie die Krone just auf die Mitte des Leintuches. Chwalil sprang schnell herbei, faßte die Krone mit der Hand und setzte sich dieselbe auf; dann trat er mit

dem Fuße der Schlangenkönigin auf den Kopf. Da war es eine schöne Prinzessin, der er auf den Kopf trat. Die schöne Prinzessin weinte, und er zog den Fuß erschrocken zurück. — „Du hast dich übereilt," sagte die Prinzessin. „Hättest du dir nicht sogleich die Krone aufgesetzt und hättest du mir erst auf den Kopf getreten, so wäre ich ganz erlöst; jetzt bin ich es nur halb." — Er besah die schöne Prinzessin näher, und in der That war nur ihr Oberleib eine schöne Prinzessin; unten war sie noch immer eine Schlange. Alle die andern Schlangen waren in Hoffräuleins verwandelt und die Eidechsen in Ritter und Pagen. Die waren alle ganz erlöst. Aber Das machte ihm keine Freude, so lange die schöne Prinzessin zur Hälfte eine Schlange blieb. Er wurde wieder traurig, und nachdem er alle Ritter und Pagen mit den Schätzen, die in dem Felsen verborgen waren, beladen hatte, zog er mit ihnen und mit der halben Prinzessin nach Hause zu seiner Mutter. Er kaufte das ganze Königreich Böhmen, das just zu verkaufen war, weil der König nicht genug Geld hatte, um es zu regieren, und beherrschte dasselbe. Da weinte die schöne Prinzessin wieder und sagte: „Chwalil I., hättest du das Königreich, anstatt es zu kaufen, erobert, dann wäre ich ganz erlöst gewesen. Nun muß ich wieder zur Hälfte eine Schlange bleiben." Darüber wurde Chwalil wieder sehr traurig und war trauriger als je. Das sah die Mutter und sagte zu ihm: „Du mußt die Schlangenprinzessin verlassen und dir eine Andere suchen, die du heirathen kannst, denn eine Schlangenprinzessin kann man nicht heirathen, und in der Fremde wird es dir nicht fehlen, da du solch ein mächtiger König bist." — So nahm Chwalil alle seine Ritter mit sich und zog in die Fremde. Sieben Jahre lang zog er von Königreich zu Königreich und kehrte im achten Jahre wieder heim. „Ach," sagte er, „ich habe in sieben Königreichen sieben Prinzessinnen gesehen; sie wollten mich alle heirathen, aber keine gefiel mir, wie die Schlangenprinzessin!" — „Dafür," erwiderte die Schlangenprinzessin, „will ich dir ein Mittel zu meiner Erlösung angeben. Wenn du einmal meinen Namen aus-

sprichst, bin ich erlöst; aber diesen Namen selbst darf ich leider nicht sagen."

Das war so viel wie nichts; denn wer kann einen Namen errathen? Chwalil ging zu allen Edelfräulein und Rittern und Pagen, die einst mit ihr als Schlangen und Eidechsen im Felsen gewohnt hatten, und fragte sie nach dem Namen der Prinzessin und versprach ihnen alle Reichthümer der Erde; aber sie konnten ihm den Namen nicht sagen, weil sie ihn nicht wußten. Da ging er durch die Welt und lauschte Allem, was Stimme hatte, ob er nicht den Namen seiner Geliebten höre, den Menschen, den Thieren des Waldes, den Vögeln der Luft, den Blättern der Bäume, dem Winde, dem Widerhall, den Quellen und Wellen aller Flüsse und Meere. Da lernte und erfuhr er Vieles, was andere Menschen nicht wußten, aber den Namen seiner Geliebten erfuhr er nicht. Als ein sehr weiser Mann und Zauberer kam er wieder heim von seinen Wanderungen. Die Schlangenprinzessin sah ihm sehnsüchtig entgegen, ob er nicht ihren Namen aussprechen werde. Er sprach ihn nicht aus und fühlte sich sehr unglücklich, daß er ein so weiser Mann und Zauberer sein, Alles wissen sollte, nur nicht einen kleinen Namen, den Namen seiner Geliebten, und daß er nicht eher glücklich sein sollte, als bis er sie mit Namen nennen könne.

Da fiel ihm plötzlich ein, daß man in den Büchern Alles finde, und er schrieb Briefe nach Italien, nach Paris, nach Kiew, nach Konstantinopel, Bologna und Arabien an alle weisen und gelehrten Männer, daß sie ihm die seltsamsten Bücher schickten. Das thaten die weisen und gelehrten Männer, und bald hatte Chwalil so viele Bücher aufgehäuft, daß er neue Schlösser bauen mußte, um sie alle unterbringen und vor Regen und Wetter schützen zu können. In jedem dieser Schlösser hatte er einen runden Thurm, dessen Mauern so dick waren, daß es darin so stille war, wie im Grabe, und daß der König in seinen Studien auch nicht vom geringsten Lärm gestört werden konnte. Die Vögel, die sich an den Thurm anbauten und die ihn mit ihrem

Gezwitscher und Gesang um so mehr zerstreuten, als er ihre Sprache verstand, ließ er verjagen oder ausrotten, und so war es am Ende ganz stille rings um ihn her.

So saß er denn und studirte und vertiefte sich immer mehr und mehr und studirte, studirte, studirte.

Schon war er fast in seinem Lande vergessen, und schon glaubte die Schlangenprinzessin von ihm vergessen zu sein, — so viele Zeit saß er bereits in den Thürmen — als er eines Tages aus einem Thurme lächelnd hervorkam. Er lächelte, und man sah es ihm an, daß er das Wort gefunden hatte, aber sein Schädel war kahl, sein langer Bart war grau, seine Stirn voll tiefer Furchen, und seine Wangen waren eingefallen. Alle Welt sah es, nur die Schlangenprinzessin nicht, denn sie freute sich ihrer Erlösung, die ihr sein lächelnder Blick ankündigte.

„Du hast meinen Namen gefunden!" rief sie ihm jubelnd zu.

„Ja, o Laska!" [1] erwiderte er lächelnd.

„So heiße ich," rief sie, und der Schlangenleib fiel ab von ihr, und sie stand da als eine herrliche, wunderschöne Prinzessin. Sie öffnete die Arme und sagte: „So komm in meine Arme, Geliebter, der du mich von langer Qual und aus peinlicher Gefangenschaft erlöst hast."

Er aber lächelte schmerzlich und deutete auf seinen weißen Bart und sagte: „Es ist zu spät, o Liebe! Gehe hin und beglücke Andere."

[1] „Laska" bedeutet im Böhmischen „Liebe."

IV.

Ein deutsches Märchen.

Der Ofen Barbarossa's.

Vor noch nicht sehr langer Zeit stand in einem der Häuser, die sich über den Ruinen des alten Palastes Barbarossa's zu Gelnhausen erheben, in einer Schenke ein alter Ofen, der gar sonderbar aussah. Er sah so alt aus, viel älter als alle gothischen Kirchen, und daß er wirklich älter war, das verrieth auch seine Bauart. Dabei war er so groß, daß er den Eindruck machte, als ob er größer wäre, als das ganze Haus, in dem er stand, und man konnte es auch erkennen, daß das Haus seinetwegen und nicht er des Hauses wegen gebaut worden. Hinter dem Ofen und auf ihm lagen zur Nacht auf Rampen und in Nischen die Kinder des Herbergsvaters und die müden Wanderer, die etwa hier einkehrten. Alle Welt wußte, woher der Ofen stammte, denn er hieß von Vater zu Sohn der Ofen Barbarossa's; es war also der Ofen des deutschen Kaisers Friedrich Barbarossa. An Feuer gewöhnt, war er stehen geblieben, als der ganze Palast des großen Kaisers in Flammen aufging. — Die Leute des Hauses waren darum nicht im Geringsten erstaunt, wenn, so oft es draußen kalt war, meist des Abends, der Kaiser vom Kyffhäuser herüber kam und sich vor den Ofen stellte, um sich zu wärmen, wie alte Leute oft thun, die zu einem Nachbar gehen, der einen

gut geheizten Ofen hat. Niemandem fiel es ein, dem alten Kaiser den Platz am Ofen streitig zu machen, hatte er doch, als eigentlicher Besitzer ein historisches, und als frierender Mensch ein natürliches Recht, sich an diesem Ofen zu wärmen. So stand er da; legte, um die Hände besser wärmen zu können, das Szepter auf die Rampe und den Reichsapfel in die Röhre und horchte lächelnd zu, wie die Gäste dort am Tische nach guter deutscher Art ganz wie zu seiner Zeit über des Kaisers Bart stritten und Märchen erzählten, in dem er eine Hauptrolle spielte und an denen kein wahres Wort war. Manchmal stieß ihn ein Kind des Hauses, dessen Bettchen auf der breiten Rampe des Ofens, oder auf der Ofenbank gemacht war, und sagte: „Geh fort da, Kaiser, ich kann mich nicht ausstrecken!" — und der Kaiser rückte weiter und machte dem Kinde auf die gutmüthigste Weise Platz, ja er deckte es manchmal wieder zu, wenn es im Traume die Decke verschoben hatte.

Nun kam vor einigen Jahren ein Frankfurter Bankier und Verwaltungsrath einer großen Eisenbahnkompagnie behufs der Expropriation nach Gelnhausen und kehrte in der Herberge ein. Der Bankier war ein großer Kunstkenner und Sammler, und kaum hatte er den merkwürdigen Ofen erblickt, als er in Ekstase ausrief: „Welch ein herrlicher Rokokoofen! Wie schön würde sich der in meinem Speisesaal zu Frankfurt neben dem schönen Pompadour-Schrank und neben dem Spiegel à la Louis XV. ausnehmen!"

Sofort ging er an die Expropriation, das Haus wurde schneller als nöthig abgebrochen und der Ofen in ganzer Größe mit der möglichsten Vorsicht nach Frankfurt gebracht und im Speisesaal des kunstsinnigen Bankiers aufgestellt. Ueberall in Frankfurt wurde von der herrlichen Acquisition, von dem pompösen Ofen à la Pompadour gesprochen, und die andern kunstkennerischen und kunstsinnigen Bankiers — Frankfurt besitzt dergleichen zu Dutzenden — hätten bersten mögen vor Neid und tadelten die zu großen Privilegien der Eisenbahn-Verwaltungs-

räthe und die Vortheile, die ihnen vor Andern aus der Expropriation zuflößen. — Je mehr man sich darüber ärgerte, desto größere Freude machte der Ofen seinem gegenwärtigen Besitzer. Und um ihn zu zeigen und vor hohen Herrschaften damit Staat zu machen, gab er, als die Zeit der großen Mahlzeiten gekommen war, d. i. im Winter, ein großes Diner und lud dazu die größten Bankiers und den ganzen Bundestag, der eben keine Ferien hatte.

Draußen fror und stürmte es und der Ofen verbreitete eine so behagliche Wärme, daß die Gäste im Speisesaal blieben, selbst als man abgespeist hatte, und sie nahmen ihren Kaffee ein, indem sie sich um den großen, breiten, behaglichen Ofen im Halbkreis umhersetzten. Man sprach über Politik und über den Ofen, auf den der Hausherr immer die Aufmerksamkeit der Gäste zu lenken verstand. — „Was mir an ihm mißfällt," sagte ein Attaché, Sohn eines Historikers, „c'est quelque chose de gothique!" Die Hausfrau war beleidigt und suchte ihm zu beweisen, daß Das, was er für gothisch nahm, reinste Pompadour sei, und mit ihrem liebenswürdigen Lächeln war es ihr leicht, den Attaché zu überzeugen.

Während man so plauderte, trat Barbarossa herein, Bart, Haare und Gewand voll Schneeflocken. Weiß der Himmel, wie er erfahren hatte, wo sein Ofen hingerathen. Er kam ihm nach, um sich daran zu wärmen. Aber alle Plätze waren besetzt, wie groß und breit auch der Ofen war, und keiner der Gäste machte Miene, ihm auch nur ein Winkelchen einzuräumen. Ja, sie zogen sogar verdrießliche und unangenehme Gesichter, als sie den altmodisch gekleideten, durchnäßten alten Mann sahen, der that, als ob er sich zu ihnen setzen wollte. Der Hausherr war in der größten Verlegenheit. Er näherte sich dem Kaiser und sagte höflich: „Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so bitte ich, morgen zwischen Zehn und Eilf auf mein Komptoir zu kommen."

„Ich habe auf deinem Komptoir nichts zu thun!" rief der Kaiser mit einer Stimme, daß der Bankier zusammenklappte wie ein Taschenmesser.

„Quel rustre!" murmelte der Attaché, „quel rustre!"

„Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?“ — fragte der Bankier.

Barbarossa wandte sich zur ganzen Gesellschaft und rief: „Habt ihr nie vom deutschen Kaiser gehört?“

Bei dieser Frage erhob sich einer der Gesandten und sagte höchst entrüstet vor sich hin: „Mon Dieu! quel monde laisse-t-on donc entrer ici?“ — und sah sich um, als ob er seinen Hut suchte, um fortzugehen.

Die Verlegenheit des Hausherrn stieg aufs Höchste. „Ich versichere Ew. Exzellenz,“ stammelte er: „ich kann betheuern, daß ich ganz unschuldig — wie können Ew. Exzellenz nur glauben — die besitzende Klasse hat gewiß keine Ursache — ich persönlich bin zu sehr interessirt, die Ruhe — wie können Ew. Exzellenz nur vermuthen, daß solche Tendenzen — diese wühlerischen Traditionen —“

So stammelnd, ermannte er sich plötzlich, steckte beide Hände in die Taschen, warf den Kopf zurück und herrschte dem Kaiser zu: „Was wollen Sie hier?“

„Mein Gott!“ — erwiderte Barbarossa — „ich will mich an meinem Ofen wärmen, den diese Herren ganz eingenommen haben.“

„An Ihrem Ofen?“ fragte der Hausherr — „Sie sind im Irrthum, der Ofen gehört mir und sonst Niemandem.“

„Ich will dir das Gegentheil beweisen, durch die Wappenkunde, wie es sich ziemt,“ erwiderte Barbarossa — „sofort sollst du alle Wappen des Reiches an dem Ofen erkennen.“

Und der Kaiser ging mit einem großen Schritte auf den Ofen los, und mit seinem Szepter berührte er eine Kachel nach der andern, und wo er mit der Spitze des Szepters hintupfte, da kam sogleich ein Wappen zum Vorschein. Hier das Wappen Oesterreichs, hier Baierns, hier Schwabens, hier Sachsens und so fort. —

Die Herren waren sehr erstaunt. „Tiens!“ rief Jeder, da ist ja unser Wappen, und kaum war es zum Vorschein gekommen,

so stellte sich der Gesandte, der dazu gehörte, auch davor und legte die Hände darauf und wärmte sich. Als der Kaiser mit der Szepterspitze die letzte Kachel berührte, kam das Wappen Schleswig-Holsteins zum Vorschein — schnell kehrten die Herren ihre Köpfe ab, und der Däne stellte sich davor, hüstelte, rieb sich die Hände und legte sie dann auf das Wappen und wärmte sich.

So war, als der Kaiser fertig war, der Ofen erst recht besetzt und für ihn nicht das geringste Plätzchen vorhanden. Als er Das bemerkte, wurde er gar sehr traurig.

„Ach," seufzte er, „wo soll ich mich nun wärmen, wenn ich friere?"

Und während eine Thräne in seinen großen, rothen Bart niederrollte, schritt er mit großen Schritten zur Thür hinaus, in die kalte, eisige Nacht. Den Bankiers und den hohen Gästen war es, als ob sie aus einem bösen Traume erwachten.

Der Hausherr aber war besorgt, daß er sich durch den ganzen Vorfall verdächtig gemacht. Er beschloß, sich mit einem Opfer in der Meinung seiner hohen Verbindungen wieder herzustellen, und zu Neujahr zerbrach er den Ofen und schickte jedem der Herren das ihm zugehörige Stück mit dem Wappen darauf.

So ging der merkwürdige Ofen, an dem sich der Alte so lange gewärmt hatte, in Stücke — zu Frankfurt a. M. in einem Jahre des Heils.

Anhang.

1. Der Schuster.

Ein persisches Märchen.

Es lebte einmal in der Hauptstadt des großen Reiches Iran oder Persien ein sehr merkwürdiger Schuster. Er war ein kluger und weiser Mann, hatte aber einen Fehler, der in seinem Stande und seinen Verhältnissen ein Hauptfehler war, ein Kapitalfehler: er machte nämlich sehr schlechte Schuhe und Stiefel. Welche Mühe er sich auch gab, da half alle Weisheit nichts: er machte schlechte Schuhe und Stiefel. So kam es denn auch, daß er bald gar nichts mehr zu thun hatte, und weil er nichts zu thun hatte, warf er sich auf die Frömmigkeit. — Was soll ich zu Hause, dachte er, schlechte Schuhe und Stiefel machen? Da gehe ich lieber als frommer Pilger nach Mekka zum Grabe des Propheten; das ist eine fromme That und wird mir Achtung und Ansehen verschaffen. — Gedacht, gethan. Er machte die weite Pilgerfahrt, kehrte glücklich zurück und wurde deßhalb von allen Gläubigen gepriesen. Darum aber vertrauten ihm selbst die Gläubigsten ihre Schuhe und Stiefel nicht, und mit Recht, denn er hatte auf der frommen Fahrt sein Handwerk nicht besser erlernt. Und da er nicht mehr zu thun hatte, als früher, dachte er nach einiger Zeit wie das erste Mal und machte eine zweite Pilgerfahrt. Nun wurde er fast wie ein Heiliger verehrt. Das

schmeichelte ihm sehr, und da er als Heiliger noch schlechtere Schuhe und Stiefel machte, als vorher, und sich seine Lage nicht gebessert hatte, machte er in seiner Verzweiflung eine dritte Pilgerfahrt nach Mekka zum Grabe des Propheten. Bestellungen drängten ihn nicht zur Rückkehr, und so machte er auf dem Heimwege allerlei Kreuz- und Querzüge, um die Gräber der verschiedensten Scheichs und Heiligen zu besuchen und auf denselben seine Gebete zu verrichten. Eines heißen Mittags ruhte er unter der Palme auf dem Grabe des heiligen Scheichs Alleddin aus, als sich mit Einem Male die Stimme des Heiligen aus der Tiefe der Erde so vernehmen ließ: Schuster! du bist ein frommer, beinahe heiliger Mann! Dreimal bist du nun zum Grabe des Propheten gewallfahrtet, und auch den andern Heiligen hast du Ehre erwiesen. Du bist ein Hadschi und hast ein Recht, den grünen Turban zu tragen, wie ihn die Nachfolger und Abkömmlinge des Propheten tragen. Aber du verdienst mehr. Damit es den Leuten kund werde, welche Macht und Weisheit die Frömmigkeit den Menschen verschaffe, will ich dir das Geheimniß anvertrauen, wie man Verrückte vernünftig und Dumme klug mache. — Dann that der Heilige, wie er sagte. Er raunte dem Schuster das Geheimniß ins Ohr, daß es Niemand hören konnte, weßhalb es auch bis auf den heutigen Tag nicht ruchbar geworden. — Ei, ei, dachte der Schuster und rieb sich vor Freude die Hände, ich soll Verrückte vernünftig und Dumme klug machen können? Da habe ich ja mehr zu thun, als wenn ich alle zerrissenen Stiefel und Schuhe der Welt flicken sollte! — Stolz zog er in Ispahan ein, und mit Triumph wurde er empfangen, als ein Mann, der nun die heilige Pilgerfahrt dreimal zurückgelegt hatte. Man freute sich, einen Hadschi zu besitzen, der den grünen Turban mit Recht auf dem Haupte trug. Er macht zwar schlechte Stiefel, aber er ist ein heiliger Mann und trägt den grünen Turban mit Recht, und das ist eine Ehre für die ganze Stadt. Ungeheuer aber wurde der Jubel, als er vor dem versammelten Volke verkündete, welches Geheimniß ihm der heilige Scheich Alleddin anvertraut, und daß

er Verrückte vernünftig und Dumme klug machen könne, und daß er sich für eine solche Kur aus Liebe zur Menschheit nicht mehr als zehn schlechte Silbertomane zahlen lassen wolle. — Und wenn du dir nur Einen Silbertoman zahlen ließest, antwortete man ihm, so wirst du doch der reichste Mann von Iran, du Glücklicher, so viel wirst du zu thun bekommen! — Dieser Meinung war auch der Schuster. Er ging nach Hause und entwarf eine Namensliste aller der Verrückten und Dummen, die er selbst kannte, und mußte sich sagen, daß er allein in seiner Bekanntschaft durch viele Jahre zu thun haben werde. Aber sonderbar! Es verging ein Tag, es vergingen zwei, drei und viele Tage, und es meldete sich nicht ein einziger Patient. — Man muß sich den Leuten in Erinnerung bringen, dachte der Schuster und ließ es durch öffentliche Ausrufer an allen Straßenecken verkündigen, welche nützliche und heilsame Kunst er von seiner Pilgerfahrt mit heimgebracht und daß er für die Heilung eines Dummen oder Verrückten nicht mehr als fünf Silbertomane beanspruche, was für einen gesunden Menschenverstand gewiß ein sehr kleiner Preis sei. Aber die Kunden kamen nicht, troß dem herabgesetzten Preis. Was war da zu thun? — Der Schuster besprach sich mit seinen Nachbarn, Freunden und Bekannten, und da wurde es ihm endlich klar, daß in ganz Iran Jedermann seinen Nächsten, nicht aber sich selbst für dumm oder verrückt hielt. Der Schuster sah ein, daß er die Sache anders anfangen müsse. Wenn er eine ausgezeichnete, hochgestellte Person von ihrer Dummheit heilen würde, dann würde man viel davon reden und würden auch andere, niedriger stehende Personen sich nicht schämen, gescheidter werden zu wollen, und sich zu ihm in Behandlung geben. Er warf sein Auge auf den ersten Minister des Schachs, der sich in der That durch seine Dummheit auszeichnete, und beschloß, diesen klug, sehr klug zu machen, womit er auch seinem Lande einen Dienst zu leisten hoffte. Er verschaffte sich also eine Audienz beim Schach, setzte diesem klar auseinander, wie ungeheuer dumm sein erster Minister sei, und

erbot sich, ihn binnen wenigen Minuten zu einem sehr klugen Minister zu machen. Der Minister, der zugegen war, war im höchsten Grade entrüstet, daß man ihn gescheidter machen wollte, als er schon war, und wollte dem unverschämten Schuster sogleich die Bastonade geben lassen, den Schach aber vergnügte die Sache, und es hätte ihm große Freude gemacht, dem Minister zu beweisen, daß er bisher überaus dumm gewesen. Er gebot diesem also, sich sogleich in Behandlung zu geben — wenn er sich aber sträube, so wolle er, der Schach, schon dieses Sträuben als ein Zeichen unheilbarer Dummheit betrachten und sich nach einem andern ersten Minister umsehen. Was blieb dem armen Minister übrig, als sich vom Schuster behandeln zu lassen? Die Kur war nicht schmerzhaft. Der Schuster blies ihn von mehreren Seiten an, sagte ihm Allerlei ins Ohr, strich ihm mit einer Salbe über Stirne und Augen — der Minister schüttelte sich, that, als ob er aus dem Schlafe erwachte, hatte mit Einem Male ein ganz anderes Gesicht und sprach so klug, wie er sein Lebtag nicht gesprochen hatte, und daß der Schach und der ganze Hof erstaunt waren. Sogleich widerrief er auch eine Menge von Befehlen, die er in den letzten Tagen gegeben, und ersetzte sie durch andere, deren Weisheit der dümmste Höfling bewundern mußte. Die Kur war vollkommen gelungen, und man sprach bald in ganz Persien von nichts Anderem. Und so kam es auch, wie der Schuster gehofft hatte. Da der Minister gescheidter geworden, schämte sich Niemand mehr, gescheidter werden zu wollen, und das Haus des Schusters wurde förmlich gestürmt. Selbst die klugen Leute kamen mit ihren Tomans heran, denn Jedermann wollte klüger werden, als er war, und so klug wie der Minister, der jetzt jeglichen Tag seine Klugheit bewährte, wie er sonst seine Dummheit bewährt hatte. Und in der That gab es bald in der Hauptstadt keine dummen Menschen mehr und war die Zeit vorauszusehen, wo es im ganzen Reiche keine Dummen geben werde. Da legte der kluge Minister seine Stirne in Falten und wurde sehr besorgt. — O Schach, sagte er zu seinem Herrn,

wenn alle Perser so klug werden, wie du und ich, dann werden sie sehr schwer zu regieren sein, Alles, was wir Beide thun, kritisiren — ja, wir werden höchst überflüssig werden, wenn allem Volke die Augen aufgehen. Schon wird mir das Regieren schwer, weil die Hauptstadt klug geworden, wie wird es erst sein, wenn auch das offene Land klug geworden? Dem Schuster muß das Handwerk gelegt werden, bevor es zu spät ist. — Der Schach, der jetzt in seinen Minister das unbegränzteste Zutrauen setzte, nannte im Voraus Alles gut, was er, um die drohende Gefahr abzuwenden, thun werde, und so ließ der klug gewordene Minister den Schuster verhaften und ins Gefängniß werfen. — O, jammerte der Schuster in seinem Gefängniß, warum habe ich nicht vor Allem mich selbst klug gemacht! Warum habe ich nicht eingesehen, daß ich zuerst das Volk und dann erst den Minister klug machen sollte? — Sein Jammern nützte nichts; er blieb im Gefängniß, bis die Klugen, die er gemacht hatte, ausgestorben waren. Dann wurde er entlassen, aber ihm die ärztliche Praxis, als einem dazu unbefugten Schuster, aufs Strengste verboten.

---

2. Die erste Himmelfahrt.

Eine italienische Legende.

Unser Heiland zeigte sich schon als ein kleines Kind fromm und gottesfürchtig, als ein Lamm Gottes, das er war. Sein Kopf war oft von Gedanken an den Himmel erfüllt. Eines Tages, da er auf dem Hofe vor dem Hause auf einem Haufen von Hobelspänen saß und seinem Vater, dem heiligen Joseph, zusah, wie der mit der Axt an einem großen Balken zimmerte und wie dem frommen Mann die großen Schweißtropfen vom Gesichte fielen, wandten sich mit Einem Male wieder seine Gedanken dem Himmel zu. Ein Heimweh, eine große Sehnsucht ergriff ihn; er

hätte gern wieder einmal den Himmel gesehen, in dem er zu Hause war. Diese Sehnsucht wurde so stark, daß sie nach und nach zu einem Gebete wurde; die heilige Jungfrau hat wohl auch ihre Fürbitte mit eingelegt, und so wurde sein Gebet erhört. Der Haufe von Hobelspänen verwandelte sich in eine Lilie; Jesus saß in dem Lilienkelche, und dieser hob sich rasch, rasch dem Himmel entgegen, denn der Stengel wuchs, wuchs, wuchs mit wunderbarer Schnelligkeit. Gleich war das Christuskind am Rande des Himmels, und da stieg es aus und ging auf die Himmelsthüre zu, die der heilige Petrus bereitwillig und mit großer Freude öffnete. Es ging ein und wurde vom lieben Vater im Himmel, der es erwartet hatte, herzlich empfangen. Da war große Freude und himmlisches Entzücken. Nach einiger Zeit sagte der himmlische Vater: Geh und sieh dich ein wenig im Himmel um, nach dem du dich so sehr gesehnt hast und aus dem du schon seit so langen Jahren entfernt bist. Das Christuskind ging also lustwandeln durch den Himmel, und all die unbeschreibliche Pracht und Herrlichkeit freute es doppelt nach dem Aufenthalte in dem irdischen Jammerthale. Der alte Petrus, der überall bekannt war, begleitete es und zeigte ihm Alles. Da kamen sie an einen schönen Ort, und mitten auf diesem schönen Ort wuchs dünn und traurig ein einsames Schilfrohr. — Wie kommt dieses dünne und arme Schilfrohr hierher mitten unter die prächtigen Palmen, Zedern und Granatbäume? fragte das Christuskind. — Dieses dünne und arme Schilfrohr, antwortete Petrus, werden sie dir unten auf der Erde anstatt eines Szepters in die Hand geben, um dich zu verhöhnen. — Wie sie weiter gingen, stand auf einem andern schönen Orte ein öder Strauch mit gewaltig stachligen Dornen. — Wie kommt dieser öde Strauch mit den gewaltig stachligen Dornen an diesen schönen Ort mitten unter Rosen, Lilien und Nelken? fragte das Christuskind. — Antwortete Petrus: Aus diesen Dornen werden sie unten auf der Erde deine Krone machen, die sie dir in die Stirne drücken werden, daß das Blut in großen, schwarzen Tropfen herabfließen wird. — Da

wurde das Christuskind traurig, und schnell eilte es von dem Strauch mit den gewaltig stachligen Dornen hinweg. — Da gerieth es auf einen großen Platz, der war ein Zimmerplatz, und viele Zimmerleute arbeiteten eifrig an zwei Balken, daß es hallte und die Späne weit davonflogen, und dazu machten sie finstere und ergrimmte Gesichter. — Diese finstern und ergrimmten Gesichter, sagte das Christuskind, passen nicht in den Himmel, und der Lärm, den diese Leute verführen, stört die himmlische Ruhe. Was machen denn diese Leute hier, wo immer Feiertag sein sollte? — Antwortete Petrus: Sie zimmern und bauen das Kreuz, an das sie dich unten auf der Erde heften werden. — Gerne hätte ihm Petrus Das verschwiegen, oder ihm etwas Anderes gesagt, wenn man im Himmel lügen dürfte. Das Christuskind seufzte aus schwerem Herzen und war sehr betrübt. Noch rascher als vorhin eilte es weiter, und da kam es an eine Werkstatt, in welcher Feuerarbeiter bei großen Flammen an Ambosen und mit Hämmern arbeiteten, daß es gewaltig tönte und die Funken weit umherstoben. Und diese Feuerarbeiter sahen schwarz und rußig und schmutzig aus. Das Christuskind hatte nicht mehr das Herz zu fragen, was denn diese Leute schafften; Petrus aber dachte, weiß es nun so viel, so soll es auch Alles wissen, und sagte: Diese hier hämmern die Nägel, die man dir durch Hände und Füße schlagen wird, und schmieden die scharfe Lanze, mit der man dir die Seite durchstoßen wird, daß Blut und Wasser herauskommt. — Da fing das Christuskind laut zu weinen an, wollte nicht weiter lustwandeln und lief zum Vater zurück mit großem Geschrei. — Warum weinst du, mein Kind? fragte der himmlische Vater, als er es so angstvoll herankommen sah. — Ach, sagte das Christuskind schluchzend, ich habe das Schilfrohr gesehen, mit dem man mich verhöhnen wird, und die Krone von Dornen, mit der man mich krönen wird, und das Kreuz, darauf man mich heften wird, und die Nägel, die man mir in Hände und Füße schlagen wird, und die große Lanze, mit der man mir die Seite durchstoßen wird, daß Blut und Wasser herauskommt.

Ich will nicht mehr zurückkehren auf die Erde, wo mich so viele und so große Leiden erwarten; ich will lieber gleich hier bleiben bei meinem Vater und im Himmel. — Der himmlische Vater schüttelte den Kopf. Es war ihm in seiner unendlichen Güte nicht recht, daß Petrus ihn all Das hatte sehen lassen, und er war erzürnt über den Alten. Aber da war nichts mehr zu thun, und der Vater sagte: Wie, mein Sohn, so willst du die arme, sündige Welt ohne Erlösung lassen und willst dich der himmlischen Pracht und Herrlichkeit erfreuen, ohne sie verdient zu haben? — Da weinte das Christuskind noch einmal auf und sagte: Nein, das will ich nicht, in meiner Barmherzigkeit! Sende mich nur gleich wieder zurück zur Erde, wo mich so viele und so große Leiden erwarten! — Und er hatte das kaum gesagt, so saß er wieder auf dem Hofe seines Vaters Joseph, des Zimmermanns, auf dem Haufen von Hobelspänen, und sah dem heiligen Joseph zu, wie der mit der Axt an einem großen Balken zimmerte, und dachte dabei der himmlischen Zimmerleute, die an seinem Kreuze arbeiteten, und lächelte.

---

3. Die Erscheinung der Aebte.

Unfern von Saluzzo im Piemontesischen erheben sich auf einem kleinen Vorgebirge die Ruinen eines Klosters, welche wieder einmal beweisen, wie gut die Mönche ihre Niederlassungsplätze zu wählen wußten, denn von diesen Ruinen aus genießt man einer wundervollen, herzerfreuenden Aussicht rückwärts in Schluchten und Thäler, vorwärts in das malerischeste offene Land. Von einem etwas höher liegenden Thurme, der ebenfalls zum Kloster gehörte, soll man selbst das blaue mittelländische Meer erblicken können. Nach glaubwürdigen Dokumenten wird die Gründung dieses Klosters in die Zeit der Karolinger verlegt und haben an seiner Vollendung und an Herstellung seiner Pracht und Größe mehrere Jahrhunderte des Mittelalters gearbeitet.

Es soll eines der prachtvollsten und größten Klöster jenseits der Alpen gewesen sein und zu Zeiten hundertundfünfzig Mönche beherbergt und wie Fürsten ernährt haben. Viele Sagen haften noch heute an den Ruinen; eine der interessantesten ist diejenige, die davon erzählt, wie der prächtige und gewaltige Bau eben zur Ruine geworden.

Es war im vorigen Jahrhundert, in jener Zeit, da selbst die Mönche der strengsten Regel und in den entlegensten Gegenden zu den Ungläubigen gehörten — denn es war ein ungläubiges Jahrhundert. Der alte, greise Abt des Klosters lag schon zu Bett und drückte den Kopf tief in die Kissen, um den Lärm nicht zu hören, der vom Refektorium zu ihm heraufdrang, wo die Mönche nach längst eingewurzelter Sitte die halbe oder auch die ganze Nacht bei wilden Gelagen verbrachten. Längst an dergleichen gewöhnt, entschlief er endlich, wie auch der Müller beim Geräusch der Mühlräder und der Hammerschmied beim Klopfen der Hämmer entschläft. Er pflegte lange zu schlafen, denn er scheute sich vor dem Erwachen und vor dem Zusammentreffen mit den wüsten Brüdern, die auf seine Ermahnungen längst nicht mehr hörten, Reden verführten, die wie Gotteslästerungen klangen, und ihre geistlichen Pflichten entweder gar nicht, oder mit Hohn erfüllten, da sie dieselben als leeren Formenkram oder als Thorheiten verachteten. In dieser Nacht aber erwachte er mit dem Schlage der Mitternacht, und zwar war es nicht die Glocke, die ihn weckte, sondern ein Mönch, der an seinem Bette stand und ihm zurief: Abt Eusebius, stehe auf und folge mir! — Der Abt war sehr verschlafen und merkte Anfangs gar nicht, daß es ein ihm wildfremder Mönch war, der vor ihm stand und ihm rief. Erst nachdem er sich lange die Augen gerieben, sah er ihn erstaunt an und fragte: Wer bist du? — Der fremde Mönch aber wiederholte anstatt aller Antwort seine Aufforderung: Steh auf und folge mir! — Dem Abt wurde es Angst, und er that, als ginge der Befehl von einer höhern Macht aus, wie der fremde Mönch verlangte, stand auf, kleidete sich an und folgte dem

Unbekannten. Dieser führte ihn durch den Kreuzgang, wo alle Lichter erloschen waren, durch die langen Korridore, in denen gegen die Gewohnheit vollkommene Todtenstille herrschte, dem Konventsaale zu, aus dessen offener Thüre allein ihm heller Lichterglanz entgegenkam. Der Abt dachte: Wollen mich die Sünder zwingen, an ihren Orgien theilzunehmen, und haben sie heute noch andere Sünder aus anderen Klöstern dazu geladen? — Aber ein Blick auf seinen Führer verscheuchte solche Gedanken, denn dieser schritt mit unnahbarer Würde, mit einer gewissen Erhabenheit vor ihm einher; an seiner Kutte bewegte sich kein Fältchen, und sein Schritt brachte auf den steinernen Fließen auch nicht das geringste Geräusch hervor. Er ging dahin wie ein Geist, und auf seinen Zügen lag ein Ausdruck längst vergangener Zeiten. Mit einem Male war es dem Abte, nicht als ob er zu einer Orgie, sondern zu einem heimlichen Gerichte ginge, vor dem er sich zu verantworten hätte, und ein leises Zittern durchrieselte alle seine Glieder.

Als er in den hell erleuchteten Saal trat, fand er daselbst eine große Versammlung, aber nicht von den ihm untergebenen Mönchen, sondern von Unbekannten. Ringsherum in den großen und alten Stühlen, welche unter den Bildern der verstorbenen Aebte die Wände entlang liefen, saßen alte und ehrwürdige Greise, sämmtlich in der Tracht seines Ordens. Und diese Greise hatten alle die größte Aehnlichkeit mit den Bildern, die über ihnen hingen. Der Abt wußte sofort, daß er sämmtliche verstorbene Aebte des Klosters vor sich hatte, siebenundsechzig an der Zahl. Er erkannte den Grafen von Susa, der nach drei Kreuzzügen ins heilige Land in dieses Kloster trat und sieben Jahre mit gefesselten Händen als Abt fungirte, weil er vor seiner eigenen Gewaltthätigkeit Angst hatte; den bekehrten Sünder und Waldenser Ruffo; den schönen Ubaldo, den Troubadour, der sich vor den Verlockungen der Weiber in dieses Kloster geflüchtet; den schwächlichen Ambrosius, der siebenmal den Teufel an seinen Bettpfosten gebunden; den melodischen Fulco, der die Gesetze der Musik

gefunden und mit Zahlen Lieder aufgeschrieben; den gelehrten David, der aus der wilden Bulgarei und aus den schwarzen Bergen Handschriften der Heiligen und Kirchenväter heimgebracht, und viele andere, nicht minder ehrwürdige und heilige, aber längst verstorbene Aebte dieses Klosters.

Die Todten lächelten freundlich, als sie merkten, daß sie Eusebius alle erkannte, und sie konnten es thun, denn nicht als schreckliche Gerippe ohne Fleisch und Lippe erschienen sie ihm, sondern in der Fülle des Lebens, wie sie der Maler auf die Wand über und hinter ihnen hingemalt hatte, und den Abt wollte seine Angst schier verlassen, und er war eben daran, seine Vorfahren mit Liebe zu begrüßen, als derjenige unter den Todten, der den obersten Sitz unter dem Kruzifix und der ewigen Lampe einnahm — es war der Abt Gaudentius, der so viele Wunder gethan und von 1381 bis 1389 regierte — mit einer Stimme, die bald wie Donner, bald wie Weinen klang, zu reden begann. Er sprach in altprovenzalischer Sprache, aber der Abt Eusebius verstand ihn dennoch. Er hielt eine lange Rede, von der wir nur Das sagen, daß sie die bittersten Vorwürfe enthielt über des Abtes schwaches Regiment und über das sündhafte Leben der Mönche. An diese Vorwürfe knüpfte Gaudentius die Aufforderung, Eusebius solle die Mönche zum letzten Male ermahnen, von ihrem sündhaften Leben abzulassen und zum Glauben und zum Kreuze zurückzukehren. Sollten sie taub bleiben und in ihrer Verderbniß beharren wollen, dann werde die ewige Lampe über seinem Haupte aufflammen zu einer großen Flamme und das ganze Sündennest verzehren, daß der Wind durch die Fenster fahre und sie ins Land blicken, wie die Augen eines Todtenschädels, den der Geist Gottes verlassen. Anathema rief er über die Reuelosen, und die andern Todten wiederholten: Anathema! Anathema! Anathema!

Und wie dieser Ruf, der wie Drommetenstöße klang, verschollen war, waren auch die Todten verschwunden.

Eusebius hätte Das alles für einen Traum gehalten, wenn

er nicht mitten im Konventsaale gestanden, wenn nicht die Worte des Abtes Gaudentius und das Anathema der Versammlung noch in seinen Ohren geklungen hätten; was ihm aber noch klarer als alles Das bewies, daß er die Erscheinung wirklich und wahrhaftig erlebt hatte, war das Flammen der ewigen Lampe, die allein den ganzen weiten Raum mit blendender Helle erfüllte, was nur durch ein Wunder möglich war. Abt Eusebius bedurfte übrigens dieser äußeren Beweise gar nicht, denn er war eine fromme und gläubige Seele. Erst stand er, noch ganz des Wunders voll, wie eine Bildsäule, dann aber eilte er an die Glocke, welche die Mönche in den Konvent berief, und zog den Strang gewaltig. Es hallte furchtbar und schreiend durch die Mitternacht und durch die langen Gänge und Säle und durch alle Zellen, daß es die Mönche aus den Betten als wie peitschte und sie sogleich, entkleidet, wie sie waren, herbeistürzten, gleich den Auferstandenen am jüngsten Tage. Sie entsetzten sich, als sie den Abt selbst am Strange sahen und wie er eifrig die Glocke zu ziehen fortfuhr, als schon sämmtliche Mönche um ihn versammelt waren und nach der Ursache des Lärmens und der Störung bei nachtschlafender Zeit fragten.

Der Abt bestieg die Kanzel des Konvents und erzählte in schlichten Worten und der Wahrheit getreu, was er eben erlebt hatte. Das gab den Mönchen Zeit, sich zu fassen. Er hat geträumt, riefen sie wie aus Einem Munde und waren entrüstet über den Greis, der in seiner Geistesschwachheit aus kindischen Ursachen sie um ihren Schlaf brachte. Sie wollten ihn kaum ausreden lassen, den abergläubischen alten Mann, und als er an die Ermahnungen kam und sie zur Umkehr aufforderte, übertäubten sie seine Stimme mit Gepolter, und als er mit dem furchtbaren Ende drohte, riefen sie: Wir wollen es abwarten! und als er, wie jene Todten: Anathema! rief, fielen sie mit schallendem Gelächter ein und riefen ebenfalls mit höhnender Andacht: Anathema!

Und da geschah es, wie Gaudentius voraus gesagt hatte.

Die kleine Flamme der ewigen Lampe schlug zu einer großen Flamme empor, breitete sich über die Decke aus, wie ein feuriger Baldachin, fiel wie Vorhänge an den Wänden herab, daß die Mönche mit dem Abt kaum Zeit hatten, aus den Thüren zu entwischen. Gleich darauf sprangen sie von allen Seiten, entblößt, wie sie waren, zu den Fenstern hinaus und flohen, halb vor Entsetzen, halb im Unglauben an Wunder lachend, aber immer lachend, nach allen vier Winden in das Land hinaus, während die Lohe das Kloster an allen Ecken und Enden einhüllte. Der Abt allein blieb zurück und sah, vor dem Kloster auf einem Steine sitzend, mit Weinen und Wehklagen dem Gerichte zu.

Als der Morgen kam, standen die Mauern kahl und öde da, wie noch heutzutage. Der Abt brach sich einen Stab von einem versengten Kreuzdornholze und wandte seinen Schritt gen Rom zum heiligen Vater. Diesem beichtete er, was er geduldet und erduldet, was er gesehen und was mit ihm geschehen. Was aus den Mönchen geworden, weiß man nicht; man sagt, daß sie nach Frankreich gegangen, wo sie die kurz darauf ausbrechende große Revolution mitmachten. Dem Abte aber, der durch seine Schwäche und Nachsicht am Verderben des Klosters Schuld gewesen, gab der Papst als Buße auf, so lange zu wandern und zu betteln, bis er das Kloster in seiner alten Herrlichkeit wieder aufbauen könne. Das wird lange dauern, bis er so viel zusammenbettelt, und da das Kloster noch heute nicht aufgebaut ist, so ist es auch gewiß, daß der Abt immer noch lebt und bettelnd die Welt durchzieht. Es haben ihn übrigens viele Reisende aus der Gegend von Saluzzo erst in jüngster Zeit in den verschiedensten Gegenden der Welt gesehen, immer mit dem Stab in der Hand, den er sich vom Kreuzdornholz vor seinem Kloster gebrochen. Und wenn er nun das nothwendige Geld zusammengebettelt — wie soll er selbst dann zur Ruhe kommen, da die gottlose italienische Regierung Klöster zu bauen verbietet? O, es wird ihr ergehen wie den Mönchen.

4. Der Kuchen.

Ein catalanisches Kindermärchen.

Es war einmal ein junger Prinz, zu dem kam so ein herumziehender Mann mit einer Guitarre, und der sang ihm zu seinem Ergötzen viele schöne und häßliche Lieder. Ganz zuletzt sang er ihm von einem sehr merkwürdigen König und einem sehr merkwürdigen Kuchen: wie nämlich der merkwürdige König eines Tages Lust bekam nach einem merkwürdigen Kuchen, und wie er, um einen solchen bauen und backen zu lassen, Schiffe in alle Welt schickte, um die besten Früchte und Gewürze herbeizuholen, wie dann wirklich ein sehr merkwürdiger Kuchen zu Stande gekommen, der so gut geworden, daß sich ihn der merkwürdige König selber nicht gönnte und öffentlich erklärte, daß er sich trotz seiner hohen Würde nicht für werth halte, von diesem merkwürdigen Kuchen zu essen. Da verstand es sich von selbst, daß er den Kuchen auch andern Leuten nicht gönnte und daß sich Alle für unwürdig erklären mußten, davon zu essen. Um nun den Kuchen in sicheren Gewahrsam zu bringen, baute der König eine sehr starke Festung mit sieben Mauern und sieben Wassergräben, und da sitzt er nun mit seinen treuesten und tapfersten Vasallen und beschützt den Kuchen und wacht darüber, als über seinen höchsten Schatz.

Nachdem der Mann mit der Guitarre so gesungen hatte, zog er weiter, ohne dem Prinzen die Adresse des merkwürdigen Königs gegeben zu haben. Kaum aber war der Sänger abgezogen und verschwunden, so ergriff den Prinzen, der das Lied mit Ruhe angehört hatte, eine unendliche Sehnsucht nach dem merkwürdigen Kuchen. Ein Heldengemüth, wie er war, glaubte er auch, daß das Beste für ihn geschaffen sei, und daß er nothwendig, dieß sei er seiner Ehre schuldig, von dem sehr merkwürdigen Kuchen essen müsse. Er konnte an nichts Anderes denken, er versank in Weh- und Schwermuth, und alle Speise kam

ihm schaal und unappetitlich vor neben dem edlen Geschmack, den der Kuchen seiner Gedanken haben mußte. Das ganze Land sah mit Trauer auf den traurigen Prinzen, bis dieser eines Tages — es war an seinem Geburtstage — sich aufraffte, seine Leute und seine Krieger um sich versammelte, sie Liebe und Getreue nannte und sie aufforderte, ihm mit der größten Aufopferung auf ein Heldenabenteuer zu folgen und nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis sie jenen merkwürdigen König besiegt, seine Veste gestürmt und seinen Kuchen erobert hätten. Seine Getreuen schlugen mit den Schwertern an die Schilde und riefen: den Kuchen oder den Tod!

So zog denn der Prinz, nachdem die Ausrüstung der Seinen mehrere Monate gedauert, mit einem mächtigen Kriegsheere aus; er zog immer vorwärts, durch Gebirg und Thal, immer gradaus und während einer langen Zeit, bis er an einen Felsen kam, an welchem sich die große Straße in so viele kleine Wege theilte, wie ein Baum in Aeste und Zweige. Da stand er in größter Verlegenheit und wußte nicht, welchen Weg er einschlagen sollte. Plötzlich aber fiel die Oberfläche des Felsens wie ein Vorhang ab, und dahinter erschien eine Marmortafel und auf dieser in goldenen Lettern die Inschrift:

Heil Allen, die das Gute suchen!
Dieß ist der rechte Weg zum Kuchen.

Und unter dieser Inschrift befand sich eine Hand, welche mit ausgestrecktem Zeigefinger den einen der vielen Wege als den rechten zum Kuchen bezeichnete. Der Prinz sah ein, daß er unter dem Schutze höherer Mächte stand, verbeugte sich vor der Marmortafel, die sich sofort wieder bedeckte, und zog frischen Muthes und hoffnungsvoll weiter. — Wieder nach langer, langer Wanderung kamen sie an den Feuersee, der ihnen den Weg abschnitt, dessen Wellen sehr hoch gingen und nichts Anderes waren, als große Flammen in allen Farben. Der Prinz stutzte, und mit ihm stutzte seine ganze Armee. Doch ließ sich der Heldenjüngling nicht

abschrecken und überlegte eben, wie man eine feuerfeste Flotte bauen könne, um über den Feuersee zu segeln, als sich aus der Tiefe desselben eine Nixe mit rothen Haaren erhob, die mit wundersüßer Stimme sang:

Wer sich will den Kuchen gönnen,
Muß durchs Feuer schwimmen können.

Gleich darauf verschwand sie wieder in den Wellen. Der Prinz schloß die Augen, knöpfte den Rock zu und stürzte sich kopfüber in den See; seine Getreuen, die geschworen hatten, ihm überall hin zu folgen, thaten wie er, schlossen die Augen, knöpften die Röcke zu, stürzten kopfüber in die Wellen, und siehe da, sie kamen sämmtlich wohlbehalten am andern Ufer an, ohne daß ihnen ein Haar im Barte versengt worden wäre. Nur Einer, der im Schwimmen das Feuer benützen wollte, um sich seine Cigarrette anzustecken, wurde zu Kohlen verbrannt, und nur so erfuhren die Andern, daß die Wellen des Feuersee's wirklich brennen konnten, denn was sie betraf, so schwammen sie so kühl durch, als es nur bei irgend einem andern gewöhnlichen See hätte der Fall sein können. Am andern Ufer betraten sie eine Landstraße, die so gerade wie ein Lineal durch einen Wald in unendliche Ferne lief. Aber die Bäume, die auf beiden Seiten der Straße standen, glichen sich alle so sehr, daß sie von einander nicht zu unterscheiden waren, und daß der Prinz, trotz allem Marschiren, immer glaubte, an derselben Stelle zu stehen. Und trotz allem Marschiren nahm der lange Weg kein Ende. Manchmal, in der Verzweiflung, fing der Prinz zu laufen an, was er nur konnte, und die ganze Armee lief mit ihm, aber es führte zu nichts. Nachdem sie stundenlang gelaufen, als ob sie vor einem Feinde auf der Flucht wären, sah der Weg und sahen die Bäume rechts und links gerade so aus, wie vorher. Es hatte sich nichts geändert. So überkam den Prinzen eine ungeheure Langeweile; er gähnte, und die ganze Armee gähnte mit ihm, daß der Wald von Gähnen erscholl, und das dauerte dann wieder Stunden

lang, und das Gähnen war der einzige Laut, der in dem stillen Walde zu hören war. So lang schien ihnen die Zeit, daß sie gar nicht mehr daran dachten, sie zu messen und zu berechnen, denn sie däuchte ihnen unmeßbar lang. Und in der That hat man es auch nie bestimmen können, wie lange sie auf dem geraden Wege, durch die gleichen Bäume hingewandert waren. Eines Morgens aber, nachdem sie den Abend vorher den Weg noch so unendlich vor sich gesehen hatten, wie zu Anfang, schlugen sie die Augen auf, und vor ihnen lag eine große Festung. Und über dem Thore der Festung lasen sie die Inschrift:

In dieser Veste
Liegt das Beste.

Diese Inschrift sagte es deutlich genug, daß sie sich vor der Festung befanden, in welcher der merkwürdige König den merkwürdigen Kuchen bewachte. Sie brachen erst in ein Jubelgeschrei aus, dann gingen sie sogleich an die Belagerung. Aber die Festung hatte sieben Ringmauern mit sieben Wassergräben, und von den Mauern war die zweite höher als die erste, die dritte höher als die zweite und so fort, daß die siebente Mauer hoch bis an den Himmel reichte. Die erste Mauer nahmen sie zwar in wenigen Monaten ein, aber für die zweite brauchten sie doppelte Zeit, und wieder die doppelte der doppelten für die dritte und so fort, so daß sie im Ganzen für die Einnahme der ganzen Festung siebenmal sieben Jahre brauchten. Es war die längste Belagerung, welche die Geschichte kennt. Nachdem sie die letzte Mauer genommen, hieben sie den merkwürdigen König und die ganze Besatzung nieder und stürzten in den Hof der Veste. In der Mitte des Hofes fanden sie ein festes, aus ungeheuern Quadern aufgeführtes Gebäude, vor welchem noch eine Schildwache stand, und das ganz die Form eines Kuchens hatte. Hier muß er sein! rief der Prinz, und seine Getreuen eilten ihm nach. Die Schildwache vertheidigte sich noch mit Heldenmuth, bis sie der Uebermacht erlag. Dann sprengte der Prinz die eiserne Thür

und die sieben gewaltigen Schlösser, deren jedes so groß war wie ein Wagenrad; und im Innern des Gebäudes fanden sie wirklich den merkwürdigen Kuchen. Aber dieser war verschimmelt. Der Feldmarschall durchwühlte ihn mit dem Schwerte, entdeckte ein leidlich frisches Stück und bot es dem Prinzen als Zeichen des Sieges an. Der Prinz schüttelte den Kopf und sagte: Ich bin nicht mehr in den Jahren, wo man Kuchen liebt. — Am Rande des Kuchens las er in schöner, weißer, glacirter Schrift:

Ach, mit uns altert, weil wir's suchen,
Was uns gelockt in Lust und Qual;
Verschimmelt ist der Jugend-Kuchen,
Verschimmelt ist das Ideal.

West-östliche Geschichten

aus der neuesten Zeit.

Die Frau Konsulin.

1.

Die Geschichte, die wir in den nachfolgenden Blättern erzählen, spielt zu Ende der Vierziger Jahre in einer der größten Städte der asiatischen Türkei. Der entfernte Schauplatz, so wie das Interesse der betheiligten Personen sind Ursache, daß sie in Europa höchstens im kleinen Kreise der nächsten Anverwandten bekannt worden. Die Namen, die wir gebrauchen, sind rein erdichtet, und die Leser würden dem Verfasser einen Gefallen thun, wenn sie aus dem Klange derselben selbst nicht auf die Nationalität der auftretenden Personen schließen wollten.

In jener berühmten und uralten Stadt, die auf der großen, ins Innere Asiens führenden Straße und an der Gränze zwischen dem blühendsten Lande und der großen Wüste liegt, war eben die erste Karavane dieses Jahres aus dem mittelländischen Hafen angekommen. Das Glockengeläute der Kameele, das in der reinen Luft aus so weiter Ferne hörbar ist und fast so lieblich klingt, wie die melodischen Glocken europäischer Dorfkirchen, hatte sie schon angekündigt, als sie im unendlichen Zug den eine Viertelmeile von der Stadt entfernten Berg durch die Gänge des herrlichen Pinienwaldes herabstiegen. Aus allen Häusern eilte man herbei; denn die Ankunft der ersten Frühlingskaravane ist ein Fest für die ganze Stadt. Der Kaufmann erwartet Gewinn bringende Waaren aus Frenkistan, die Frau neuen Putz und der Müßiggänger Neuigkeiten aus der Ferne, an denen die Wintermonate so arm sind. Die Männer, welche Nargileh und

Tschibuk rauchend auf ihren Teppichen vor der Thüre liegen, ziehen sich in die weite marmorgepflasterte Vorhalle zurück, denn die Kameele, so musterhaft ruhig und ordentlich während der Reise, werden, in der Stadt angekommen, wild und ungezogen, treten Alles nieder und beißen nach rechts und links. Die Neugierigen und Betheiligten versammeln sich vor dem großen Hofe der Karavanserai, oder in den säulengetragenen Galerien, die ihn umgeben, und wie das Glockengeläute immer näher kommt und endlich der Esel, der unermüdliche, immer gleichmüthige Führer der Kameelreise, an der Biegung der Straße erscheint, erhebt sich Jauchzen und Jubelgeschrei. Mit wilden Sprüngen eilen die Schiffe der Wüste ihrem Hafen zu; neben ihnen, der drohenden Unordnung zuvor zu kommen, keuchen ihre Führer und Treiber, dunkelbraune Araber aus Bagdad und ebenholzschwarze Aethiopier. In weiten Zwischenräumen sitzen im Sattel der stolz blickende Kaufmann aus Arabistan, der Perser mit roth gefärbtem Barte in blauer Tunika und himmelhoher Schaffellmütze, der bescheiden aussehende, aber klug und wachsam blickende Armenier im weiten dunkeln Kaftan.

Trotz der Lebhaftigkeit und Buntheit eines solchen Schauspiels, wandte sich die Aufmerksamkeit der Menge doch einem weit einfacheren Anblicke zu, denn er war ein ungewohnter. Auf einem der Kameele saß ein junger Europäer in leichtem Reiserocke und breitkrämpigem Frankenhut. Ueber seinen Rücken hing ein schönes Doppelgewehr aus Lüttich, das sich des Beifalls der Anwesenden besonders zu erfreuen hatte. Von orientalischer Tracht hatte er nur den Shawl angenommen, der um seinen Leib als breiter Gürtel gewunden war, in dessen Falten zwei zierliche Pistolen mit geschnitzten Kolben staken. Mit dem ersten Schritte in den Hof warf sich sein Kameel auf die Knie, und der Reisende, dieser Sitte des Thieres noch ungewohnt, wäre über den Kopf desselben hinweg geflogen, wenn ihn nicht ein stämmiger Neger aufgefangen und aufrecht erhalten hätte. Das Publikum lachte über die Ungeschicklichkeit des Franken und knüpfte daran

manche freundliche und manche spöttische Betrachtung über Aussehen, Waffen und Kleider des jungen Mannes. Aber es fühlte sich etwas betroffen, als der Fremde, über die Bemerkungen lächelnd, sich plötzlich umwandte und im guten Arabisch nach dem Hause des ***schen Konsuls fragte. Wie um ihre Unart gut zu machen und sich gefällig zu zeigen, antworteten nun alle Anwesenden auf Einmal, indem sie sämmtlich nach Einer Richtung hindeuteten. Der junge Mann verstand kein Wort in dem Lärm, bis ein Greis Stillschweigen gebot und sagte: „So eben habe ich Ibrahim, den Sais des Konsuls, hier gesehen. Ibrahim! Ibrahim! wo ist er?" rief er in die Menge. —

„Ibrahim, Ibrahim, wo bist du?" scholl es sogleich von hundert Lippen.

Aus dem Gedränge trat ein hoher magerer Araber. „Was willst du?" fragte er den Franken.

„Führe mich zum Konsul."

„Wohl, Herr."

Der Franke vertheilte einige Münze an die Diener der Karavane, übergab sein Gepäck zweien Lastträgern und Ibrahim sein Gewehr, das dieser stolz über den Rücken warf.

Der Ruhm der Stadt, durch deren Gassen der junge Reisende jetzt an der Seite des Arabers wanderte, reicht in die entferntesten biblischen Zeiten zurück; sie spielte eine Rolle unter den Römern und wurde in der glänzendsten Epoche des Khalifats mit den großartigsten Gebäuden arabischen Stiles angefüllt. Selbst die Privathäuser zeugen noch von der entschwundenen Pracht und tragen jenen Stempel orientalischer Schönheit, die der enttäuschte Reisende in zwanzig andern Städten des Ostens vergebens sucht. Der junge Franke, wie er durch die schönen Gassen wanderte, schien das Gesicht eines Künstlers, das er trug, Lügen zu strafen, denn er ging an den herrlichsten Moscheen, an den prächtigsten Säulengängen, an den eigenthümlichsten Façaden vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Das muß uns um so mehr auffallen, als wir wissen, daß der Zweck seiner Reise kein anderer

war als der, die Geschichte arabischer Völker und ihrer Kunst zu studiren. Zur Zeit schienen ihn aber ganz andere Gedanken zu beschäftigen. Vor sich hinbrütend, merkte er es kaum, daß er die Stadt bereits verlassen und zwischen zerstreuten Landhäusern dahinschritt und daß ihn Ibrahim fortwährend mit prüfenden Blicken betrachtete. Endlich fuhr er sich mit der Hand über die Stirne, und zu seinem Führer gewandt, fragte er:

Du bist der Diener des Konsuls?

Nein, Herr, antwortete Ibrahim trocken.

Nicht? fragte der Europäer erstaunt. — Die Leute haben dich doch so bezeichnet.

Was wissen die Leute! rief Ibrahim und zuckte höhnisch mit der Oberlippe; — es sind das dumme Leute aus der Stadt! Ich bin ein freier Araber aus der Wüste, Ibrahim vom Stamme der Beni-Zegri, die niemals gedient haben.

Der Franke sah, wie der Araber sein Haupt stolz zurückwarf. Wie kommt es aber, fragte er weiter, daß dich die dummen Stadtmenschen des Konsuls Diener genannt haben?

Ich lebe in seinem Hause, Das ist Alles, antwortete Ibrahim; er ist ein Freund unseres Stammes, und die Beni-Zegri sind seine Freunde. Wenn er in die Wüste kommt, übernachtet er in unsern Zelten, und wenn Einer vom Stamme in die Stadt kömmt, herbergt er in seinem Hause. Der Konsul ist unser Bundesgenosse, er hat uns vor Vernichtung bewahrt, als wir mit den Beni-Medi im Kriege waren und der Pascha und die Drusen sich von ihnen erkaufen ließen und ihre Partei nahmen. Wir haben dem Konsul drei der herrlichsten Stuten Arabistans verschafft, und um sie nach unserer Weise zu pflegen und dem Konsul einen Liebesdienst zu erweisen, verweile ich nun seit dreißig Monaten in seinem Hause. Effendim, rief der Araber aus, es war nicht leicht, dem Konsul die drei Stuten zu liefern. Nur eine war in unserm Besitz, die zweite weidete am Frat und mußte gestohlen werden, und um die dritte führten wir einen vierzehntägigen Krieg, denn sie gehörte einem mächtigen Scheich,

der sich den Bart ausraufte, als er sie uns abtreten mußte. Sie trägt zwei der kräftigsten Amulette, die sie vor jeder Krankheit und vor dem bösen Blick bewahren, und ihr Stammbaum reicht bis in die Zeiten Omars, das wirst du gleich an der Korallenschnur erkennen, die sie am Halse trägt. Effendim, du wirst dich, wenn du sie siehest, zum höchsten Lobe hingerissen fühlen; aber ich beschwöre dich, unterdrücke jedes Wort des Lobes und schweige bei ihrem Anblick. Denn die bösen Geister, die die Luft erfüllen, fangen gern ein Wort des Lobes auf und verwandeln es in Fluch. Das Thier athmet es ein als bösen Luftzug, oder weidet es ab als ein schädlich Kraut, oder findet es als giftigen Pilz an seiner Krippe im Hofe. Wenn du also meinen Herrn liebst, so schweige beim Anblick der Stute. Sie heißt Zaïre, um die wir den Krieg geführt haben. Ein Sprüchwort sagt: Für drei Dinge nimmt der Mensch das Schwert in die Hand: für Weib, Gold und Land. Wenn das Sprüchwort nichts vom Pferde sagt, so will es doch verstanden haben, daß man sich für ein Pferd wie Zaïre so gut schlagen kann, wie für ein Weib. Ja, das ganze Sprüchwort ist auf das Pferd anwendbar; man liebt es wie ein Weib, es hat Goldes Werth und verschafft die Herrschaft über das Land.

Das Geplauder des Arabers hatte das Gute, daß es den Franken aus dem, seinem Führer verdächtigen Hinbrüten herausriß. Es hätte dem Fremden seiner lokalen Färbung wegen sogar gefallen, wenn nicht im Gesichte des Redners etwas versteckt gewesen wäre, das selbst bei den poetischsten Redeformen ein unheimliches Mißtrauen einflößte. Der Fremde hielt es doch für schicklich, das Gespräch fortzusetzen und sich nach dem Befinden des Konsuls, seines Bundesgenossen, zu erkundigen.

Allah sei gepriesen, rief der Araber aus, indem er beide Hände erhob und einen Augenblick stille stand, Allah sei gepriesen, er befindet sich wohl. Sein Leib steht in Blüthe, und sein Geist erhebt sich zum Himmel. O, dieses Land ist der Boden, in dem er gedeihen muß wie eine Palme, denn hier ist seine Heimat. Er ist so gut wie ein Muselmann, er ist ein Araber. Er liebt

die Wüste, er liebt die Stämme, er spricht unsere Sprache, er kennt das Buch, wie ein Imam, und er lebt nach unsern Sitten. Dieß Eine hofft meine Seele mit Gewißheit, daß er als ein Gläubiger stirbt und ins Paradies des Propheten eingeht. Du triffst ihn nicht im Hause; er ist auf der Leopardenjagd im Gebirge, aber betrübe darum deine Seele nicht, denn er kehrt vor Sonnenuntergang wieder. Siehst du dort in der Ferne sein Haus? Es ist das letzte von allen Häusern und steht am Eingange in die Wüste; denn er liebt die Wüste und hat nichts von den Stämmen zu fürchten, die ihn verehren als einen Weisen; er tauscht uns unser Geld aus, er nennt uns die Märkte, wo wir kaufen und verkaufen sollen, und er spricht ein gutes Wort für uns beim Pascha und schreibt Briefe an den Vezir in Stambul. Er sei gesegnet!

Der Franke wußte sehr wohl, daß es im Orient für unschicklich gelte, sich auch nach den Frauen zu erkundigen; doch konnte er nicht umhin, auch die Worte: Und wie geht es dem Weibe des Konsuls? kurz und schnell auszustoßen.

Pschach, rief Ibrahim und begleitete den Ausruf mit einer Handbewegung, die beinahe Mißachtung verrieth, die gehört nicht in dieses Land.

Der Reisende erschrak über Ton und Ausdruck dieser Worte. Es war ihm, als erzählten sie eine ganze Geschichte. Arme Emilie, seufzte er unwillkürlich vor sich hin und versank wieder in sein voriges Schweigen. Bilder früherer Zeiten zogen an seinem Geiste vorüber und im Vordergrunde all dieser Bilder ein kleines lockenköpfiges Mädchen oder eine kaum aufgeblühte Jungfrau, Emilie, und an ihrer Seite all die liebsten Gestalten seiner Jugend und seines Vaterhauses. Denn die jetzige Frau des ***schen Konsuls in der orientalischen Stadt war mit ihm in demselben Hause, auf demselben Hofe, im selben Garten, bei denselben Spielen herangewachsen. Das kleine zarte Geschöpf, die Tochter eines armen Beamten, war der Liebling seiner guten Mutter und immer sein Schützling gewesen. Sie gehörte gewissermaßen mit

zu der reichen und angesehenen Familie seines Vaters, des Geheimenraths von Rose. Während nun der junge Eduard von Rose an der Seite seines arabischen Führers zwischen Aloen, die am Wege blühten, am Rande eines Palmenhaines dem einsam gelegenen Hause am Eingange der Wüste entgegenschritt, dachte er an den kleinen Garten des Hauses, das in der Hauptstadt eines nordischen Reiches liegt, an längst verschollene Familienfeste, an Schnee und Weihnachtsbäume und an ein blondes Kind, welches er in wenigen Minuten als Frau eines ihm unbekannten Mannes, so fern von der Heimat, unter so fremdem Himmel, in so veränderten Verhältnissen, wiedersehen sollte.

Sein Herz klopfte, als sie in den großen Vorhof kamen, und sein Schritt schwankte fast, als er, seinem Führer folgend, aus dem Vorhof in die große kühle Marmorhalle und aus der Marmorhalle in den üppig blühenden Garten voll tropischer Gewächse, murmelnder Kaskaden und schattiger Lauben trat. Ibrahim deutete nach einer dieser Lauben, in welcher eine zartgeformte, etwas blasse Frau träumend oder in Gedanken vertieft auf einem Divan lag. Eduard erkannte sie auf den ersten Blick, er näherte sich leise, und ohne noch zu wissen, wie er die Frau Konsulin ansprechen sollte, entschlüpfte seinen zitternden Lippen ein leise gehauchtes: Emilie!

Die junge Frau blickte auf, stieß einen Schrei aus und warf sich mit dem Ausrufe: „Eduard, Eduard!" in seine Arme. Aber plötzlich besann sie sich, sank auf das Sopha zurück, und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen. Eduard ergriff ihre Hand, setzte sich schweigend zu ihr und betrachtete gerührt die junge Frau, die sich alle Mühe gab, das krampfhafte Schluchzen zu unterdrücken und ihn unter Thränen mit Lächeln anzublicken.

Beruhige dich, — beruhigen Sie sich, redete er ihr zu, indem er sich nur schwer zurückhielt, ihr mit der Hand über den schönen blonden Scheitel zu streichen. Emilie lächelte zu seinem Versuche, sie mit einem höflichen „Sie" anzusprechen, und als

ob sie ihm diesen Verrath an der traulichen Kinderzeit verweisen wollte, sagte sie kaum vernehmbar: Die ganze alte Zeit, die ganze Heimat kommen mir mit dir.

Damit war der Bann gebrochen, und Emilie fragte, und Eduard erzählte. Aus ihren Seufzern, aus ihren Ausrufungen, mit denen sie seine Erzählung bei jeder Erinnerung an einen Bekannten, an irgend eine geliebte Stelle in der Heimat begleitete, erkannte er bald, daß an diesem Gemüthe eine tiefe Sehnsucht nach dem Vaterlande und ein schmerzliches Bedauern alter Zeiten nagte.

Erst nach langer Zeit bemerkte sie, daß Ibrahim noch immer so dastand, wie er mit dem Doppelgewehr in der Hand, gleich einer bewaffneten Wache, bei der Ankunft Eduards stehen geblieben war, und daß sein Blick düster und beobachtend auf ihnen ruhte.

Emilie machte ihm ein Zeichen. Der Araber wandte sich unwillig und ging ins Haus, nicht ohne noch einige Male rückwärts zu blicken. Da hast du den Orient, sagte sie lächelnd zu Eduard. Der Bursche da hält es für seine Pflicht, mich, so oft ich Besuch erhalte, zu beobachten, und sucht den Wächter zu ersetzen, den mir, ihm unbegreiflich, mein Mann nicht geben will. Heute Abend wird er über unser Wiedersehen treuen Bericht erstatten.

Es scheint ein sehr anhänglicher Diener, sagte Eduard.

Fürchterlich anhänglich, antwortete Emilie. Er würde mich, wenn es sein Herr befiehlt, mit so leichtem Herzen erdrosseln, wie man ein Blatt vom Baume reißt. Er haßt mich eben so sehr, als er seinen Herrn vergöttert, und Das nur darum, weil ich fränkisch bleibe und er mir anmerkt, daß mich der Aufenthalt in diesem Lande unglücklich macht. Seinen Herrn aber verehrt er, wie ihn alle Araber verehren. Denn Pascal ist leider ganz und gar Orientale geworden. In seinem Herzen ist jede Erinnerung an die Heimat verwischt. Er verachtet, was europäisch ist, als unnatürlich und gekünstelt, und so hat er auch nicht den

geringsten Sinn, nicht das geringste Mitleid für meine Sehnsucht, wieder heim zu kehren.

Seine Pflicht, seine Stellung hält ihn hier wohl fest, entschuldigte Eduard.

Nein, nein, das ist es nicht, erwiderte Emilie mit einiger Heftigkeit. Wollte er nicht die Vortheile bewahren, die ihm der hiesigen Regierung gegenüber sein Konsulat sichert, er hätte es längst aufgegeben, um die letzte Verbindung mit der Heimat abzubrechen. Er hat große Reichthümer in seinem Verkehr mit den Arabern und mit den Pascha's gesammelt, und wir könnten in Europa ein höchst behagliches Leben führen; aber daran ist leider nicht zu denken. Nur im hiesigen Treiben findet mein Mann seine Befriedigung, und es wäre ihm unmöglich, den ungeheuren Einfluß aufzugeben, den er auf die ganze Bevölkerung auf viele Meilen in der Runde ausübt. Er ist mächtiger als der Pascha, dem nur die Stadt gehorcht, während die Völker der Wüste seinem Worte lauschen, wie dem Worte eines Heiligen. Er gilt ihnen für einen Müselmann, und wenn er sich als solchen noch nicht bekannt hat, so unterläßt er es nach ihrer Meinung nur aus Klugheit, um das Amt, das ihm der Christenkönig anvertraut hat, nicht zu verlieren und um so den Gläubigen nützlicher sein zu können. Wie ich aus mancherlei Reden im Hause entnehmen konnte, lebt er auch, wenn er sich in der Wüste bei seinen Freunden befindet, ganz nach ihren profanen und religiösen Gebräuchen, macht die heiligen Waschungen und Gebete mit, fastet mit ihnen und enthält sich verbotener Speisen und Getränke.

Emilie brach plötzlich ab, sie erschrak über den Ton der Anklage, in dem sie von ihrem Manne sprach. Schweigend blickte sie wieder vor sich hin und ließ Eduard Zeit, aus ihrem Gesichte jahrelange Leiden herauszulesen. Er seufzte, als sie wieder begann: Mißdeute es nicht, daß ich so von meinem Manne spreche. Seit Jahren bist du der Erste, vor dem ich mein Herz ausschütten kann. Es wäre ein Verbrechen an unserer glücklichsten Jugend-

zeit, wenn ich vor dir etwas verschwiege, wenn ich mich vor dir stärker oder glücklicher zeigen wollte, als ich bin. Sind wir nicht wie Bruder und Schwester aufgewachsen? Sind wir nicht —

Hier unterbrach sich Emilie, und eine liebliche Röthe flog über ihr Gesicht. Eduard schlürfte schweigend den Kaffee, den Ibrahim mit dem Tschibuk gebracht hatte, aber an den starken Rauchwolken, die er vor sich hinblies, hätte man die Aufregung seines Gemüthes zu erkennen vermocht. Er rauchte, als ob er sich berauschen und allerlei Gedanken, deren manche wie Vorwürfe und Gewissensbisse gestaltet waren, verscheuchen wollte. Deine Schuld, sagte er sich, ist dieß ganze Unglück. Ueber todter Wissenschaft, über zerstreuenden Reisen hast du dieses holden Geschöpfes, das dir von Kindheit an angetraut war, vergessen und hast es allen den bösen Schicksalen preisgegeben, die sich eines armen, hülflosen Mädchens bemächtigen können. Du hast sie an einen Mann, den sie nicht kannte, und in weite fremde Ferne verkaufen lassen, diese arme Blume, die nur im heimischen Boden gedeihen konnte.

Er nahm ihren Arm und bat sie, ihm die Herrlichkeiten ihres Gartens zu zeigen. Es ist prächtig hier, sagte er, als sie im Schatten der Palmen hingingen, an Wasserbecken vorüber, in denen sich Lotosblumen wiegten, und an wachsenden Wänden hin, die von den glühenden Blumenkelchen der Aloe bedeckt waren. Das, fügte er lächelnd hinzu, kann dir unsere sandige Heimat im Norden doch nicht bieten. Jede Königin Europa's müßte dich um dieses Paradies beneiden.

Ach, erwiderte Emilie mit einem fast verächtlichen Achselzucken, jeder Hagenbuttenstrauch daheim ist mir lieber, und an die kümmerlichen Föhren vor dem Jägerhause, unter denen wir so oft unsere Milch genossen, denke ich unter diesen Palmen, o, wie oft, mit Sehnsucht zurück. Eduard, du hast keine Vorstellung, wie sehr man selbst unsere kalten Winter lieben kann. Wenn hier im Dezember die Sonne scheint, schöner und glühender als bei uns im Juli, denke ich mit Wehmuth an die Zeit zurück, da ich halb erfroren und in Mäntel gehüllt durch die schnee-

bedeckten Gassen, von Laden zu Laden eilte, um Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Erinnerst du dich noch der Brieftasche, die ich dir zum letzten Male schenkte, in dem Jahre, ehe du auf die Universität gingst, um nicht zurückzukommen?

Eduard griff nach der Brusttasche, wie um etwas hervorzulangen, zog aber schnell die Hand wieder zurück und sah Emilien an, ob sie die Bewegung bemerkt hatte. Gewiß, gewiß, liebe Emilie, antwortete er etwas verlegen; gewiß erinnere ich mich: das kleine braune Ding muß sich noch unter meinen Sachen finden, die ich von Paris aus nach Hause geschickt habe.

Damit war Emilien Gelegenheit gegeben, sich in alte Erinnerungen zu vertiefen, und sie that es mit solcher Lebhaftigkeit, daß Beiden der Nachmittag verging, ehe sie es bemerkten. Erst als die Diener in der Nähe des Hauses unter einer Laube das Abendessen vorbereiteten, erwachte Emilie wie aus einem Traume, und fast erschrocken rief sie aus: Jetzt muß Pascal bald wiederkommen.

Ihr Jugendfreund that, als ob er das Gefühl, das sich bei diesen Worten in ihren Zügen äußerte, nicht bemerkte. Ich bin sehr begierig, sagte er, wie mich Herr Pascal aufnehmen wird. Ich meinerseits hatte von jeher vor seinen Leistungen auf dem Gebiete orientalischer Forschungen großen Respekt. So tief ist noch keiner unserer Landsleute in den Geist und in die Geschichte des Morgenlandes eingedrungen. Aber nun komme ich als eine Art Rival und werde ihm außerdem als ein unerfahrener Anfänger und höchstens als ein grüner Stubengelehrter erscheinen müssen. Ich bin darauf gefaßt, daß er mich etwas von der Höhe herab ansehen wird.

Da kannst du unbesorgt sein, erwiderte Emilie, du bringst einen Brief des Königs und des Ministers, das sichert dir jedenfalls eine gute Aufnahme, denn Pascal ist ein ganz loyaler Unterthan und hält was darauf, seine Regierung immer in gutem Humor zu wissen. Und was die Rivalität betrifft, so hat er jeden wissenschaftlichen Ehrgeiz, jede Lust, in Europa, das er verachtet,

als Gelehrter zu glänzen, längst aufgegeben. Ich bin überzeugt, daß er dich in deinen Studien hier auf jede mögliche Weise unterstützen wird. Das muß man Pascal nachrühmen, daß er die kleinliche Eifersucht nicht kennt; — die Eifersucht des Gelehrten, meine ich, fügte Emilie lächelnd hinzu. Was die andere betrifft, so habe ich bis jetzt in meiner Einsamkeit noch keine Erfahrungen machen können. Bis jetzt war nur Ibrahim für ihn eifersüchtig, der es nie verwinden konnte, wenn ich mich vor Besuchern ohne Schleier zeigte oder mit durchreisenden Europäern am selben Tische aß.

Ibrahim war nicht unter den Dienern, die eben vor dem Hause beschäftigt waren. Er befand sich in diesem Augenblicke auf dem Wege, der nach dem Gebirge führte und auf dem sein Herr zurückkehren mußte. Die Sonne war im Sinken, als dieser auf seinem Rosse dahergetrabt kam und mit einiger Ueberraschung Ibrahim auf seinem Wege fand.

Gibt es was Neues im Haus? fragte er.

Ja, Herr; es ist ein Gast angekommen.

Was für ein Gast?

Ein Franke.

Ein Franke, aus meinem Lande?

Ich glaube, denn er spricht die Sprache deines Weibes.

Aber was treibt dich, mir entgegen zu kommen und mir die Nachricht so fern vom Hause mitzutheilen?

Ibrahim schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Der faule Schäfer, der da schläft, ist so schuldig wie der Wolf.

Was soll Das? rief der Konsul, indem er seine braune Stirne unter dem weißen Turban zusammenzog.

O Herr, fuhr Ibrahim fort, nichts auf Erden gleicht dem Manne so wenig, wie das Weib.

Warum? Was soll das einfältige Wort?

Hat sie ihn doch empfangen wie einen Bruder oder Vater! Wem wirft man sich sonst ans Herz? Und er ist nicht ihr Bruder und nicht ihr Vater.

Es ist Eduard, murmelte der Konsul vor sich hin und gab dem Pferde die Sporen, daß es wild ausgriff. Ibrahim lächelte und lief keuchend nebenher. Sein Herr aber hielt einige hundert Schritte von dem Hause sein Pferd an und ließ es nun langsamen, leisen Schrittes auf dem grasbewachsenen Rande des Weges weiter gehen. Geräuschlos ritt er in den Hof ein, stieg ab und stellte das Pferd selbst, ohne einen Diener zu rufen, an seine Stelle. Dann ging er kaum hörbaren Trittes ins Haus und durch die Halle.

2.

Einige Augenblicke stand der Konsul am Eingange des Gartens und betrachtete das lustwandelnde Paar, ohne selbst bemerkt zu werden. Ein hübscher Junge, murmelte er. Ganz so, wie sie in den Theegesellschaften Glück machen. Dann legte er sein Gesicht in freundliche Falten und trat lächelnd in die Allee.

Mein Mann! rief Emilie fast erschrocken.

Herrn Pascal zuckte es um die Lippen. Doch unterbrach er sein Lächeln nicht und nahm die Begrüßung Eduards freundlich entgegen. Nach kurzem Gespräche holte Eduard seine Empfehlungsschreiben, die der Konsul mit großer Ehrfurcht erbrach und las. Der Wunsch Sr. Majestät, sagte er, als sie schon am Tische beim Nachtessen saßen, Sie in Ihren Arbeiten zu unterstützen, ist mir immer Befehl. Doch bedurfte es dieses Mal keiner Empfehlung. Ich kenne Sie und Ihre Familie seit lange. Ihre Familie aus der Zeit, da ich das letzte Mal zu Hause war, um mich zu verheirathen, Sie aus den Erzählungen meiner lieben Frau, deren liebste Beschäftigung es ist, sich an die Heimat und die zurückgelassenen Freunde zu erinnern. Ich weiß, — sagte Herr Pascal auf die gleichgültigste Weise von der Welt, — ich weiß, daß Sie ihr liebster Jugendfreund gewesen, daß Sie sich aufs Freundlichste von frühester Zeit an ihrer angenommen, und ich werde mir alle Mühe geben, Ihnen die Dankbarkeit zu zeigen, die solche Freundlichkeit verdient.

Herr Pascal versprach seinem Gaste, ihn bei seinen Forschungen auf Wege zu leiten, die, wie er glaubte behaupten zu dürfen, allen Europäern bisher unbekannt oder unzugänglich seien, und schon in den nächsten Tagen zeigte es sich, wie sehr er entschlossen war, Wort zu halten. Es verstand sich von selbst, daß Eduard im Hause wohnen blieb, denn so ist es Sitte in den entfernten Städten des Orients, daß die Vertreter der verschiedenen Staaten ihre Landesangehörigen bei sich beherbergen. Außerdem war ja Eduard gewissermaßen ein Milchbruder der Frau Konsulin, ein Mitstrebender in derselben Wissenschaft, in der sich Herr Pascal einen Namen gemacht, und endlich war er vom Könige selbst dringend empfohlen. Das Zimmer, das ihm übergeben und von Emilien mit aller orientalischen Bequemlichkeit und mit aller occidentalischen Sorgfalt eingerichtet wurde, füllte Herr Pascal mit Papieren, welche die höchst kostbare Ausbeute jahrelanger Studien enthielten. Umsonst protestirte Eduard; er wollte sich nicht mit fremden Federn schmücken: er wollte nicht das Verdienst so tiefer und gründlicher Arbeiten für sich und zu seinem Ruhme ausbeuten. Konsul Pascal hatte da Material zu einer kleinen Bibliothek aufgehäuft, das ihm bei geringer Mühe einen Namen machen konnte, der ihn unter die ersten Männer seines Faches stellen mußte. Zu solchen Bemerkungen lächelte Herr Pascal nur. Er habe weder Eitelkeit noch Ehrgeiz, meinte er, und ihm liege im Grunde nicht viel daran, ob Europa vom Oriente, den es seiner Meinung nach doch nimmer verstehen, aber ewig verkennen werde, etwas mehr oder weniger wisse. Sie, junger Mann, fuhr er fort, der Sie noch Ehrgeiz und Streben haben, Sie müssen, wenn Sie klug sind, dergleichen Gelegenheiten benutzen und es als Gewissenssache betrachten, eine Fundgrube, wie Sie meine Arbeiten zu nennen belieben, auszubeuten, da diese Arbeiten sonst unbenutzt zu Grunde gehen würden.

Mit dieser Großmuth begnügte sich der Konsul noch nicht. Nach einigen Tagen stellte er Eduard verschiedenen Scheichs und Imams vor, welche er ihm als die Gelehrten des Landes

und in die Geschichte desselben Eingeweihtesten bezeichnete. Das Mißtrauen, mit welchem diese den jungen Franken aufnahmen, wußte sein Gastfreund mit wenigen Worten zu heben, und sie wurden mittheilsam, wie sie es, Herrn Pascal ausgenommen, vielleicht noch nie gegen einen Christen gewesen. Ebenso wußte der Konsul seinem Gaste alle Thore der Paläste und heiligsten Moscheen zu öffnen und Eduard, der die arabische Baukunst studiren und Zeichnungen machen sollte, Zutritt und stundenlangen Aufenthalt in denselben zu verschaffen. Eduard war gerührt von so großer Zuvorkommenheit, die er um so mehr anerkannte, als er sich neben dem bedeutenden Wissen, das sein Gastfreund zu seinem großen Erstaunen immer mehr und mehr vor ihm erschloß, so recht als Schüler und Anfänger fühlen mußte. Wenn ihm in Gesellschaft des Herrn Pascal auch nie vollkommen heimisch wurde, wenn ihm auch manchmal, besonders auf Spaziergängen, auf denen sie Emilie begleitete, der Ausdruck seines Gesichtes mißfiel und ein gewisses Mißtrauen einflößte, so schrieb er das doch nur dem Umstande zu, daß Emilie, seine geliebte Jugendfreundin, an der Seite dieses Mannes nicht glücklich war, und er mußte sich gestehen, daß er vor dem Geiste und der tiefen Gründlichkeit dieses Gelehrten und vor seiner großen Anspruchslosigkeit Achtung empfinde.

So vergingen Tage und Wochen. Die Bewohner des Hauses am Rande der Wüste sahen sich meist nur gegen Abend, wenn sie im Garten bei Tische zusammenkamen, dann bei Sonnenuntergang Spaziergänge in der Umgegend machten und die erste Hälfte der Nacht auf Polster gelagert auf dem platten Dache zubrachten. Diese Nachtstunden waren die angenehmsten. Eduard konnte den herrlichen Himmel mit den glänzenden Sternen, die hier der Erde näher schienen, mit dem dunkel glühenden Horizonte, der die Wüste einfaßte, nicht genug bewundern, und es war, als ob Emilie mit seinen Augen sähe, denn sie gestand, daß sie jetzt erst in der Natur des Landes, von ihm geleitet, Schönheiten entdeckte, die sie durch so viele Jahre gar nicht bemerkt

hatte. Ueberhaupt war in der kurzen Zeit eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Sie blühte auf wie eine Blume, die von einem dumpfen Platze auf eine sonnige Stelle verpflanzt worden. Ihre blassen Wangen rötheten sich, und Eduard erkannte nach und nach das heitere Wesen wieder, das er in seiner Jugend geliebt hatte. Der erste Eindruck, den sie ihm bei seiner Ankunft gemacht, der Gedanke an einen tiefen Kummer in ihrem Herzen wurde allgemach durch ihre gegenwärtige Heiterkeit und durch die friedliche Stimmung, die im Hause herrschte, verwischt. Die Befangenheit, die er ihres Kummers willen sowohl ihr als Herrn Pascal gegenüber empfunden, verschwand, und er lächelte über die Entschlüsse, die er damals gefaßt hatte, zwischen sich und Emilien eine gewisse förmliche Freundschaft als Schranke aufzustellen und alle Vorsicht zu gebrauchen, um sie, die eines liebenden Herzens bedurfte, zu verhindern, daß sie sich ihm, dem Jugendfreunde, nicht mit größerer Leidenschaft zuwende. Sonderbarer Weise sprach sie jetzt auch weniger von der Heimat, die ungeheure Sehnsucht schien befriedigt, und hätte Eduard, der schöne liebenswürdige junge Mann, etwas mehr Eitelkeit besessen, hätte er, nur etwas geckenhaft, mehr an die Genugthuung, von einem so liebenswerthen Geschöpfe geliebt zu werden, als an ihr Wohl gedacht, er würde sich gesagt haben, daß Emilie ihre ganze Heimat, daß sie Vaterland und Vaterhaus in ihm gefunden habe. Aber unbefangen plauderte er mit ihr und Herrn Pascal; unbefangen gab er ihr auf Spaziergängen den Arm, während der Gatte daneben oder, in Gedanken vertieft, allein und von dem jungen Paare getrennt, daherging.

Wir wissen nicht, ob Herr Pascal zur Zeit die Veränderung in Emiliens Wesen dem wahren Grunde zuschrieb; wir wissen nur, daß es ein anderer Bewohner des Hauses wirklich gethan. Als Herr Pascal eines Tages aus der Stadt heim kehrte, begann Ibrahim, der ihn begleitete, plötzlich also: Hast du beobachtet, Herr, wie dein Weib jetzt blüht und heiter ist?

Die Weiber wechseln nach Laune.

Das Weib, sagte Ibrahim, blüht auf am Rande der Sünde, wie ein Baum am Rande der Quelle.

Schweig! befahl der Konsul.

Und Ibrahim schwieg, schwor sich aber, zu wachen.

Niemand wachte besser als Herr Pascal selbst, und trotz dem Befehl, der Ibrahims Bemerkungen kurz abschnitt, bestand von diesem Augenblicke an zwischen dem Diener und dem Herrn ein neues, auf Eduard und Emilien bezügliches Einverständniß. Kein Wort, keine Geberde entging den beiden Lauschern.

Am Abend desselben Tages, da Ibrahim seine Bemerkung gemacht hatte, fing Herr Pascal von den Arbeiten Eduards zu sprechen an und hielt ihm die Nothwendigkeit vor, noch diese und jene Stadt des Orientes zu besuchen. Emilie erblaßte bei dem Gedanken an die Abreise, sie erschrak noch mehr, als sie den Blick bemerkte, welchen ihr Gatte über ihr erblassendes Gesicht hinfliegen ließ. Sie sah bei Seite, und da stand als aufwartender Diener mit verschränkten Armen Ibrahim, der aus den Mienen zu erkennen schien, was vorging, und Emilien mit stechendem Auge betrachtete. Es war ihr, als säße sie da zwischen zwei ergrimmten Feinden in einem Zauberkreise, aus dem sie sich nur retten könnte, wenn sie sich Eduard in die Arme warf. Sie begann am ganzen Leibe zu zittern, eine namenlose Angst ergriff sie, und mit einer Entschuldigung stand sie auf und schwankte in eine der dunkelsten Alleen des Gartens. Herr Pascal lächelte auf unaussprechliche Weise. Eduard bemerkte es, und die Bedeutung der Szene wurde ihm klar. Schnell gefaßt, nahm er das Gespräch wieder auf, versichernd, daß er von dem Gesagten durchdrungen sei und sich nächstens auf die Reise machen werde.

Der Konsul verstand ihn; aber er erschrak, sich eine Blöße gegeben zu haben. Eduard hielt ihn für eifersüchtig, und er kam sich lächerlich vor. Daher bemerkte er freundlich, daß seine Worte nicht so gemeint seien, daß vielmehr Eduard in dieser Stadt noch viel zu thun habe und daß er sich die Weiterreise am Liebsten so weit als möglich hinausgeschoben denke.

Um Eduard noch mehr von möglichen Vermuthungen abzulenken, ersuchte er ihn, doch nachzusehen, was seine Frau habe, und ihr für den Abend seine Gesellschaft zu schenken, da ihn dringende Geschäfte nach der Stadt riefen.

Eduard erhob sich und folgte Emilien. Er fand sie auf einer Rasenbank sitzend, das Gesicht in beide Hände gedrückt.

Was hast du, Emilie? fragte Eduard ängstlich.

Bist du es, rief sie erstaunt, wie nach einer langen Trennung; es war, als hätten ihre Gedanken in dieser kurzen Zeit einen unendlichen Raum durchlaufen. — Bist du es? fragte sie wieder und klammerte beide Arme um seinen Nacken.

Ach, Eduard, du weißt es nicht, welche Angst ich empfinde, wenn ich dich mit ihm allein weiß.

Du bist kindisch, lächelte Eduard, und, fügte er ernst hinzu, ich meine, daß du deinem Manne Unrecht thust. Du bist nicht glücklich, das habe ich mit Kummer längst beobachtet, aber du machst dich dadurch noch unglücklicher.

Vielleicht hast du Recht, antwortete sie, aber ich kann nicht anders. — Eduard, ich fürchte mich vor ihm; in ihm gehen Dinge vor, die wir nicht begreifen. Ich will es dir nur gestehen, seit ich hier in der Einsamkeit mit ihm lebe, habe ich seinen Worten, seinen Mienen, seinem Zorn, seiner Freundlichkeit nicht einen Augenblick geglaubt. Bei jeder seiner Berührungen erbebe ich bis ins innerste Herz, Das hat er bemerkt und nähert sich mir kaum noch — aber dafür haßt er mich auch. Ja, du wirst es mir nicht ausreden, er haßt mich. Seit du hier bist, ist mir diese Ueberzeugung, ich weiß nicht warum, eher angenehm als entsetzlich; aber was soll aus mir werden, wenn du wieder fortgehst? Bleibe, Eduard, ich beschwöre dich, um Gotteswillen bleibe. Du hast mich schon einmal verlassen; ich sage dir, was ich dir nie sagen sollte, daß ich mich immer als von dir verlassen betrachtet habe. Dir habe ich von Kindheit an angehört, du aber bist in die Welt gegangen und hast das Kind zu Hause den Vormündern überlassen, die mich, die Hülflose, hieher verhandelten.

Ach, wärest du daheim geblieben, es wäre Alles anders geworden. Jetzt rette mich und nimm mich mit dir, wenn du nicht bleiben kannst, oder ich vergehe in meiner Angst.

Liebes Kind, stammelte Eduard, ich bin sein Gast. Wisse, daß ich es ewig als ein Verbrechen an dir und mir betrachte, daß ich dich einst vergessen habe; — aber was kann ich jetzt als ein Ehrenmann gegen deinen Gatten thun, der mich in seinem Hause aufgenommen und mit Güte überhäuft hat, ja, der mir nicht das mindeste Mißtrauen zeigt?

Du hast Recht, sagte Emilie mit tonloser Stimme und ließ die Arme sinken. Ich will aushalten, so lange ich es vermag, aber ich werde darüber zu Grunde gehen.

Noch in derselben Nacht wußte Herr Pascal, daß seine Frau leidenschaftlich sprechend und weinend am Halse Eduards gehangen hatte. Nur die Worte selbst hatte sein Späher nicht verstanden.

Von der Abreise war in der nächsten Zeit nicht mehr die Rede. Wenn Eduard das Gespräch darauf brachte, schnitt es Herr Pascal mit gewichtigen Gründen, die für ein längeres Bleiben sprachen, ab; und wenn Eduard jetzt öfter als vorher mit Emilien allein im Garten umherwandelte, war jedes ihrer Worte noch überzeugender, daß er bleiben müsse. War er aber allein, so erschien ihm wieder die Pflicht, abzureisen, dringender als je. Schwerlich hätte ihn Emilie länger zurückgehalten, hätte sie eine Ahnung von der Szene gehabt, die an einem dieser Abende hinter der Aloehecke, vor welcher sie mit Eduard saß, gespielt hatte. Da kniete Ibrahim und hielt Eduards Doppelgewehr in der Hand. Er wollte mehrere Mal anlegen; aber seine Arme zitterten vor Wuth. Endlich faßte er sich und legte den Lauf leise auf ein Kaktusblatt und schob ihn langsam vor, bis er fast die Locken Eduards, der eben Emiliens Hand küßte, berührte. In dem Augenblicke fühlte sich Ibrahim an der Schulter gefaßt. Sein Herr stand hinter ihm, machte ihm ein abwehrendes Zeichen, winkte, und der Diener folgte. Leise schlichen die beiden Männer fort, ohne auch nur ein Blatt zu berühren, daß

es rauschen konnte, ohne den Sand auf dem Wege knistern zu machen. Im Hause angekommen, lispelte Herr Pascal dem Araber zu: In meinem Hause darf dem Gaste, der mir von meinem Sultan empfohlen ist, nichts begegnen. Ich weiß ein anderes Mittel.

Wenige Tage nach diesem Ereigniß, da Eduard eben aus der Stadt zurückkehrte, fand er im Hofe allerlei Pferdegeschirr ausgebreitet und Waffen an die Wand gelehnt. Die Diener waren mit Putzen und Ausbessern beschäftigt und das Ganze hatte ein so kriegerisches Aussehen, als ob ein kleiner Feldzug unternommen werden sollte.

Was bedeuten diese Vorbereitungen? fragte Eduard.

Nichts für einen Franken, antwortete Ibrahim spöttisch.

Herr Pascal, der in der Thüre stand, sagte lächelnd: Ibrahim hält alle Franken für unfähig, einen Leoparden vor den Kopf zu schießen.

Also eine Leopardenjagd? fragte Eduard.

Ja, erwiderte der Konsul; sie ist vielleicht meine einzige Leidenschaft.

Sie muß höchst interessant sein, meinte Eduard, und ich möchte wohl etwas der Art mitmachen.

Der Konsul zuckte die Achseln und sagte: Halb und halb möchte ich denn doch mit Ibrahim übereinstimmen; das Vergnügen kann einem Franken in der That ziemlich gefährlich werden, besonders in dieser Jahreszeit, wo die Leoparden ihre Jungen zu vertheidigen haben.

Eduard war von dem Tone, in welchem Herr Pascal die Worte sprach, etwas beleidigt. Sie werden mir, wenn ich Sie darum bitte, sagte er, es doch nicht versagen und mir erlauben, Sie auf Ihrer Jagd zu begleiten.

Gewiß nicht, versetzte Herr Pascal verbindlich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, bin ich gern bereit. Ich gebe Ihnen mein bestes Pferd und bitte Sie nur um die Erlaubniß, für Sie als einen Unerfahrenen einige Sorge tragen zu dürfen. Sie

müssen mir versprechen, sich ganz nach meinen Anweisungen zu benehmen.

Während des ganzen Abends ward die Jagd nicht weiter erwähnt, Herr Pascal mochte seine Ursachen haben, darüber vor Emilien zu schweigen, und Eduard ahnte, daß ihr die Mittheilung unangenehm wäre. Auch kümmerte er sich nicht weiter um die Vorbereitungen und überließ Alles Ibrahim, der als Leopardenjäger berühmt war und am Besten wußte, was es für den morgenden Tag zu thun gab.

Mit Sonnenaufgang sollte aufgebrochen werden. Als Eduard in den Hof trat, waren die Pferde schon gesattelt, und man führte ihm das schönste derselben, die gefeierte Stute Zaïre, vor. Mit Freuden schwang er sich auf ihren Rücken und ließ sie im Hofe umher galoppiren. Nie hatte er sich auf einem Pferde so wohl gefühlt; er merkte, wie es jede seiner Absichten schnell verstand, und freute sich an dem sanften und leichten Schritte, der den Reiter rhythmisch, so zu sagen musikalisch, wiegte. Er überhäufte es mit Schmeichelworten und konnte nicht umhin, einige laute Ausrufe zu seinem Preise auszustoßen. Er hatte vergessen, daß Ibrahim ihn gebeten hatte, jedes Wort des Lobes zu unterdrücken, um nicht die bösen Geister herbei zu locken. Grimmig stürzte dieser heran und gebot ihm mit lauter Stimme, zu schweigen. Eduard lachte auf, und es ergab sich ein Wortwechsel, welchen Herr Pascal umsonst zu beschwichtigen suchte. Da erschien Emilie am Fenster ihres Schlafzimmers — mit Schrecken sah sie Eduard im Sattel und zur Jagd gerüstet.

Du reitest mit? rief sie mit zitternder Stimme.

Eduard nickte, und sie verschwand vom Fenster, um gleich darauf im leichten Morgenanzuge im Hofe zu erscheinen. Sie eilte auf Eduard zu, faßte seine Hand und beschwor ihn, zu Hause zu bleiben. Er lächelte und suchte sie zu beruhigen. Aber vergebens.

Ich habe, sagte sie aufgeregt, eine schlimme Ahnung; es widerfährt dir etwas Böses auf dieser Jagd. Du kennst die

Gefahren nicht. Ich beschwöre dich im Namen deiner Mutter, bleibe zurück, gehe nicht mit, Eduard! — Du gehst in deinen Tod.

Ein krampfhaftes Zittern ergriff sie, und sie mußte sich am Sattel fest halten, um nicht zu sinken. Eduard redete ihr zu, aber sie schüttelte traurig den Kopf. Traue ihnen nicht, lispelte sie.

Eduard runzelte die Stirne, und er konnte eine Geberde des Unwillens nicht unterdrücken. Er hielt es nun sogar für Pflicht, mit zu gehen, um durch eine glückliche Rückkehr Emilie und ihr Mißtrauen zu beschämen. Herr Pascal, der der Szene schweigend, und ohne eine Miene zu verziehen, zugesehen hatte, schwang sich aufs Pferd und gab ein Zeichen. Sogleich saßen alle Diener im Sattel, und der Zug setzte sich in Bewegung. Emilie hing krampfhaft an Eduards Hand. Mit der Linken griff sie wie im Traume nach dem Zügel seines Pferdes, um es zurück zu halten. Aber Eduard faßte ihre beiden Hände, machte eine rasche Seitenbewegung und befreite sich, nicht ohne ein schmerzliches Gefühl, auf etwas heftige Weise von der süßen Last. Emilie ließ los, schwere Thränen traten aus ihren Augen. Wie sie so gebrochen da stand, keines Wortes fähig, wie die sanften Morgenwinde mit ihrem weißen Anzuge spielten, war sie unendlich schön, aber auch überaus bedauernswürdig anzusehen. Es gehörte viel Selbstüberwindung dazu, dem Pferde die Sporen zu geben. Aber Eduard hielt es, wie gesagt, für Pflicht, dießmal hart zu sein, er rief ihr noch einen guten Morgen zu und sprengte den Reitern nach, die schon weit voraus waren. Erst auf einem ziemlich fernen Hügel wagte er es, rückwärts zu blicken, und da stand Emilie auf der Höhe des Daches, über das Geländer gelehnt, ihm nachsehend.

Anfangs ritt er schweigsam und in sich gekehrt neben Herrn Pascal hin. Er konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit einen forschenden Seitenblick auf das braune und durchfurchte, aber immer unbewegliche Gesicht seines Gastfreundes zu werfen. Trotz Allem hatten die Worte Emiliens einigen Eindruck in ihm hinterlassen. Sie liebt mich, sagte er sich, und ich gebe sie zum Theil

nur aus verletzter Eitelkeit, um mich von ihrem Manne nicht für furchtsam halten zu lassen, den bittersten Befürchtungen preis. Aber auch ich liebe sie, dachte er seufzend; und ich bin es ihr schuldig, die grauenvollen Gedanken, womit sie ihren Mann betrachtet, so viel an mir ist, zu widerlegen.

Was hat Ihnen Emilie vorgejammert? fragte der Konsul kalt.

Weibliche Befürchtungen, antwortete Eduard, sie sprach von den Gefahren der Jagd für einen Ungeübten.

Sie hat ein erhitztes Hirn und gibt sich den sonderbarsten Vorstellungen hin. An Ihnen jedoch hängt sie mit einer rührenden Freundschaft.

So sprechend, sprengte Herr Pascal vor, um verschiedene Befehle an die Diener auszutheilen. In seinen Worten, in der Art, wie er sie gedehnt und beziehungsvoll aussprach, lag nichts, was die Schatten in Eduards Gemüthe hätte zerstreuen können. Besser wirkte die großartige Natur, die die Jagdgesellschaft umgab. Rechts vom Wege dehnte sich unabsehbar die Wüste aus mit ihren kleinen Hügelungen, auf denen dort und da tropische Distelpflanzen ihre Speere und, von diesen umgeben, glühende Blumen in die Luft streckten. Links erhoben sich die letzten Ausläufer des nördlichen Gebirges, merkwürdig kontrastirend gegen die so nahe liegende gelbe Fläche, zwar hie und da ebenfalls verbranntes und kahles Gestein hervorstreckend, im Ganzen aber grün, von Sträuchern und Stauden bedeckt, von gelben, rothen und weißen Blüthenguirlanden umzogen. In den Thälern und Schluchten, die auf den Weg mündeten, breit bedachte Pinien, manchmal eine dunkle Zypresse und auf den besonnten Vorsprüngen herrliche Palmenschäfte, ruhig mit starren riesigen Blättern dastehend oder mit breiten Fächern lieblich auf und niederfächelnd. Eduard wußte nicht, wohin zuerst die Blicke wenden. Waren sie vom Schimmer der Wüste ermüdet, versenkte er sie in die grünen Winkel der Thäler, die Ruhe und Erholung athmeten; neu gestärkt, flogen sie dann wieder über die öde Unendlichkeit hin bis an den glühenden Horizont.

Nach mehrstündigem Ritte machte man in einer schattigen Bucht am Fuße eines bebuschten Plateaus Halt. Hier oben, sagte Herr Pascal, soll sich das Lager eines Leoparden befinden. Bevor wir ihn angreifen, wollen wir uns durch ein Frühstück Kräfte geben.

Die Diener breiteten allerlei Nahrungsmittel auf einem flachen Steine aus. Herr Pascal und Eduard saßen dabei, ohne sie zu berühren. Herr Pascal war nachdenklich; Eduard, in der Stille der Thalschlucht wieder an die Szene des heutigen Morgens erinnert, voll Unruhe und Traurigkeit.

Essen Sie doch, forderte Herr Pascal seinen Jagdgenossen auf.

Es ist mir nicht möglich.

Und was verleidet Ihnen die Lust, wenn ich fragen darf?

Um es offen zu gestehen, ich denke an Emilie. Ich bin mir keiner Schuld bewußt und darf darum so offen sprechen. Das Kind, verzeihen Sie, ich wollte sagen, Ihre Frau, scheint mir so unglücklich, von so düstern Phantasien gepeinigt, sie sieht und ahnt überall nur Schrecken und Unglück, ihr Herz ist, ganz gegen ihren Charakter, voll Argwohn. Vielleicht haben es Ihnen Ihre Geschäfte, Ihre Studien bis jetzt noch nicht erlaubt, Das zu beobachten. Ich bin mit ihr wie ein Bruder aufgewachsen und habe vielleicht das Recht, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Herr Pascal antwortete lange nicht, aber fühlend, daß er etwas sagen müsse, erwiderte er endlich: Also Argwohn? Gegen wen? — Ich wüßte nicht — wer hat ihr Ursache gegeben? Ich habe sie nur melancholischen Gemüthes gekannt — aber auch diese Düsterheit hat sich seit Ihrer Anwesenheit, Herr von Rose, etwas aufgeheitert. Wenn jedoch in der That von dem bösen Gifte des Argwohns irgend wie die Rede sein kann, so dürfte dieses ebenfalls erst seit Ihrer Anwesenheit aufgekommen sein.

Das klingt wie eine Anklage, Herr Pascal, antwortete Eduard. Ich gebe Ihnen das Wort eines Mannes, daß Sie weder Emilien noch mir einen Vorwurf zu machen haben.

Auf die Worte wandte sich Herr Pascal mit einer raschen

Bewegung, wie man sie an ihm nicht gewöhnt war, gegen Eduard, blickte ihn mit funkelnden Augen an und sagte mit bleichen, bebenden Lippen: Sie liebt Sie. — Schnell faßte er sich wieder und fügte nach kurzer Pause, noch ehe der überraschte Eduard antworten konnte, hinzu: Lebten wir in europäischer Gesellschaft, so würden es jetzt schon Hunderte wissen, — in europäischer Gesellschaft ferner würde ich mich höchst wahrscheinlich, Herr von Rose, mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Allein hier im Orient hält man jeden Duellanten für einen Deli, d. i. für einen Wahnsinnigen, und ich bin ganz der orientalischen Ansicht.

Er stand auf und gab den Dienern Befehl, daß die Jagd angefangen werde, und zu Eduard gebeugt, bemerkte er aufs Verbindlichste: Sie erlauben mir, Ihnen Ihren Platz anzuweisen.

Eduard nickte bejahend mit dem Kopfe und folgte dem Konsul, der mit den Dienern aufwärts dem Plateau entgegenstieg. Im Steigen wandte sich dieser noch ein Mal um. Wie wenig ausgesetzt auch der Platz sein mag, auf den ich Sie stelle, so seien Sie doch auf Ihrer Hut, denn der Leopard könnte trotz Allem gerade auf Ihrer Seite aus dem Gebüsche brechen. Also halten Sie sich immer auf seinen Empfang bereit.

Sie wanderten eine Strecke weit am Rande des Plateaus hin bis an eine Stelle, wo sie von den Dienern mit den Pferden erwartet wurden. Der Konsul und Eduard bestiegen die ihrigen. Die Diener blieben zu Fuß. Sie zogen wieder weiter, und an einer zweiten Stelle trafen sie auf eine Schaar Araber, die große, oben flache Stäbe in der Hand hielten und die bestellt waren, den Leoparden, durch das weite Gebüsch in einem großen Kreise vorwärts dringend und auf die Sträuche schlagend, aus seinem Lager aufzujagen. Unter einer Pinie wies der Konsul seinem Jagdgenossen den Platz an; ungefähr zwanzig Schritte von ihm begann das Dickicht. Hier, sagte Herr Pascal, halten Sie unverrückt auf Ihrem Pferde. Der Leopard wird höchst wahrscheinlich dort, bei jener Zypresse, durchbrechen, so daß Sie

seinen Fall werden sehen können. Vermuthlich werde ich dann selber dort sein und, wenn das Glück es will, ihn tödten. Aber wie gesagt, Sie müssen immerhin auf Ihrer Hut bleiben. Uebrigens lasse ich Ibrahim, den besten Leopardenjäger des Landes, in Ihrer Nähe.

Herr Pascal ging. Sämmtliche Diener und die bestellten arabischen Treiber folgten. Nur Ibrahim blieb und setzte sich, Datteln kauend, sein Jagdgewehr im Arm, einige Schritte von Eduard entfernt auf einen Stein nieder. Bald war die Jagdgesellschaft verschwunden und Eduard mit dem Diener in voller Stille und Einsamkeit. Ein Neuling, wie er war, folgte er den Anweisungen seines Gastfreundes aufs Pünktlichste. Unbeweglich hielt er da, das Gewehr in der Hand, immer vorwärts blickend nach dem Dickicht. Aber die Zeit verging, und nichts regte sich. Er wandte sich fragend gegen Ibrahim und sah, wie ihn dieser mit einem drohenden Lächeln anblickte. Er glaubte, die Ursache dieses Lächelns in seiner kindischen Folgsamkeit zu finden, und erlaubte sich auf seinem Pferde eine erleichterte Bewegung. Erst als er aus weiter Ferne das Schlagen der Knittel und das Rufen der Treiber hörte, stellte er sich wieder steif an seinen Posten. Doch war es ihm dießmal schwer, den Blick auf das vor ihm liegende Gebüsch zu heften; unwillkürlich wandte er ihn immer nach der Zypresse hin, wo der Aussage des Herrn Pascal nach der Leopard hervorbrechen sollte, und wo in der That schon einige Schützen in derselben Erwartung bereit standen. Die Treiber mit ihrem Lärmen kamen immer näher; nach seinem Gehör konnte Eduard ermessen, wie der Kreis enger und enger wurde, und es kam ihm vor, als ob er sich nach seiner Seite hin verengerte. Endlich hörte er das Brüllen des aufgejagten Thieres und gleich darauf ein Knacken und Krachen der Zweige. Schon sah er, wie sich die Gipfel der Sträuche bewegten, welche das Thier durchbrach; sein Pferd Zaïre zitterte einen Moment lang am ganzen Körper, dann aber streckte es sich und hob es sich mit dem Vorderleibe, als ob es dem Feinde entgegenspringen

wollte. Eduard hielt es fest, und es schien seinen Reiter zu verstehen, denn stramm streckte es die beiden Vorderbeine hart an einander vorwärts und stand unbeweglich, wie aus Bronze, immer mit seinem Reiter dem Gebüsche entgegen blickend. Da entdeckte Eduard im Dickicht und zwar am Fuße des Gesträuches zwei glühende Augen, die ihn mit furchtbarem Licht anleuchteten. Er wußte nicht, ob Das der Augenblick zum Abfeuern sei, oder ob er warten müsse, bis das Thier sich mit dem ganzen Körper zeige und dem Schusse ein größeres Ziel biete. Zaudernd sah er sich nach Ibrahim um; der war verschwunden, und schnell wie ein Blitz flog Eduard die Erinnerung an die warnenden Worte Emiliens durch den Kopf. Aber er hatte nicht Zeit, darüber zu brüten: sein Pferd stieß ein Wiehern aus, das einem grellen Trompetentone glich und wie eine Mahnung zur raschen That erschallte. Noch immer lag der Leopard unbeweglich, wie schnell sich auch die Stimmen der Treiber näherten, nur sein Schweif schlug um sich und bewegte das Gebüsch hinter ihm. Eduard legte an, schoß und fehlte. Noch starrte er seinem Schusse nach, als schon das Thier mit zwei gewaltigen Sätzen auf ihn lossprang. Es war um ihn geschehen, wenn nicht Zaïre in demselben Augenblicke, da sich das Thier erhob, einen Seitensprung nach rechts gemacht hätte; dennoch faßte der Leopard Eduard im Vorübersprunge am linken Arm und riß ihm seinen Aermel sammt einem Stück Fleisch ab. Damit flog das Thier auf die Erde hin, nach Art der Katzen nicht daran denkend, umzukehren und die entwischte Beute noch einmal anzugreifen. Im Gegentheil setzte es eben an zu einem neuen Sprunge, um in das hinter Eduard liegende Gebüsch zu entkommen, als aus eben diesem Gebüsche ein Schuß erscholl und es niederstreckte. Dem Schusse folgte Ibrahim mit jubelnd aufgehobenem Gewehre. Aber noch ehe er das Thier betrachtete, trat er an Eduard heran und musterte seine Wunde und das zur Erde strömende Blut. „Es ist nichts," sagte er achselzuckend und ging durch das Gebüsch der Gruppe zu, bei der sich sein Herr befand.

Er ist todt, rief er diesem zu.

Wer? fragte Herr Pascal rasch.

Nur der Leopard, antwortete Ibrahim, abermals die Achsel zuckend.

Sie Alle sammelten sich jetzt um das verendende Thier. Herr Pascal zeigte keine große Erschütterung, als er die Wunde Eduards, der vom Pferde gestiegen war, bemerkte. Er sagte nur, Das seien Kleinigkeiten, auf die man bei einer Leopardenjagd gefaßt sein müsse; übrigens sei es merkwürdig, daß der Leopard gerade auf Eduards Seite hervorgebrochen sei. Man habe Das schon öfter bemerken wollen, daß diese Thiere sich instinktmäßig der Seite zukehren, wo die geringere Gefahr sei. So sprechend, schnitt er Eduard den Rest des Aermels auf, zog Tücher hervor und verband ihm die Wunde mit kunstverständiger Hand; das verhinderte jedoch nicht, daß das Blut nach wie vor hervorquoll.

Den todten Leoparden übergab man den Dienern und trat den Rückweg an. Neben Herrn Pascal ritt Ibrahim und erstattete ihm, wie es Eduard schien, mit leiser Stimme Bericht über die Jagdkatastrophe. Auf eine Bemerkung seines Herrn antwortete er vernehmlich: Es stand so geschrieben.

Herr Pascal gesellte sich hierauf zu Eduard, redete ihm freundlich zu und stellte ihm die Wunde sowohl wie den ganzen Vorfall als ganz bedeutungslos vor. Aber bald war der Verwundete seiner nicht mehr mächtig genug, um dem Gespräche zu folgen. Der Blutverlust hatte ihn erschöpft; seine Gedanken begannen zu schwärmen, alle Ereignisse des Tages verwirrten sich in seiner Erinnerung. Bald sah er den Leoparden auf dem Hofe Herrn Pascals; bald wieder Emilien, wie sie in dem Augenblick, da der Feind auf ihn lossprang, im Morgenkleide auf ihn zueilte; dann wieder Ibrahim, der hinter ihm im Gebüsche lag und sein Gewehr auf ihn anlegte. Doch stand bei aller Verwirrung seiner Vorstellungen der Eine Gedanke in ihm fest, Niemand anklagen zu wollen und Emilien das ganze Ereigniß als

einen Zufall, als eine Folge seiner Unerfahrenheit, darzustellen. Was sollte es auch Anderes sein? Eduard war mit seinen Entschlüssen kaum zu Ende gekommen, als er plötzlich seine letzten Kräfte schwinden fühlte, als ihm die Gegenstände vor seinen Augen in ein unentwirrbares Chaos zerrannen und es ihm mit Einem Male überaus wohl wurde. Es war ihm, als läge er zu Hause auf dem Sopha, umgeben von der zärtlichen Pflege seiner Familie. Er lag jedoch in Wirklichkeit bewußtlos auf dem Wege.

3.

Wir werfen einen Schleier über die Stunde, da die Jagdgesellschaft heimkehrte, die Diener den bewußtlosen Eduard in den Hof trugen und Emilie eine Leiche zu empfangen glaubte. Während seiner Abwesenheit, während der Stunden, die sie in Angst und Sorgen um ihn verlebte, war er ihr wo möglich noch theurer geworden. Die Zeit, die sie nicht, nach der Jagdgegend blickend, auf dem Dache zubrachte, verweilte sie auf seiner Stube und beschäftigte sich mit seinen Büchern und allen den Gegenständen, die ihm, den sie nie wieder zu sehen befürchtete, angehörten. — Welch ein glückliches Gefühl durchzuckte ihr Herz mitten unter allen Sorgen und Qualen, als sie da unter seinen Papieren jene Brieftasche fand, nach der sie ihn am ersten Tage gefragt hatte. Das kleine Ding war schon bedeutend gealtert und abgegriffen. Sie bedeckte es mit ihren Küssen und ihren Thränen.

Nunmehr sehen wir sie durch viele Tage am Bette des Kranken sitzen. Sie klagt Niemand an, sie spricht nicht über das Ereigniß, sie erfüllt nur mit ununterbrochener Sorgfalt ihre Pflichten als Krankenwärterin. Eduard wäre vielleicht schon im Stande, seine Arbeiten wieder aufzunehmen; aber sie duldet es nicht. Sie kann sich nicht entschließen, ihn aus ihrer Pflege zu entlassen und wieder mit anderen Menschen unbewacht, unbeschützt verkehren zu sehen. Herr Pascal läßt sie gewähren; ja, er lächelt sogar zu ihrem Benehmen und erlaubt sich von Zeit zu Zeit einen

kleinen Scherz darüber. Freilich nimmt sein Gesicht einen andern Ausdruck an, wenn er die Krankenstube verläßt und auf seiner eigenen Stube in einem Winkel des Divans auf orientalische Weise mit untergeschlagenen Beinen sitzt und stundenlang vor sich hinstarrt. Mit Ibrahim verkehrt er gar nicht mehr; wenigstens sieht es Niemand, wenn er manchmal flüchtig ein Wort mit ihm wechselt.

Eduard, Dank der treuen Pflege, sitzt bereits im Garten und nimmt wieder an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten Theil; aber an ein Wiederaufnehmen der Arbeit ist nicht zu denken. So oft er in die Stadt gehen will, klammert sich Emilie an ihn, und es wiederholt sich mit größerer Heftigkeit die Szene von jenem Morgen. Sie sieht die Stadt von Mördern bevölkert und ist überzeugt, daß Eduard nicht zurückkehren wird. Dieser kann es nicht über sich bringen, das geliebte Weib stundenlangen Aengsten hinzugeben, und bleibt.

Sie sehen, sagte eines Tages Herr Pascal bei Tische, daß Ihre Angelegenheiten unter diesen Umständen nicht vorwärts schreiten und daß Sie die Zeit, die Ihnen die Regierung gestattet, fruchtlos verlieren. Zum Unglück sind die Umstände der Art, daß Ihnen der Aufenthalt hier im gegenwärtigen Monate nicht viel Nutzen verschaffen kann. Der Imam, der Ihnen gern beigestanden hätte, ist nach Stambul gereist und kehrt erst in zwei oder drei Monaten wieder. Bis dahin wird sich hoffentlich die krankhafte Stimmung unserer Emilie gelegt haben, und so denke ich, daß Sie diese Zeit benutzen, um die heiligen Städte zu besuchen, und dann im Herbste zu uns zurückkehren. An Ihre Rückkehr knüpfe ich noch andere Pläne. Emilie kann unmöglich so fortleben. Die letzten Monate haben mir Das klar dargethan, und ich bin fest entschlossen, mit ihr in Ihrer Gesellschaft eine Reise nach Europa zu machen.

Eduard schienen diese Vorschläge höchst verständig und annehmbar; Emilie jubelte auf, und alle Angst, die sie seit Wochen fortwährend gefühlt hatte, fiel ihr mit Einem Male wie eine

gewaltige Last vom Herzen. Der Gedanke an die Trennung wurde durch die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und durch die Aussicht auf die gemeinschaftliche Reise in die Heimat gemildert.

Freilich dauerte die heitere Stimmung nicht lange, denn bald trat dieser selbe Gedanke, je mehr sich die Zeit des Abschieds näherte, in den Vordergrund. Dazu gesellte sich, neu erwacht, das alte Mißtrauen. Der Besuch der anderen Städte war von Herrn Pascal zu gut eingerichtet, die Reise nach Europa stellte zu viel Schönes in Aussicht, so daß Emilie, die nicht gewohnt war, von dieser Seite her Glück zu empfangen, zu zweifeln anfing und von ihrem Zweifel bald die schlimmste Seite als Gewißheit annahm. Sie hielt es für geboten, Eduard auch dießmal zu warnen, obwohl sie nicht recht wußte, wovor sie ihn eigentlich warnen sollte. So sprach sie ihm eines Tages, da sie ihm bei den Reisevorbereitungen behülflich war, nur in allgemeinen Ausdrücken von ihren Befürchtungen.

Du bist ein Kind, sagte er lächelnd; all diese Gedanken würden in deinem reinen Sinne nicht aufkommen, wenn nicht deine Liebe —

Eduard erschrak über dieses Wort und hielt inne. Aber Emilie lächelte.

Sprich es nur aus, sagte sie. Ja, es ist meine Liebe, die mich so hellsehend macht. Mein grausames Verhältniß zu Pascal erlaubt es mir, so offen zu sprechen, und ich weiß, zu wem ich spreche. Aber ich erkenne auch, was dir deine Stellung zu meinem Manne auferlegt.

Eduard wandte sich rasch nach ihr um, schlang seinen Arm um ihren Hals und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Emilie rang sich aus seinen Armen los, schwankte einige Schritte, und an die Wand gelehnt ließ sie, leise schluchzend, ihre Thränen fließen. In dieser Stellung, die sie nicht veränderte, fand sie Herr Pascal, der hereintrat und Eduard einen Brief an den Scheich der Beni-Zegri übergab. Diesen Stamm solle

Herr von Rose zuerst aufsuchen, und dieser werde ihn mit Sicherheit weiter durch die Wüste begleiten. Herr Pascal ließ sich sehr beredt über die Art der Wüstenreisen aus, gab Eduard allerlei nützliche Anweisungen und that, immer weiter sprechend, als ob er die Anwesenheit Emiliens, oder wenigstens ihre Thränen nicht bemerkte.

Unter solchen und ähnlichen Szenen kam der Tag der Abreise heran. Es fiel Emilien auf, als sie durch das Haus ging, um noch Allerlei für Eduard zu besorgen, daß sämmtliche Diener, Ibrahim ausgenommen, entfernt waren. Sie erkundigte sich bei Pascal, welcher ihre Fragen mit Mißmuth aufnahm, aber für die Entsendung jedes Einzelnen eine Ursache anzugeben hatte. Der mußte dahin, der dorthin reiten; Ibrahim war zurückgeblieben, um Eduard zu seinem Stamm, den Beni-Zegri, zu geleiten. Unmöglich konnte ihm Herr Pascal einen bessern Führer geben, als den wüstenkundigen Ibrahim, der ihm außerdem bei seinen Brüdern eine gute Aufnahme sicherte. Das war sehr einleuchtend, und doch erschrak Emilie bei dem Gedanken, daß gerade Ibrahim der Begleiter des Freundes sein sollte. Aber was sollte sie beginnen? Eduard wieder ihre argwöhnischen Vermuthungen mittheilen? Es blieb ihr nichts übrig, als die verzweifeltste Verzagtheit, die sich ihrer so sehr bemächtigte, daß sie im Momente des Abschiedes in vollkommene Besinnungslosigkeit versunken war. Wie eine Träumende ging sie im Hofe hin und her, streichelte das Pferd, das Eduard tragen sollte, reichte ihm gedankenlos allerlei Reisegeräthe, drückte ihm endlich die Hand und sah ihm starr nach, als er, von Ibrahim gefolgt, aus dem Hofe ritt. Ohne die Worte Eduards: „Auf Wiedersehen also nach drei Monaten," wäre der Abschied ein ganz stummer gewesen.

Der Hufschlag der Pferde verhallte bald. Außer Herrn Pascal, seiner Frau und dem Pferde Zaïre, das gesattelt im Hofe stand, war nunmehr kein lebendes Wesen im Hause. Stille überall. Emilie stand da wie eine Bildsäule; neben ihr ihr

Mann, die Arme über einander geschlagen, die Blicke unheimlich glühend auf ihr bleiches Gesicht geheftet. Emilie bemerkte es nicht. Mechanisch wandte sie sich und ging ins Haus; wie eine Nachtwandlerin stieg sie die Treppen hinauf auf das Dach, Herr Pascal folgte ihr, und während sie, die Hände über dem Schooß in einander verschlungen, den Kopf gesenkt, Eduard nachsah, saß Herr Pascal auf dem Geländer, wieder wie unten im Hofe, die Gesichtszüge belauschend, in denen sich ein unendlicher Schmerz ausdrückte. Seine Stirne runzelte sich, seine Lippen zuckten, seine Augenlider waren starr, und die Augäpfel traten roth aus ihren Höhlen. Ein Beobachter hätte bemerkt, daß hier ein monatelang unterdrückter Ingrimm auf die Gelegenheit wartete, endlich sich Luft zu machen. Diese Gelegenheit gab ihm Emilie, indem sie Eduards Abschiedsworte: Auf Wiedersehen in drei Monaten, vor sich hin lispelte.

Ja, auf Wiedersehen in der Ewigkeit! brach Herr Pascal los, indem er an allen Gliedern erbebte und seine Arme erhob, als ob er Emilie zerschmettern wollte.

In der Ewigkeit! schrie sie, indem sie sich zu ihm wandte und mit Entsetzen seine verzerrten Züge erblickte.

Unverschämtes Weib, stotterte Pascal, die Zeit ist gekommen, dich und deinen erbärmlichen Anbeter zu strafen.

In der Ewigkeit? wiederholte Emilie.

Ja, in der Ewigkeit, wenn Ibrahim und die Beni-Zegri ihre Pflicht thun.

Wie in Wahnsinn beugte sich Emilie über das Geländer und schrie mit gellender Stimme: Eduard, Eduard, rette dich, sie ermorden dich! Aber Eduard konnte sie nicht mehr hören. Längst war er, rasch auf seinem Araber dahin fliegend, hinter den Hügeln der Wüste verschwunden. Keine Spur mehr war von den beiden Reitern zu entdecken.

Vielleicht, dachte Emilie, mordet ihn Ibrahim schon in diesem Augenblick. Vielleicht — sie faßte sich an die Stirne, — dann mit einem Sprunge war sie auf der Treppe, schlug die Thüre

hinter sich zu, die sie fest verriegelte, und einen Augenblick darauf sah sie Herr Pascal im Hofe, und wieder einen Augenblick darauf auf dem Rücken der berühmtesten Stute des Landes, auf dem Rücken Zaïrens.

Bleibe, bei deinem Leben, treuloses Weib, bleibe! schrie Herr Pascal, gefangen auf dem Dache, wie er war, bald wüthend am Geländer schüttelnd, bald wieder an der fest verriegelten Thüre reißend.

Emilie sah und hörte ihn nicht. Schon flog sie auf dem vor Freude wiehernden Roß aus dem Hofe in die Wüste, die Zügel schlaff, damit das kluge Thier selbst den Weg der befreundeten Thiere suche. Als es Herrn Pascal gelang, die Thüre zu erbrechen und den Hof zu erreichen, war Emilie aus dem Gesichtskreis verschwunden. Kein Pferd da, ihr zu folgen, und wäre eines da gewesen, welches hätte Zaïre erreicht, wenn die edle Stute einmal mit solcher Lust dahinflog? Mit seinen Fäusten schlug sich Herr Pascal gegen die Stirne und sank kraftlos auf der Schwelle zusammen.

4.

Ibrahim ist nie aus der Wüste zu seinem Herrn zurückgekehrt; sein Stamm wußte auch keine Auskunft über den Verlorenen zu geben. Das ist das Gewisse, was wir dieser Geschichte noch hinzufügen können.

Sagenhaft verlautet noch Folgendes:

Auf der schönen Insel Rhodus, im Schatten einer alten Befestigung aus der Johanniter-Zeit, an einem mit Reben bekränzten Hügel, mit der Aussicht auf das griechische Meer, umweht von Pinien, liegt ein kleines Häuschen, und in dem Häuschen wohnt ein europäisches Paar, schön, jung und glücklich.

Jeder europäische Reisende besucht es und freut sich des Stilllebens, das in diesem Häuschen herrscht. Die Franken im Orient aber behaupten, daß das Paar kein anderes sei, als

Eduard und Emilie, und sie fügen hinzu, um dem moralischen Sinn ihres Zuhörers nicht wehe zu thun, daß Emilie von Herrn Pascal geschieden und Eduards legitime Frau geworden sei.

Der Pantoffel.

An einem schönen Sommer-Nachmittage des Jahres 1854 ritten über den schmalen Quai, der sich zwischen Bebek und den blauen Wassern des Bosporus hinzieht, der junge deutsche Baron Eduard v. K. und die noch jüngere Miß Mary G., die Tochter des jüngst in Konstantinopel angekommenen englischen Generals. Das junge Paar war sehr schweigsam, Miß Mary sogar verdrießlich, was man an den kleinen Runzeln der schönen weißen Stirn, an den etwas spöttisch verzogenen Winkeln des lieblichen Mundes und vor Allem an den kurzen Worten merken konnte, mit denen sie die Bemerkungen des jungen Barons über die Herrlichkeiten des Bosporus beantwortete. Eduard war sehr unglücklich. Wie sehr hatte er sich auf die Ankunft Mary's gefreut, die er schon in London, wo er als Attaché einer deutschen Gesandtschaft gewesen, gekannt, vielleicht sogar geliebt hatte! An Bord des Kriegsdampfers, wo er sie und ihren Vater vor wenigen Tagen empfangen, war sie noch ganz das liebenswürdige, heitere Geschöpf, das in der ganzen höheren Gesellschaft Londons verzogen wurde, und Eduard war glücklich, in Konstantinopel, wo er nun schon seit längerer Zeit weilte, ihren Cicerone machen zu können. Aber von Stunde zu Stunde nahm seit ihrer Ankunft die gewohnte Heiterkeit ab, und seit zwei Tagen war sie ein vollkommen ungezogenes, verdrießliches Weib, ohne daß Eduard die Ursache einer so plötzlichen Wandlung hätte errathen können.

Dieser Punkt, sagte Eduard, indem er zu halten versuchte und mit der Hand auf die asiatischen Hügel wies, dieser Punkt

ist doch gemacht, die düstersten Gemüther aufzuheitern. Warum sind Sie so mürrisch, Mary? Sehen Sie sich doch ein wenig um!

Mary zuckte die Achseln und ritt weiter.

Aber was haben Sie denn? Was fehlt Ihnen? Sprechen Sie ein Wort! bat Eduard halb mißmuthig, halb gekränkt.

Sie würden mich doch nicht verstehen! sagte Mary, ohne sich umzusehen. — Ihr Männer seid gewohnt, die Dinge zu betrachten, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen, einen Eindruck dem anderen aufzuopfern und euch von einer alten Anschauungsweise im Augenblicke und ohne Schmerzen zu trennen. Weiß Gott, was Sie schon Alles durchgemacht haben und wie sehr das Gesagte auf Sie paßt! Dazu sind Sie ein Diplomat, das heißt, das poesieloseste Geschöpf auf der weiten Erde; wie sollten Sie mich verstehen?

Vielleicht doch! lächelte Eduard; habe ich Sie doch manchmal verstanden.

Wohl, rief Mary, ich will es Ihnen sagen: Ich bin enttäuscht, schrecklich enttäuscht! Gott, wie sehr bin ich enttäuscht!

Habe ich mich, fragte Eduard, in diesen zwei Jahren unserer Trennung so sehr geändert?

Sie sind ein eitler Mensch! Wer spricht denn von Ihnen? Vom Orient spreche ich, den ich mir als die Heimat der Poesie vorgestellt habe. Aber, ach! was finde ich? Schmutzige Gassen, scheußliche Hunde, elende Häuser ohne allen Komfort, wo ich Paläste, Gärten, orientalischen Pomp und Luxus erwartet habe. Ich kann nicht sagen, wie sehr jeder Frack und Pariser Hut mein Auge beleidigt, und doch wimmelt es in den Gassen Pera's von Fracks und Pariser Hüten. Und die Eingeborenen? Sie sind schmutzig, dumm, barbarisch! Nichts ist wahr an den Türken, als der ewige Tschibuk; und wenn sie Opium rauchen, mögen sie wohl schöne Träume haben, aber sie machen dabei so stupide Gesichter. Ich begreife nicht, daß man die ganze Welt so anlügen kann, wie es Byron und Lamartine gethan haben. Die Poesie ist da, die Menschen glücklich zu machen, nicht, um ihnen

die schrecklichsten Täuschungen zu bereiten. Freilich, als Byron und Lamartine ihre Bücher schrieben, wußten sie nicht, daß man sich einst mit Hülfe des Dampfes in wenigen Tagen von ihrer sündhaften Lügenhaftigkeit überzeugen werde. Wo sind sie nun, diese naiven, patriarchalischen, schön empfindenden Osmanli's Lamartine's und die prächtigen Ali's von Abydos?

Auch die Suleika's, Fatme's und Leila's sind eine Fabel, sagte Eduard — pure Gänse, die wie Enten watscheln, einen Maulkorb tragen und keines vernünftigen Wortes fähig sind.

Glauben Sie, rief Miß Mary, daß ich so gütig bin, das Schöne nur in den Reihen der Männer zu suchen? Es thut mir eben so leid, daß es keine Leila's gibt. Uebrigens glaube ich Das nicht so unbedingt. Die Poesie flüchtet sich überall, wo sie vor den rauhen Männern flieht, in die Gemüther der Frauen, ihre letzte Zufluchtsstätte, wie Das auch bei uns in England der Fall ist. Unter den patentirten Offizieren, Gesandtschafts-Sekretären, Eisenbahn-Spekulanten und Manchestermännern sind wir Frauen die einzigen und letzten Repräsentantinnen der Poesie.

Gewiß, sagte Eduard zustimmend.

Ja, es ist gewiß, obwohl Sie zu spotten scheinen. Sie sind einer der prosaischsten Menschen des Orients und Occidents. Seit zwei Jahren sind Sie im Orient; ich habe mir Sie während dieser ganzen Zeit in Turban und weiten, bunten, faltigen Kleidern gedacht, und siehe da, Sie tragen einen Quäker und einen schwarzen Cylinder auf dem Kopf und anstatt des vollen Bartes oder des Korsaren-Schnurrbarts auf jeder Backe ein blondes Kotelet, gerade so wie alle Anderen. Kommen wir denn hieher, bin ich denn meinem Vater in den orientalischen Krieg gefolgt, um euch am Bosporus eben so langweilig zu finden, als in Hyde Park oder auf den Boulevards von Paris? Die Tracht ist noch das einzige Schöne im Orient, und selbst die habt ihr euch nicht angeeignet.

Sie sah sich um. Auf dem Hügel über ihr erschien ein Arnaute in rother Jacke, deren offene Aermel malerisch über den

Rücken fielen, in goldgestickter Weste und breitem rothem Gürtel, von dem allerlei silberne Ketten und Kettchen herabhingen.

Sehen Sie, sagte Mary, so zum Mindesten sollten Sie sich kleiden.

You are foolish! sagte Eduard lächelnd. Obwohl sie zusammen Deutsch sprachen, sagte er dieses doch auf Englisch, weil es nicht so hart klingt, wie: Sie sind närrisch.

In diesem Augenblicke trat ihnen eine wilde Gestalt in den Weg; sie trug einen langen Bart, noch längere Haare, ein Lammsfell auf den Schultern, eine kleine Filzmütze auf dem Kopf und allerlei eiserne Instrumente im Gürtel.

Was ist Das? rief Mary erschrocken und hielt ihr Pferd an.

Ein Derwisch, antwortete Eduard.

Ein Derwisch? Das ist ja herrlich! Ich habe nie einen Derwisch gesehen. Und was will der Derwisch?

Er bettelt, wie Sie an der unverschämt ausgestreckten Hand erkennen mögen.

Mit sichtbarem Vergnügen zog Mary ihre Börse und gab dem Derwisch einen Shilling. Er griff so hastig zu, daß er Mary's Hand mitsammt dem Shilling faßte; erschrocken zog sie sie zurück und sah mit Ekel auf ihren noch vor einer Minute so schönen gelben Handschuh, der nun braun war, wie die schmutzigen Hände des Heiligen.

Eduard, sagte sie mit einer Grimasse, befreien Sie mich von diesem Handschuh!

Eduard lächelte, zog ihr den Handschuh ab und warf ihn in den Bosporus. Da werfen wir wieder einen Jugendtraum ins Wasser, sagte er mit affektirter Traurigkeit.

Spotten Sie nicht, lieber Eduard, sagte Mary, weiter reitend und wieder verdrießlich. Sie wissen nicht, wie sehr Sie an meinen Enttäuschungen betheiligt sind. Was mich hier im Orient am Meisten ärgert, ist der Mangel an allen Abenteuern, denen man nach all den Büchern alle zehn Schritte begegnen sollte. Noch habe ich nicht gehört, daß ein einziger Mann unserer

Bekanntschaft hier ein Abenteuer gehabt hätte, wo es doch Harems, Schwarze, Stumme, schöne Tscherkessinnen und eifersüchtige Türken gibt. Eduard, haben Sie schon ein Abenteuer gehabt?

Nur Abenteurer haben Abenteuer, antwortete Eduard trocken.

Sie irren sich, rief Mary gereizt, außerordentliche Ereignisse begegnen nur außerordentlichen Menschen.

Ich bin kein außerordentlicher Mensch, erwiderte Eduard eben so trocken, wie vorher.

Mister Eduard, Sie sollten es schon wissen, daß eine Engländerin nur außerordentliche Menschen lieben kann.

So sprechend, gab Mary ihrem Pferde einen Schlag und galoppirte fort, in ein Seitenthal einbiegend. Schweigend folgte ihr der junge Diplomat. Die Verstimmung, die sichtlich zwischen Beiden herrschte, that ihm weh, und er dachte nach, wie er Mary wieder in gute Laune bringen könnte. Er hätte in dem Augenblick Alles gethan, nur um ihr wieder zu gefallen.

Sie ritten einen Hügel hinan, auf schmalem Wege, der rechts von dichtem Gebüsch, links von einer langen, weißen Mauer, über welcher sich noch eine hölzerne Wand erhob, begränzt war.

Was bedeutet diese Bretterwand auf der Mauer? fragte Mary.

Sie soll die Blicke der Neugierigen abhalten, antwortete Eduard, da man ohne diese Wand von jenem Hügel aus in die Gärten sehen könnte.

Und warum soll man nicht in die Gärten sehen können? fragte Mary wieder.

Nun, weil es die Gärten eines Harems sind.

Eines Harems? fragte Mary, indem sie Halt machte.

Ja, des Harems Abdul Pascha's, eines schrecklich eifersüchtigen Türken, der die schönsten Frauen Konstantinopels haben soll.

Eduard, rief Mary mit strahlenden Augen, Eduard, Sie sollen ein Abenteuer haben!

Der junge Mann erschrak. Welcher tolle Gedanke, rief er,

fährt Ihnen wieder durch den Kopf! Sie sind in diesen zwei Jahren verzweifelt englisch geworden.

Sagen Sie, was Sie wollen, antwortete sie lachend, Sie sollen und müssen ein Abenteuer haben. Sie werden über diese Mauer steigen, und wenn Sie die Frauen Abdul-Pascha's im Garten finden, so bringen Sie mir einen Schleier, einen Pantoffel oder irgend eine Beute, die ich als Andenken aufbewahren kann.

Eduard sah sie erstaunt an.

Ich scherze nicht, fuhr Mary fort, ich verlange es als ein Zeichen Ihrer Freundschaft, Ihrer Liebe, was Sie wollen, wenn Sie das Wagestück unternehmen.

Mary! sagte der junge Mann mit ernster Miene, bedenken Sie, welchen Skandal das verursachen würde, bedenken Sie meine Stellung und die Verlegenheiten, die ich meiner Gesandtschaft bereiten würde. Es ist nicht die Gefahr, die . . .

Pah, Sie haben Furcht! unterbrach ihn Mary.

Und ich soll Sie, die mir Ihr Vater anvertraut hat, hier allein lassen? sagte Eduard.

Ich, sagte Mary betonend, ich habe keine Furcht. Hier, hinter den Büschen würde ich Sie erwarten.

In ihren Zügen lag ein so deutlicher Zweifel an seinem Muth, er sah eine so lange Reihe von Sticheleien und vielleicht noch Aergeres vor sich, daß er sich entschloß, für die kleine grillenhafte Person, die er von Herzen liebte, eine Dummheit zu begehen. In einer Art von Verzweiflung sprang er vom Pferde, führte es dicht an die Mauer, streichelte es einen Augenblick, daß es still stehe, und sprang dann auf den Sattel, den obersten Rand der Mauer mit den Händen fassend. Die Engländerin klatschte vor Freude in die Hände. Mit einem Schwunge war er auf der Mauer. Auf dem schmalen Rande, den die Bretterwand übrig ließ, stellte er sich mit breiten Beinen auf, drückte, und zwei Planken fielen lärmend in den Garten. Eine Sekunde später verschwand er durch die Lücke im Garten.

Mary stieß unwillkürlich einen Schrei aus. Sie vergaß es, sich während der Abwesenheit Eduards im Gebüsche zu verstecken, und blieb horchend in der Nähe der Mauer. Da hörte sie plötzlich hülferufende weibliche Stimmen, die von fliehenden, nach allen Seiten sich zerstreuenden Frauen zu kommen schienen und sich am Ende an einem Punkte, dem Hause zu, das am Abhange des Hügels stand, verloren. Dann wurde es still. Mary zitterte am ganzen Leibe, sie fing an, sich Vorwürfe zu machen, daß sie Eduard in so augenscheinliche Gefahr und aus bloßem Muthwillen gezwungen habe. Indeß blieb es geraume Zeit still, und sie tröstete sich wieder, blickte aber doch besorgt über die Gartenmauer, der Lücke entgegen, aus der sie Eduard erwartete. Mit Einem Male aber kamen vom Hause her die Stimmen wieder zurück, dießmal mit größerem Lärmen und mit männlichen Stimmen gemischt. Eduard! Eduard! rief Mary und ritt die Mauer entlang auf und ab, als ob sie einen Eingang suchte; dann wieder ritt sie dem offenen Felde entgegen, ob sie nicht einen Franken entdecken und zur Hülfe rufen könnte. Zu ihrem größten Schrecken hörte sie zu den schreienden Stimmen nun auch das Klirren von Waffen. Sie ermorden ihn! schrie sie außer sich, und ich bin seine Mörderin! Gott, warum war er nicht so klug, mich reden zu lassen?

Da bebte es in den Zweigen einer Zypresse, welche die Holzwand überragte, und aus dem dichten Gezweige sprang Eduard auf die Bretterwand. Ein Schuß fiel im Inneren des Gartens, und die Kugel pfiff an Eduard vorbei. Schon stand er auf der Mauer. Mary faßte sein gutes anatolisches Pferd, das noch an derselben Stelle stand, wo er es gelassen, und führte es am Zügel schnell dahin, wo er eben von der Mauer sprang. Schnell fort! rief er und schwang sich in den Sattel.

Wie der Wind sausten sie davon, und als sich Mary ängstlich umsah, erblickte sie auf der Höhe der Mauer drei Schwarze, die ihnen nachdrohten. Mehr aber erschreckte sie das Blut, das an Eduards linker Schulter herabrieselte.

Um Gottes Willen, Sie sind verwundet! rief sie.

Es ist nichts, Miß! sagte Eduard so trocken und ernst, daß sie nicht weiter zu sprechen wagte; doch bemerkte sie, daß er die Zügel in der rechten Hand hielt. Die Thränen standen ihr in den Augen, und sie hätte gern gehalten, um ihn um Verzeihung zu bitten. Aber er sprengte unaufhaltsam fort, und sie hatte auch nicht den Muth, ihn aufzuhalten, da sie nicht wußte, wie weit die Wunde gefährlich war oder nicht.

Die Pferde troffen, als sie im Hotel zu Pera ankamen. Eduard gab ihr den Arm und führte sie schweigend ins Zimmer. Dort angekommen, wollte Mary nach einem Wundarzte schicken und machte sich bereit, allerlei Verbandzeug aus dem Reisekoffer zu holen.

Lassen Sie das, liebe Miß, sagte Eduard kalt; es war keine stoische Affektation, als ich Ihnen sagte, daß es nichts sei; in wenigen Tagen wird die unbedeutende Wunde von selbst geheilt sein. Setzen Sie sich gefälligst auf den Divan, und ich will Ihnen, um Ihrer kindischen Lust nach Abenteuern zu genügen, und da ich in Ihrem Auftrage gehandelt, von den Vorgängen im Garten getreuen Bericht erstatten.

Mary that, wie er sagte; sie hatte nicht den Muth, ein Wort zu sprechen, und Eduard begann:

Also ich sprang durch die Bretterwand in den Garten, mitten in ein Blumenbeet. Während dieser kurzen Reise überblickte ich das ganze Terrain der mir von Ihrer Güte angewiesenen Thätigkeit. Auf den Sandpfaden, die den blumen- und gebüschreichen, aber baumarmen Garten durchziehen, lustwandelten drei oder vier weiße Frauen mit vielleicht eben so vielen schwarzen Sklavinnen, jedoch getrennt von einander, in verschiedenen Gruppen. Das Krachen der Bretter mochte sie aufmerksam gemacht haben; denn im ersten Momente meines Anlaufes waren schon sämmtliche Gesichter gegen mich gewandt. Mein Sprung versetzte sie in sprachloses Erstaunen; nur hier und da hörte ich einen leisen Schrei der Ueberraschung. Die Stille dauerte einige Sekunden,

und es schien mir — in solchen Momenten denkt man schnell —, als hätten die Damen keine Lust, um Hülfe zu rufen. Aber eine Schwarze gab das Signal; plötzlich kreischte sie auf und eilte kreischend den Abhang hinab dem Hause zu. Darauf fingen auch die anderen, wie aus einem Traume erwacht, zu schreien und zu laufen an. Aber nicht alle liefen dem Hause zu. Eine der Frauen, die sich im obersten Theile des Gartens befand und die an mir hätte vorüberlaufen müssen, versteckte sich, nicht ohne mich erst gemustert zu haben, in einer kleinen Laube. Instinktmäßig, ich möchte sagen: magnetisch angezogen, stürzte ich der Laube zu. Mein Gott, welch ein Anblick! Die herrlichste Tscherkessin, die je um 60,000 Piaster nach Stambul verkauft worden, lag auf einem Polster im Hintergrunde der Laube schleierlos vor mir. Meine Augen tranken den ganzen unbeschreiblichen Anblick auf Einen Zug. Nie sind mir so vollendete Züge, so glühende und schmachtende Augen, so lange seidene Wimpern, eine so herrliche Gestalt vorgekommen.

Mary athmete schwer auf: Diese Odalisken sind Gänse, die wie Enten watscheln. Sie haben es ja selbst gesagt.

Ich bitte die Odalisken und ich bitte Sie um Verzeihung; ich habe gesündigt. Auch danke ich Ihnen, Miß Mary, daß Sie mich zu diesem Abenteuer gezwungen haben, ohne welches ich den schönsten Geschöpfen der Erde ewig Unrecht gethan und eine süße Erfahrung weniger gemacht hätte.

Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, sagte Mary in etwas gebieterischem Tone.

Wohl! Sie lag zitternd vor mir, zitternd und doch lieblich lächelnd. Ich verneigte mich so tief vor ihr, wie ich mich nicht vor dem Sultan verneigt habe, und küßte ihre Hand. Wieder lächelte sie über diese sonderbare Sitte der Franken, aber sie ließ es gütig geschehen. Kadine, sagte ich, du Blume des Harems, du bist das Licht meiner Augen. — Erlassen Sie mir die weitere Erzählung; was ich that und sagte, that und sagte ich wie im Rausche. Ich weiß nur, daß mich Fatme selbst . . .

Fatme heißt sie? fragte Mary.

Ja, Fatme, wie die schöne Tochter des Propheten, die ihr gewiß an Schönheit nachstand. Ich weiß nur, sagte ich, daß mich Fatme selbst zu gehen bat, als sich vom Harem herüber schreiende Stimmen hören ließen. Ich gehe nicht! rief ich, wenn du mir nicht ein Andenken mitgibst. Nimm, sagte sie, und ich ergriff diesen Pantoffel, der ihr vom Fuße gefallen war.

Bei diesen Worten zog Eduard einen rothsammtnen, mit Gold gestickten und mit kleinen Perlen besetzten Pantoffel aus der Brusttasche und stellte ihn vor Mary auf den Tisch. Mary ergriff ihn rasch und betrachtete ihn von allen Seiten.

Eigentlich eine geschmacklose Arbeit, murmelte sie.

Aber sehen Sie nur, wie klein! rief Eduard.

Ja, so ziemlich! antwortete Mary mit spöttischem Gesichte und fügte hinzu: Die Türkinnen gehen so einwärts, Das entstellt den schönsten Fuß.

Die Türkinnen wohl, aber nicht die Tscherkessinnen, erwiderte Eduard lebhaft.

Mag sein! fahren Sie fort.

Ich sprang auf und sah mich nach einem Ausweg um, aber schon kamen zwei Schwarze fluchend und schimpfend auf mich los. Zum Glück war der Eine so fürchterlich dick, daß er nicht fort konnte und ich es erst nur mit Einem zu thun hatte. Er sprang auf mich zu und packte mich am Arm; aber ich rang mich los und versetzte ihm einen so heftigen Stoß auf die Brust, daß er rückwärts zusammenstürzte. Bei diesem Anblicke blieb der andere Schwarze erschrocken und in gehöriger Entfernung stehen, dafür aber schrie er desto heftiger um Hülfe. Ich sah mich indessen aufs Neue um, wie ich entkommen könnte; aber die Mauer war zu hoch zum Erklimmen, und ich hatte nicht, wie draußen, mein Pferd als Fußgestell. In meiner Verlegenheit hörte ich hinter mir die Worte: Auf den Baum, auf den Baum! Es war Fatme, die mir diesen einzigen Ausweg zur Rettung bezeichnete. Ich warf ihr noch einen dankbaren Blick zu und eilte der Zypresse

entgegen; aber die Zypresse steht gerade auf dem Wege, der vom Hause heraufführt und auf dem so eben noch ein dritter Feind, eine Art Kawaß oder Trabant mit einem Gürtel voll Waffen, auf den Schauplatz eilte. Beide hatten wir so große Eile, daß wir auf dem schmalen Wege heftig auf einander stießen und wieder aus einander prallten. Er zog seinen Handschar und hieb nach mir, ich parirte so, daß er mir die Schulter nur streifte; zugleich faßte ich seinen rechten Arm und bog ihn so heftig über die Schulter zurück, daß er vor Schmerz die Waffen fallen ließ. Diesen günstigen Moment benutzte ich, die Zypresse zu erklimmen, und ich beeilte mich um so mehr, die Höhe der Bretterwand zu erreichen, als ich aus dem Laube des Baumes sehen konnte, daß ein neuer Schwarm von Schwarzen und Weißen mit Feuergewehren herbei kam. Diese schickten mir aus weiter Ferne noch eine Kugel nach. Das Uebrige wissen Sie.

Mit diesen Worten stand Eduard auf und ergriff seinen Hut.

Bleiben Sie nicht zum Thee? fragte Mary mit etwas zitternder Stimme.

Ich danke, Miß Mary, antwortete er, ich muß denn doch meine Wunde verbinden lassen. Ich muß Sie auch im Voraus um Vergebung bitten, wenn ich in der nächsten Zeit meine Pflichten als Cicerone etwas vernachlässige. Ich werde schwerlich vor nächstem Freitag ausgehen können.

Warum gerade Freitag?

Ich habe an diesem Tage einen wichtigen Gang zu machen, antwortete Eduard lächelnd.

Eduard! sagte Mary, indem sie zu lächeln versuchte, gestehen Sie, daß Ihre Fatme eine bloße Erfindung ist.

Miß Mary, antwortete er, Sie können sie nächsten Freitag im Thale der süßen Gewässer leibhaftig selber sehen.

Das ist also Ihr wichtiger Gang! rief sie zornig. Ich hätte nicht geglaubt, fügte sie spöttisch lächelnd hinzu, daß Sie in so kurzer Zeit Rendezvous zu arrangiren verstehen. Es ist Das ein neues Talent, das ich an Ihnen entdecke.

Die Umstände wecken die Talente, sagte er, die Achsel zuckend, indem er sich verneigte und die Thür ergriff. Doch blieb er einen Augenblick stehen, schien nachzudenken und kehrte wieder an den Tisch zurück.

Miß Mary, sagte er in schmeichlerischem Tone, dieser Pantoffel gehört Ihnen mit Recht, da ich ihn für Sie geholt habe. Indessen kann er für Sie keinen Werth haben; im Bazar finden Sie tausend schönere. Mich aber wird sein Besitz außerordentlich erfreuen; wollen Sie mir ihn nicht überlassen?

Nichts da, Herr Baron! rief sie, indem sie aufsprang und den Pantoffel mit einiger Heftigkeit ergriff; der Pantoffel gehört mir und bleibt mein.

Wie Sie wünschen, antwortete Eduard ruhig. Ich möchte um keinen Preis, fügte er abwehrend hinzu, daß Sie mich für verliebt in Fatme halten.

Er verneigte sich abermals und ging.

Am anderen Morgen gab Eduard sämmtlichen Dragomans-Beamten und Dienern der Gesandtschaft den Auftrag, das Gerücht zu verbreiten, daß ein Franke, ein abenteuernder Spanier, der in den Harem Abdul Pascha's eingedrungen, an der Wunde, die er bei dieser Gelegenheit erhalten, gestorben sei. Das Gerücht, dachte er, wird dem Pascha zu Ohren kommen, seine Rache wird befriedigt sein, er wird die Sache nicht weiter verfolgen und so jeder Skandal vermieden. Es kam auch, wie er es wünschte. Zweimal täglich erkundigte sich der Diener Mary's nach Eduards Befinden; Freitag Abends brachte er ein Billet, das so lautete:

„Lieber Freund!

„Ich komme so eben aus dem Thale der süßen Gewässer; ich war glücklich, Sie nicht dort zu finden. Auch Ihre Fatme fand ich nicht, wenigstens paßte auf keine der türkischen Damen Ihre Beschreibung, und ich habe sie, trotz allen Schleiern, ganz genau betrachtet. Gestehen Sie endlich, daß Ihre Fatme eine

Dichtung ist, erfunden, um mich zu quälen oder vielmehr um mich gerecht zu strafen. Wenn Das Ihr Zweck war, so haben Sie ihn, ich gebe es zu, vollkommen erreicht. Ich habe mich all diese Tage mit Vorwürfen und Eifersucht aufs Schrecklichste geplagt. Kommen Sie, sobald es Ihre Wunde erlaubt, daß ich es Ihnen selbst sage, Dieses und Anderes, was Sie wollen.

„Ihre Mary."

Eduard küßte die Unterschrift. Ich bin kein Ritter Delorges, sagte er zu sich selbst, indem er den Frack anzog, und am Ende hat sie mich nicht in einen Löwengarten, wenn auch unter gräuliche Katzen geschickt.

Das Wiedersehen nach drei Tagen war glücklicher, als das letzte nach zweijähriger Trennung. Doch war Mary nicht eher ganz ruhig, als bis Eduard ihr die ausdrückliche Versicherung gab, daß seine Fatme in das Reich ihrer Suleika's und Leila's gehöre.

Aber wie kamen Sie zu dem Pantoffel?

Ganz einfach, Mary: eine der fliehenden Kadinen, denn sie flohen alle, verlor ihn auf der Flucht, und ich habe ihn aufgelesen.

Eduard, sagte Mary nach einigem Nachdenken, Sie sind ein verständiger Mann, und Sie werden mich in der Ehe auf das Zweckmäßigste zu malträtiren wissen.

Das hoffe ich, antwortete er, indem er sie auf die Stirn küßte. Aber zum Andenken daran, daß ich so früh anfangen mußte, wollen wir den Pantoffel unter einer Glasglocke aufbewahren und in Ihrem Boudoir aufstellen. Mit seinen Gold- und Perlenstickereien auf weichem Sammtgrunde ist er ohnehin mehr als jeder europäische Pantoffel das Symbol weiblicher Launen.

Aber wann kehren wir nach Europa zurück? Ich habe die Türkei satt.

Sobald, antwortete Eduard mit diplomatischem Ernst, sobald die Wahrheit des Tansimats und die Freiheit der Donau-Mündungen gesichert sind.

Offenherzig gestanden, kümmern mich diese Dinge nur sehr wenig, versicherte Mary.

Theure Mary, Sie sind eine ächte Engländerin!

Abdallah.

Der Leser erinnert sich noch des schaurigen Ereignisses, das sich im August 1854 auf einer der Donau-Inseln bei Giurgewo zugetragen. Die Baschi-Bozuks, aufgefordert, von ihren Pferden zu steigen und ihre Waffen abzulegen, d. i. sich von ihrem liebsten, fast einzigen Eigenthume zu trennen, um sich in die Reihen der regulären Miliz einfügen zu lassen, weigerten sich, dem Befehle zu gehorchen, wurden umzingelt und zum großen Theile massakrirt: man wollte sie unschädlich machen, nachdem man sie allem Elend ausgesetzt und zu Räubern gemacht, man wollte sie strafen, nachdem man sie zu Verbrechen gezwungen hatte. Wir, nämlich die kleine Gesellschaft europäischer Reisenden, die den Sommer hindurch den Krieg an der Donau als bloße Zuschauer mitgemacht hatten, wir erfuhren dieses blutige Ereigniß während unseres Aufenthaltes in Bucharest. Neben dem Schauer, den uns diese grausame und ungerechtfertigte That einflößte, berührte sie uns noch gewissermaßen persönlich, denn es hieß, daß auch Abdallah, der Kurden-Häuptling, unser lieber Freund und Bekannter, auf der Walstatt geblieben sei. Unter dem ganzen romantischen Gesindel, das der Osten und Süden zur Vertheidigung des Glaubens auf den Aufruf des Padischah über die Balkan-Halbinsel ausgegossen, war Abdallah gewiß die romantischste Gestalt. In seiner Horde war er der schönste Mann; er ritt das schönste Pferd, trug die schönste Tracht und die schönsten Waffen, und er hatte gewiß unter allen seinen Stammgenossen das schönste Herz und den besten Kopf. Wir lernten ihn in Schumla, im Hause des Dr. A. aus Frankfurt a. d. O. kennen,

unter dessen Veranda wir uns des Abends zu versammeln pflegten. Das Haus des Doktors stand unweit des Hospitals, in einer Ecke des großen, unbebauten Platzes, in dessen Mitte sich die Zelte eines kleinen Kurden-Lagers erhoben. Abdallah war das Haupt dieses Lagers. Sobald er in der Veranda Licht erblickte, kam er heran, grüßte freundlich und setzte sich mit seinem Tschibuk auf den Boden. Sprachen wir Deutsch oder eine andere europäische Sprache, dann suchte er, schweigend, aus unseren Mienen den Gegenstand unseres Gespräches zu errathen, und er setzte uns bei solchen Gelegenheiten durch seinen Scharfsinn oft in Erstaunen. Interessanter aber war er, wenn er sich mit Hülfe des Doktors, der vortrefflich Arabisch sprach und den Dolmetscher machte, am Gespräche betheiligen konnte. Da kamen Worte und Gedanken zum Vorschein, die wir von einem Kurden-Häuptling nicht erwartet hätten, die des gebildetsten und humansten Menschen würdig gewesen wären und doch immer den Stempel des Ostens trugen. Einmal, als eben vom Kriege die Rede war, sagte er: „Allah wirft die Völker von einem Lande ins andere, wie der Worfler den Weizen von einem Orte der Tenne auf den anderen. Die besten Körner fallen in die ersten Reihen, die Spreu flieht im Winde, das Getreide wird gereinigt: Das ist der Krieg." Und ein anderes Mal, da von der Verschiedenheit der Religionen gesprochen wurde, sagte er: „Alle Religionen sind Eine und dieselbe Religion. Sie wird nur auf verschiedenem Boden, unter verschiedenen Himmelsstrichen verschieden, wie eine Pflanze sich auch ändert." — Weniger als diese Ansichten fiel uns sein Haß gegen die Türken auf, denn diesen theilen die Kurden mit den Arabern, und er hat sich bei den ersteren seit dem letzten Kriege noch gesteigert. Abdallah versicherte uns zu wiederholten Malen, daß ihm der Umgang mit den Osmanlis einen wahren Ekel einflöße und daß er jeden Franken dem türkischen Moslem vorziehe.

Als wir in Bucharest den Tod Abdallahs erfuhren, rief unser englischer Freund: „Bei Gott, der Orient hat seinen größten

Philosophen verloren!" und Madame de P., eine ehemalige Kunstreiterin aus dem Pariser Hippodrom, welche dem Hauptquartier in Männerkleidung und als türkischer Lieutenant folgte, hätte in Abdallah gern den schönsten Mann des Orients und Occidents beweint, wenn nicht ihr letzter, erst zweitägiger Liebhaber und Zeltgenosse zugegen gewesen wäre. Doch konnte sie sich nicht enthalten, ihre elegischen Gefühle in einem seufzenden „Pauvre chat!" zusammenzufassen.

Diese Nekrologe waren überflüssig, denn die Nachricht vom Tode Abdallahs war, wie ich vor wenigen Tagen hier in Stambul erfuhr, falsch. Abdallah entging dem Blutbade von Giurgewo. Zwar an Stirn und rechtem Arm verwundet, brach er doch, die Lanze in der einen, die Pistole in der anderen Hand, durch die umzingelnden Reihen der türkischen Soldaten und entkam, Dank den Gazellen-Beinen seines arabischen Schlachtrosses. Er wurde verfolgt, aber wie ein Pfeil flog er durch die Besatzungen der Erdwerke von Slobozia und über die neue Brücke nach Rustschuk, in dessen Häuser-Labyrinthe er dem Auge seiner Verfolger entschwand. Er rannte durch das Gedränge des Bazars, durch das Stadtthor, über die Zugbrücke, eine Schreckensgestalt für Alle, die ihn sahen; denn von seiner Stirn, aus seiner Armwunde floß das Blut in Strömen und blieb in seinem schwarzen Barte, an seinem weißen Mantel in großen Flecken hangen. Ohne zu wissen, wohin, nur durch einen unbestimmten Instinkt geleitet, sprengte er immer weiter, den Berg hinan, weiter über die Heide, durch das wilde Thal des Ak-Lom, vorbei an den freundlichen Karavanseraien, im Dunkel der Nacht durch Rasgrad, immer weiter, bis er bei Morgengrauen in den Lagern der Baschi-Bozuks vor Schumla Halt machte.

Die wilden Gestalten sprangen auf von ihren Teppichen und Matten, umringten ihn in dichten Haufen und bestürmten ihn mit Fragen. Abdallah erzählte ihnen von der Höhe seines Sattels herab, was in Giurgewo vorgefallen, und sie erhoben ein fürchterliches Geschrei, sie nannten Omer Pascha einen Giaur und

Moskow, sie lästerten den Padischah und verfluchten den ganzen Stamm Osmans. Aber als Abdallah sie aufforderte, zu Pferde zu steigen, ihre Waffen zu ergreifen, um ihre Brüder zu rächen und von sich selbst ein gleiches Schicksal abzuwehren, da wurden sie schweigsam, und Einzelne schlichen in ihre Zelte zurück. „Wir vermögen nichts gegen den neuen Krieg!“ sagten die Einen, und die Anderen riefen: „Es steht so geschrieben!“

„Hunde, Söhne von Hunden!“ schrie Abdallah und wandte sein Pferd. Bei einer Fontaine stieg er ab und dachte zum ersten Male an seine Wunden. Er wusch sie mit frischem Wasser, nahm dann das braun- und gelbseidene Tuch aus Bagdad vom Kopfe, zerriß es in zwei Stücke und band das eine um die Stirn, das andere um den Arm. Er hielt in Schumla nur so lange, als nöthig war, um sein Pferd zu füttern und ausruhen zu lassen; dann, mit einigen Lebensmitteln ausgerüstet, ritt er weiter, den Schluchten und Pässen des Balkan zu.

So ging es tagelang durch die wilden Thäler, über die luftigen Berge, die öden Hochebenen, obwohl seine Wunden brannten, das Blut unter den schlechten Verbänden hervorrieselte und seine Kräfte von Stunde zu Stunde abnahmen. Abseits vom Wege, hinter Gebüschen oder Felsen bemerkte er wohl von Zeit zu Zeit Gruppen jener Baschi-Bozuks, die sich längst in die Gebirge zurückgezogen hatten, um sich auf Kosten der armen Dörfer und der vorbeiziehenden Reisenden zu ernähren, aber er verschmähte es, sie um Hülfe anzusprechen oder sie nach den gemachten Erfahrungen zur Rächung ihrer Brüder aufzufordern. Selbst wenn sie an ihn herankamen und ihm Hülfe und Brod und Wasser anboten, wies er sie zurück. So kam er, elend und erschöpft, am südlichen Fuße des Balkan an, in jener Gegend, die im Sommer schöner als die Gärten des alten Schiras in Rosenschimmer prangt, überdeckt von betäubendem Rosenduft. Denn hier fangen die weiten Rosenfelder an, die Millionen und Millionen Blumenköniginnen tragen, deren Blut das berühmte Rosenöl ist. Wie um die Sage des Morgenlandes von der Liebe

Bülbüls wahr zu machen, nisten in den Büschen ringsum zahllose Nachtigallen, die zum Dufte dieser schönen Welt ihre Lieder und melodischen Seufzer mischen. Als Abdallah kam, war es schon stille in dieser Gegend; nur hier und da hing noch ein verwelktes Rosenblatt am Zweige, und die Nachtigallen waren verstummt; Duft und Leben der Rosen waren bereits in die gewaltigen Flaschen gebannt, die man in der großen Rosenöl-Niederlage von Antoniadi, Kiefer und Komp. zu Stambul sehen kann. Aber Abdallah hätte auch den herrlichsten Frühling übersehen, seine Sinne schwanden, und schon halb bewußtlos lenkte er sein Pferd vom Wege ab, einem weißen Schiftlik (Meierei, Wirthschaft) zu, den er nur noch wie im Nebel sah.

Als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, fand er sich auf einem weichen Lager von Schaffellen, unter der Pflege eines Franken und eines jungen holdseligen Mädchens. Der Franke, ein alter Pole und Flüchtling vom Jahre Dreißig, hatte ihn bewußtlos an der Schwelle seines Hauses gefunden und ihn barmherzig bei sich aufgenommen. Abdallahs Wunden waren sorgfältig verbunden, und er fühlte sich unter der Obhut des alten Sarmaten mit dem weißen Schnurrbart, und der jungen Sarmatin, seiner Tochter mit den großen dunklen Augen, unendlich wohl, obgleich die Wunden heißer brannten als zuvor und ein arges Fieber seinen Leib schüttelte.

Viele Tage vergingen, und in diesen vielen Tagen — wir wollen keine Liebesgeschichte erzählen, darum sagen wir es kurz — in diesen vielen Tagen verliebte sich der Kurden-Häuptling in die schöne Polin. Es wird Jedermann so leicht, sich in eine Polin zu verlieben, um wie viel leichter wird es einem heißen Wüstensohne, der von europäischer „Flirtation“ nichts weiß. Er fragte sie kurz und gut, ob sie nicht mit ihm nach Kurdistan gehen und sein Weib werden wollte, und den Vater fragte er nach dem Preise, obwohl es in seinem Lande Sitte ist, sich seine Braut zu rauben und nichts zu bezahlen. Natalie lächelte und hatte keine Lust, ihre Herrschaft vielleicht mit noch zwei oder drei

anderen Frauen zu theilen — um so weniger Lust, als ihr der schöne, schwarzäugige, blasse Abdallah mit der Geiernase und mit seinen schönen Sprüchen in der That sehr gefiel. Aber es kam ein Ereigniß dazwischen, welches das Gefühl der Polin für Abdallah schnell und bedeutend steigerte.

Obwohl er noch mit verbundener Stirn und verbundenen Armen auf den Schaffellen lag, sprang er doch eines Morgens, als er in nächster Nähe des Hauses Flintenschüsse knallen hörte, wie der Löwe von Kurdistan vom Lager auf, ergriff seine lange Flinte und seinen Yatagan und eilte vors Haus. Im Innern des Hofes an der Hofmauer stand zitternd der bulgarische Diener des Hauses, unfähig, seine Büchse zur Höhe der übrigens niedrigen Mauer zu erheben; aber stramm und ruhig stand der alte Pole da, einen Flintenschuß nach dem anderen über die Mauer sendend. Von außen flogen die Kugeln pfeifend herein, dicht an den Ohren des Polen vorbei und in die weiße Mauer des Hauses. Abdallah sah bald, daß es sich hier um einen Räuberüberfall handelte; denn vor dem Hofe sprengten auf ihren Pferden einige der marodirenden Baschi-Bozuks aus dem Balkan hin und her, während andere über die Mauer zu klimmen trachteten. Diesen warf sich Abdallah entgegen. Mit unglaublicher Schnelligkeit hieb er mit seinem Yatagan Einen nach dem Andern auf den Kopf, daß sie blutig zurücktaumelten. Dann sprang er auf die Mauer, zielte lange und schoß einen der Reiter aus dem Sattel. Die Baschi-Bozuks erhoben ein wildes Geschrei, dem Abdallah mit kurdistanischen Flüchen antwortete. Jetzt schien es, als ob ihn Einige aus der Bande erkannt hätten, denn sie stutzten einen Augenblick und sprengten, da Abdallah die Hofthür öffnete und zu ihnen hinausstürzen wollte, in möglichster Eile auf und davon.

Ich wäre der Ueberzahl erlegen, sagte der Pole, indem er Abdallahs Hand ergriff; du hast uns gerettet!

Wie du mich! antwortete Abdallah.

Dieses Ereigniß befestigte die Freundschaft zwischen den drei Bewohnern des Schiftlik, und als nun Abdallah, gänzlich geheilt,

weiter ziehen sollte, beredete er seine Wirthe, ihn bis Stambul zu begleiten. Dieß war ihm um so leichter, als der Pole schon beschlossen, den Schiftlik, den er nur in Pacht hatte, vor dem Winter zu verlassen. Dieser Ueberfall der Baschi-Bozuks war schon der dritte gewesen, und der Pole besorgte mit Recht, daß mit Eintritt der schlechten Jahreszeit die Ausfälle der Räuber aus dem nahen Balkan häufiger, die Gegend noch unsicherer werden könnte.

Die letzten Tage des Oktober sahen den Polen, Natalien und Abdallah in Stambul. Abdallah konnte sich nicht entschließen, hier seine Freunde zu verlassen. Während der ganzen Zeit der Reise und ihres Aufenthaltes in Stambul fuhr er fort, Natalien zu bestürmen. Er bat und drohte, er schrie und weinte vor ihr, ein rasender Roland; sie weinte und jammerte mit ihm, aber die fromme Polin glaubte es von ihrer Religion geboten, Nein zu sagen.

Eines Tages, da Abdallah durch die Straßen Stambuls geht, bemerkt er einen Mann in dunkler Tracht, der sich tief und ehrerbietig vor ihm verneigt, und er erkennt in ihm einen nestorianischen Priester aus seiner Heimat am Euphrat. Abdallah ist erfreut, einen Mann aus der fernen Heimat zu sehen. Auf die Frage, was ihn nach Stambul geführt, antwortet der Nestorianer nur ausweichend und in sichtbarer Verlegenheit. Doch weiß Abdallah, bei welchen Gelegenheiten und zu welchen Zwecken schon früher oft Nestorianer und Jessiden, die beiden verfolgten Sekten am Euphrat, Abgesandte nach Stambul geschickt haben, und nach einigen Fragen ist ihm auch die Sendung Chawals, so hieß der Priester, kein Räthsel mehr. Die Nestorianer haben gehört, daß jetzt für die Christen eine gute Zeit gekommen sei, daß Franzosen und Engländer den Rajahs Rechte und Sicherheit verschaffen, und sie wollen in ihrem entfernten Winkel nicht vergessen sein, wollen der Gunst der Zeiten theilhaftig werden — was sie aber vor Allem wollen, ist Schutz und Sicherheit vor den räuberischen Kurden. Zur Hälfte sagt das der Nestorianer, zur Hälfte erräth es der Kurde.

Abdallah schießt ein Gedanke durch den Kopf. Chawal, sagt er, der Arm der Franken reicht nicht bis in unsere Berge, und daß uns der Türke keine Gesetze vorschreiben kann, haben wir bewiesen. Wenn ihr Sicherheit haben wollt, könnt ihr sie nur von den Kurden selbst erlangen, und wenn du thun willst, um was ich dich bitten werde, so schwöre ich dir bei Allah und seinem Paradiese, daß ihr ruhig unter uns leben sollt.

Chawal hört ihn mit Freude und verspricht ihm, zu thun, was thunlich ist. Abdallah, der es längst wußte, daß an Nataliens Widerstande nur ihre religiösen Gefühle schuld seien, will sie nun durch eben diese Gefühle zum Nachgeben bewegen. Einem christlichen Priester, hofft er, wird sie nicht widerstehen. Er macht vor Chawal kein Hehl aus seiner Liebe, und er fordert ihn auf, hinzugehen und der Christin zu sagen, daß sie der Schutzengel ihrer christlichen Brüder am Euphrat werden, daß sie sich ihren Segen und den Segen Gottes verdienen kann; daß sie ein gottgefälliges Werk thue, wenn sie den Bitten Abdallahs nachgebe — daß ihm aber ihre fernere Weigerung ein Beweis des tiefen Abscheues sein werde, den die Christen vor dem Moslem hegen, und daß ihre sämmtlichen Brüder am Euphrat die Strafe für diesen Abscheu empfinden sollen.

Chawal that, wie ihm gesagt ward, und er that es, wie es scheint, mit priesterlicher Geschicklichkeit; vielleicht war es auch leichter, die Polin zu überreden, als sich der naive Sohn Kurdistans eingebildet. Genug, Natalie gab nach, nachdem Abdallah geschworen hatte, nie ein zweites Weib in sein Zelt zu führen und als Häuptling seine ganze Macht zum Schutze der Christen seines Landes anzuwenden.

Ende November ging die ganze Karavane, bestehend aus dem alten Polen, seiner Tochter, Abdallah, Chawal und ihren Dienern, über den Bosporus und verschwand spurlos im Innern Asiens. Erst in diesem Monate März erhielt man hier in Stambul ein Lebenszeichen von den Verschwundenen. Es kam ein Brief des alten Polen an einen seiner Landsleute, welcher

Einzelnes über den Kurden-Aufstand enthielt und dem Schreiber dieser Zeilen mitgetheilt wurde. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich die ganze Geschichte und dazu, daß sich Natalie im schwarzen Zelte ganz wohl befinde, und endlich, daß Abdallah in seiner Heimat geneigtere Ohren und Herzen gefunden als in Schumla, daß er als einer der Haupturheber des kurdischen Aufstandes zu betrachten und an der Spitze mehrerer Horden stehe. Omer Pascha hat wohl nicht geglaubt, daß sich Das aus seiner That entwickeln, daß der auf der Donau-Insel ausgestreute Same am Euphrat aufgehen werde.



89049241359
b89049241359a

